Lyra und Harfe.
Liederproben
von
Georg Keil.
Leipzig
Friedrich Fleischer
1854

Lyra und Harfe,

Liederproben

von

Georg Keil.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Inhalt.

	Seite
Vorwort	III
Lyra und Harfe	1

Lieder.

Dichters Gesang	5
Abends	6
Rastloses Sehnen	8
Auf dem Wasser	9
Traum der Liebe	10
Liebessuchen	12
Der Tag des Herrn	14
Frühlingslied	16
Bild	18
Absicht	19
An den Mond	20
Macht der Liebe	22
Trost	23
An die Nachtigall	24
Mahnung	25
Letztes Ziel	26
Die Entfernte	28
Lied eines Abwesenden	29
Die hellen Tage	31
Wünsche	32
Der geliebte Name	33
Liebesliedchen	34
Sonst und jetzt	35
Sprache der Liebe	37
Zeit der Liebe	38

Seite

Des Alters Sehnsucht 39
Liebesverzagen 40
Stürmische Nacht 41
Dichterjagd 42
Der gefangene Schmetterling 43
Lenz und Herbst 44
Die Schlacht 46
Meine Begleitung 47
Im Winter 48
Verschwiegene Liebe 49
Das Veilchen 50
Der große Wunsch 51
Thränen 53
Liebestreue 54
Unerfüllte Wünsche 56
Abendgang 57
Schweigsamkeit der Liebe 59
Die Erscheinung 60
Alles aus Liebe 62
Das Verbot 63
Liebesverschmähung 65
An den Schlaf 67
Liebesgeheimniß 69
An Mina 71
An Luischen 72
Wechsel 73
Spinnerinliedchen 75
Der Musikant 77
Liebeskur 79
Frauenträume 80
Liebe 82
Einsamkeitsklage 84
Glaube 86
Frühlingsstürme 87

Seite

An die Nacht 88
Die erste Zeit 90
Des Jägers Lust und Leid.
1. Abschied 91
2. Wanderung 93
3. Wegweiser 95
4. Das Jägerhaus 96
5. Die Försterin 98
6. Jägerlied 99
7. Liebesinnen 101
8. Liebesnoth 102
9. Der Müller 104
10. Liebessorgen 106
11. Liebesmuth 108
12. Eifersucht 109
13. Blumenorakel 111
14. Entschluß 113
15. Gottesdienst 115
16. Liebesglück 117
17. Morgen! 119
18. Erfüllung 120

Ländliche Lieder.

Woher die Liebe kam 125
Mailied 127
Der Genügsame 128
Der neue Schatz 130
Der Schwur 131
Gang zum Liebchen 132
Ungetreue Liebe 134
Frühlingsliebe 136

Romanzen und Balladen.

Der verlorene Kranz 139
Herein! 141

Seite

Der Wanderer 143
Der Vatermörder 146
Der Mutter Lästerstein 147
Der geprellte Teufel 149
Die todte Braut 155
Der Graf und die Schäferin 158
Der Dieb 161
Die Unbesungene 164
Augenoffenbarung 166
Das Geistermahl 170
Die Brautfahrt 175
Der Rebell 177
Die Verlobungsringchen 179
Des Kindes Tod 181
Feuersegen 183
Der Schiffbrüchige 185
Die Irrlichter 187
Otto der Schütz 191
Die Geisterkirche 195
Des Königs Schatten 198
Der Pfeifer 201
Der Riz 203
Die Mutterin 206
Die verlassene Braut 209
Der Fluch 210

Epigramme und Gnomen.

Dichterwahrheit 215
Jugend und Alter . . . . . —
Berg und Wiege 216
Des Armen Grab . . . . . —
Des Alten Begräbniß . . . . . —
Das Glückskind 217
Ihrem . . . . . —

Seite

Wunden 217
Schmerzlos 218
Der Feige . . . . . —
Sprachbemerkung . . . . . —
Der Meersturm 219
Der Schiffer . . . . . —
Göthe's Werke 220
Blüte und Frucht . . . . . —
Tugend und Laster . . . . . —
Der Verräther 221
Argwohn . . . . . —
Ueberdruß . . . . . —
Reue . . . . . —
Vorsicht 222
Schmerz . . . . . —

Erotische Epigramme.

Warnung 223
Auf eine Maske, die einen Brief verbarg . . . . . —
Sappho . . . . . —
Rath 224
Amor und das Kind . . . . . —
Amors List . . . . . —
An Amor 225
Verwandlung . . . . . —
Der Alte . . . . . —
Der Kuß 226
Gang zur Geliebten . . . . . —
Mahnung 227
Abschied . . . . . —
Die Verrätherin . . . . . —

Sprüche.

Fünf und funfzig . . . . . von Seite 231 bis 241

Seite

Vermiſchte Gedichte.

Mit einem Vergißmeinnicht 245
Die Nachbarin 246
An meinen jüngſtgebornen Sohn 247
Auf dem Gottesacker 248
Höchſter Schmerz 249
Violette.
Der Ungeduldige 250
Der Liebende 251
Der Halsſtarrige . . . . . —
Der Zweifelnde 252
Der Kranke . . . . . —
Die Unvermählte 253
Anakreontiſche Lieder.
1 bis 5 . . . . . von Seite 254 bis 259
Der Flaustock 260
Die Kreuzſchnäbel 263
Der heilige Euſtachius 265
An D. Aug. Duran 269
An denſelben 270
An Signore de Scolari 271
An Schwiegervater 272

Druckfehler.

S. 83 Zeile 5. v. unten ließ: nah' ſtatt: nah
— 91 — 4. v. u. ließ: Weh ſtatt: Weh'
— 156 — 12. v. u ließ: Haare ſtatt: Haar
— 178 — 5. v. oben ließ: Arm. ſtatt: Arm
— 179 — 10. v. u. ließ: leg' ſtatt: 'leg

Vorwort.

Der Kaufmann wählt aus ſeinem Waarenhaus
Sich Bänder, Tücher, bunte Stoffe aus,
Und hängt ſie auf, in ſchönen Rahm gepaßt,
Als Probe, was ſein reiches Lager faßt.
Da kommen nun der Käufer mancherlei
Zu wählen und zu feilſchen bald herbei.
Der braucht ein derbes, warmes Winterkleid,
Der einen Rock für heiße Sommerszeit.
Die Jungfrau ſucht ein zartes Brautgewand,
Das Mädchen fragt nach leichtem Modetand.
Dem unverwöhnten Käufer ſchlicht und ſchlecht
Iſt was ihm nur der Kaufmann bietet recht;
Ein Andrer iſt im Wählen neunmalklug,
Das Beſte ſelbſt iſt ihm nicht gut genug.
Der Kaufherr weiß, obwohl ſein Laden voll,
Nicht wie er Aller Wünſch' erfüllen ſoll.
Zu leicht iſt dem die Waare, dem zu ſchwer,
Dem viel zu bunt und dem zu farbenleer.

So sieht er manchen Käufer zweifelnd stehn,
Und manche schöne Käuf'rin wieder gehn;
Doch ist es ihm schon lohnender Gewinn,
Ist seine Waare nur nach Manches Sinn.

Dem Kaufmann gleich stellt auch der Dichter hier
In einem Rahm von feinem Druckpapier
Von seinen Waaren bunte Proben aus,
Die er gewählt aus seinem Vorrathshaus.
Die Waare ist nicht von der schweren Art,
Das sei im voraus treulich offenbart;
Nur kleine Lieder sind's ohn' allen Prunk
Und ohne hohen Dichterphrasenschwung,
Nur Lieder, wie sie Mancher wohl sich singt,
Wenn ihn ein inn'rer Trieb zu singen bringt.
Drum thut es auch das Lesen nicht allein,
Die meisten wollen auch gesungen seyn.
Dann erst erhalten sie den rechten Klang;
Des Liedes Seele ist ja der Gesang.
Und wenn Ihr nach dem Text der Lieder fragt,
So sei im Allgemeinen noch gesagt:
Es sprossen Wiesenblümchen da und dort,
Vielleicht auch eine Ros' am kühlen Ort.
Es wird geliebt, getändelt und gelacht,
Beträchtlich auch geweint in stiller Nacht.

Doch trifft auch hier das alte Sprichwort ein:
Nach vielem Regen folgt bald Sonnenſchein.
Dann wird verſucht ein freier, muntrer Scherz,
Auch wohl ein ernſtes Wort für Geiſt und Herz.
Ja ſelbſt das Grauſige iſt nicht verſchmäht.
Wer hieße ohne dieß jetzt ein Poet?

So findet Mancher wohl, was er bedarf,
Iſt nur im Wählen er nicht allzuſcharf.
Doch Alle werden nicht befriedigt ſeyn.
Wann fiele auch im Traum ſo etwas ein?
Wie Viele tadelnd von dem Kaufmann gehn,
So wird's auch unbezweifelt hier geſchehn.
Wer wäre wohl, der Tadel nie erfuhr?
Man tadelt ja ſelbſt Gott und die Natur.
Drum ſoll auch Tadel uns willkommen ſeyn,
Iſt nur der Tadel wahr, die Abſicht rein.
Sei aber drum dem Sänger der nicht gram,
Der unbefriedigt vom Beſchauen kam.
Gern hätte Beſſ'res man ihm dargereicht,
Wär' nur das Können wie das Wollen leicht.

Und nun, Ihr weiſen Herr'n und klugen Frau'n,
Bemüht Euch, ſelbſt den Kram Euch zu beſchaun.

Und wenn Ihr bei dem kritiſchen Geſchäft
Zufällig etwan auf ein Liedchen trifft,
Deß Klang in Eurem Herzen widertönt,
Falls Ihr nicht ſolcher Klänge ſchon entwöhnt:
So denkt bei dieſem gleichen Herzensklang
Mit Liebe deſſen, der das Lied Euch ſang.
Die Pforte iſt geöffnet, tretet ein!
Und laßt den Sänger Euch empfohlen ſeyn!

Lyra und Harfe.

Ein blondgelockter muntrer Knabe,
Die goldne Leier in dem Arm,
Griff er nach seinem Wanderstabe,
Die Heimath schien ihm eng und arm.

Er sang von Sehnen, sang von Hoffen,
Der Himmel glänzte hell und rein,
Es stand die weite Welt ihm offen
Und alle Blüten waren sein.

So zog er aus mit frischem Muthe,
Durchirrte suchend manches Land,
Das Herz geschwellt von heißem Blute,
Sucht' er bis zu dem fernsten Strand.

Und spät, nach langen, langen Jahren,
Kehrt' er zurück, ein finstrer Greis;
Er hatte manches Weh' erfahren,
Sein Scheitel glänzte silberweiß.

Die Freudenlieder sind verklungen,
Die Leier sank aus seiner Hand;
Was er als Jüngling einst gesungen,
Es dünkt ihm jetzt nur eitler Tand.

Die Hoffnung hatt' ihn oft betrogen,
Das Glück verbarg ihm sein Gesicht,
Die Liebe hatt' ihm Treu' gelogen,
Was er gesucht, er fand es nicht.

Nun greift er in die dumpfen Saiten
Der ernsten Harfe krampfhaft ein,
Singt von Entsagen und von Leiden,
Dünkt sich in weiter Welt allein.

Es bluten schmerzhaft seine Wunden,
Wenn seiner Harfe Spiel erklingt;
Er glaubt, er hat es selbst empfunden,
Was er von fremden Schmerzen singt.

Und wer ihn hört bleibt lauschend stehen
Und horcht dem wunderlichen Sang;
Doch Mancher muß von hinnen gehen
Vor innerm heißen Schmerzensdrang.

Lieder.

Was des Jünglings Herz bewegte.
In des Mannes Brust sich regte.
Davon tönen diese Lieder
Als ein fernes Echo wieder.

Dichters Gesang.

Willenlos thut Dichters Mund
Freud' und Schmerz in Liedern kund!

Wie die Lerch' in Himmelshöhen
Singet nur aus innrer Lust:
So muß auch des Dichters Brust
Freud' und Lust im Lied gestehen.

Und wie jene dann im Bauer
Flötend klaget ihren Schmerz:
So kann auch des Dichters Herz
Nicht verschweigen seine Trauer.

Willenlos thut Dichters Mund
Freud' und Schmerz in Liedern kund!

Abends.

Ich lieg' so gern alleine
Am grünen Waldesſaum
Im milden Abendſcheine,
Und träume manch' ſüßen Traum.

Am Abendhimmel ringen
Sich Purpurwölkchen auf.
Wollt Botſchaft ihr mir bringen?
Schickt grüßend ſie euch herauf?

Und eben in den Zweigen
Wird Vögleingezwitſchern laut.
Hat ſie, die mir zu eigen,
Euch Liebes für mich vertraut?

Ihr kleinen goldnen Sterne,
Ihr winkt ſo freundlich mir.
Kommt wohl aus weiter Ferne
Gesendet mir her von ihr?

O hätt' ich eure Flügel,
O hätt' ich euren Schein!
An dieſem Waldeshügel
Lag' ſinnend ich nicht allein.

Ich flog' auf Windesschwingen
Hin zu dem Liebchen mein,
Und flüst' mit Klang und Singen
Ihr heimlich Kämmerlein.

Raſtloſes Sehnen.

Es zieht mich fort und immer fort,
Es treibt mich aus dem engen Haus;
Ich finde Ruh' an keinem Ort,
Weit muß ich in die Welt hinaus!

Es ruft die Flur, es ruft der Quell
Im friſchen, kühlen Waldesgrün,
Und bin ich endlich dort zur Stell',
So muß ich wieder weiter ziehn.

Es winkt der fernen Berge Blau
Hinauf zu ihrem Wolkenſteg,
Und wenn ich dann hinunterſchau',
Zieht weiter ſich der ferne Weg.

Da dehnt ſich aus vor meinem Blick
Das unabſehlich weite Meer.
Wohl dort weilt das erſehnte Glück?
Auch drüben bleibt das Herz mir leer!

Ich muß hinauf, ich muß hinab,
Ich finde nirgends, nirgends Ruh',
Bis einſt das kleine ſtille Grab
Mich deckt mit meinen Wünſchen zu.

Auf dem Waſſer.

Schaukelnd zieht der leichte Nachen
Durch die ſpiegelhelle Flut;
Lauter Jubel, frohes Lachen,
Junger, friſcher Lebensmuth
Tönt von jeder Lippe wieder,
Leis erſchallen Liebeslieder.

Nieder ſenkt in dunkle Wogen
Sich der Sonne Farbenpracht,
Und es ſteigt am Himmelsbogen
Auf die feierliche Nacht;
Tauſend helle Liebesſterne
Blicken aus der weiten Ferne.

Und verſtummet ſind die Lieder,
Alle Augen fallen zu;
Heil'ge Stille ſinket nieder;
Nur ich finde keine Ruh';
Meine Augen füllen Thränen,
Wach wird meines Buſens Sehnen.

Wird nie meine Sehnſucht enden,
Winket mir kein Ruheport?
Ach! wohin ſoll ich mich wenden?
Raſtlos treibt's mich fort und fort. —
Was du ſuchſt weilt nicht hienieden,
Jenſeits findeſt du den Frieden!

Traum der Liebe.

Es ſteht vor ihrem Fenſter
Ein hoher Birkenbaum,
Es ragen ſeine Zweige
Weit in des Himmels Raum.

Und unter ihrem Fenſter
Stand ich wohl tauſendmal,
Und unterm Birkenbaume
Fand uns des Mondes Strahl.

Die Zweige ſind verdorret,
Die Blätter ſind vermeht;
Das Fenſter bleibt verſchloſſen,
Der Riegel zugedreht.

Ach Liebe, ſüße Liebe!
Wie währſt du kurze Zeit!
Wie wandeln deine Freuden
Sich ſchnell in bitt'res Leid!

Der Frühling kehret wieder,
Die Birken werden grün,
Es athmen laue Lüfte
Und alle Blumen blühn.

Doch iſt die Lieb' verheeret,
Dann grünt ſie nimmer mehr,
Ihr Frühling kehret nie wieder,
Das Herz bleibt kalt und leer.

Und iſt das Herz gebrochen,
Dann legt es unterm Baum.
Ach! Liebe, ſüße Liebe!
Du warſt ein kurzer Traum!

Liebesſuchen.

Lieb Blümchen auf der Au',
Mit deinen Aeuglein blau!
Wo drehſt du nur dein Köpfchen hin?
Haſt Nachbarblümchen wohl im Sinn?
Lieb Blümchen auf der Au'!

Lieb Sommervöglein du!
Was ſchwebſt du ohne Ruh'
Dort über'n Blumen her und hin?
Dein Liebchen ſitzt wohl wartend drin?
Lieb Sommervöglein du!

Lieb Vöglein auf dem Baum!
Was zwitſcherſt du im Traum?
Träumſt wohl von deiner kleinen Braut
Und haſt im Schlafe ſie geſchaut?
Lieb Vöglein auf dem Baum!

Lieb Veilchen in dem Bach!
Dem Veilchen hüpfſt du nach?
Was ſoll dein leiſes Flüſtern ſeyn?
Klingt faſt wie Liebesſeufzerlein.
Lieb Veilchen in dem Bach!

Lieb Sternlein in der Nacht!
Für wem die helle Pracht?
Siehſt wohl dein Lieblingsſternlein nahn,
Und blickſt es liebeblinzelnd an?
Lieb Sternlein in der Nacht!

Und ich bin ſo allein!
Seh' trocken hintendrein,
Wenn alles tändelt, ſcherzt und liebt,
Und Freuden nimmt und Freuden gibt.
Und ich bin ſo allein!

O ſüßes Mädchen mein!
Möcht' gern dein Liebſter ſeyn!
Was nimmſt du ſcheu vor mir die Flucht?
Sieh, wie ſich alles liebend ſucht!
O ſüßes Mädchen mein!

Der Tag des Herrn.

Heut' iſt der Tag des Herrn!
Es zieht mich hin in's Freie,
Den blauen Berg hinan!
Mich blickt mit heil'ger Weihe
Die ganze Schöpfung an.
Es ruhet Sabbathesſtille
Noch rings auf weiter Flur;
Es zirpt die muntre Grille
Im feuchten Graſe nur.

Heut' iſt der Tag des Herrn!
Es ſteiget hell die Sonne
In ihren hohen Dom,
Und gießet Freud' und Wonne
Aus ihrem Feuerſtrom.
Es regt ſich neues Leben,
Es regt ſich neue Luſt,
Und fromme Wünſche ſtreben
Aus tiefer Menſchenbruſt.

Heut' iſt der Tag des Herrn!
Es tönen Feſtgeſänge
Vom Kirchlein leis herauf,
Und ernſte Orgelklänge
Sie ſchweben himmelauf.

Es betet die Gemeine
Im engen Gotteshaus,
Ich ſteh' allein und weine
Hier meine Thränen aus.

Heut' iſt der Tag des Herrn!
Die Flur iſt meine Kirche,
Der Berg iſt mein Altar.
Vom bläulichen Gebirge
Zieht her der Sänger Schaar.
Und Opferdüfte wallen
Von Wald und Wieſ' empor,
Und Lobgeſänge ſchallen
Vom ganzen Schöpfungschor.

Heut' iſt der Tag des Herrn!
Ich ſinke betend nieder
Im weiten Gottesſaal,
Und ſtimme meine Lieder
Zum lauten Feſtchoral.
Ich fühle Gottes Nähe,
Von Andacht tief erfüllt,
Und jedes Erdenwehe
Iſt in der Bruſt geſtillt.

Frühlingslied.

Wieſengrün,
Bäumeblüh'n;
Laue Lüfte,
Blumendüfte!
Ringsum neues friſches Leben,
Bruſt geſchwellt von Sehnſuchtsbeben!

Goldner Schein,
Grüner Hain;
Blütenregen,
Saatenſegen!
Wo ſoll ich nur Worte finden,
All' dieß Schöne zu verkünden?

Frühlingsluft,
Weite Bruſt;
Bienenſchwirren,
Taubengirren!
Ach! es iſt zu viel des Schönen
Rings in Düften, Farb' und Tönen!

Maientag,
Finkenſchlag;
Friſche Quellen,
Silberwellen!
Braucht es noch der todten Worte
An des Frühlings Himmelspforte?

Lerchenſang,
Zitherklang;
Nachtigallen,
Roſenhallen!
Fern vom Berge Hirtenflöten,
Friſcher Mädchen hold Erröthen!

Minneraufch,
Wonnetauſch;
Liebesblicken,
Zärtlich Nicken!
Dichter, leg' die Leier nieder,
Hier verſtummen deine Lieder!

Glück.

Suche nicht in weiter Ferne,
Was du trägst in deiner Bruſt!
In ihr ruhn die goldnen Kerne
Jedes Glücks und jeder Luſt.

Hoffend ſchiffſt du über Meere,
Suchſt das Glück im fernen Land;
Doch du füllеſt nicht die Leere,
Stilleſt nicht des Herzens Brand.

Und du wendeſt nach den Sternen
Sehnſuchtsvoll den naſſen Blick,
Siehſt ſie nahen, ſich entfernen,
Ach! und fern bleibt dir das Glück.

Immer wird es dir verſchwinden,
Glaubſt du, ſchon dich ihm zu nahn.
Lerne ſuchen, lerne finden,
Schweife nicht auf ferner Bahn!

Abſch-ied.

Und muß es denn geſchieden ſeyn,
So ſei der Abſchied ſchnell!
Kind, ſtell' dein bittres Weinen ein,
Sieh mir ins Auge hell.

Ach! Scheiden iſt ein durſt'ges Kraut,
Es will begoſſen ſeyn.
Doch in die Zukunft friſch geſchaut,
Die lindert Scheidens Pein!

Schnell folgt ein Tag dem andern nach,
Aus einem werden zwei,
Und eh' man ſichs kaum denken mag,
Iſt ſchnell ein Jahr vorbei.

Dann, Liebchen, kehr' ich dir zurück,
Dann haſt du ausgeweint;
Nichts fehlt uns mehr zu unſerm Glück,
Wir bleiben dann vereint.

Drum trübe mir den Abſchied nicht,
Ich brauche Sonnenſchein.
Es ſoll mir deiner Aeuglein Licht
Mein Wegbegleiter ſeyn.

Nun noch ein Händedruck und Kuß,
Von Lieb' und Hoffnung voll,
Und noch von weitem einen Gruß
Zum letzten Lebewohl!

An den Mond.

Mond, du scheinest freundlich wieder,
Wallest deine Bahn,
Siehst mit hellen Augen nieder
Auf den Wandersmann.

Und es stehen deine Sterne
Glänzend um dich her,
Und es blickt der Pilger gerne
In das Funkenmeer.

Furchtlos geht er am Gestade,
Wo sonst Schrecken wohnt,
Schreitet fröhlich seine Pfade,
Dankt dir still, o Mond!

Ach! da rufst du, ihn zu necken,
Schwarze Wolken her;
Und sie kommen voller Schrecken,
Ein gewaltig Heer.

Geister tauchen aus den Wogen,
Aus dem Dunkel auf;
Drohend kommen sie gezogen
In verworrnem Lauf.

Und es grinzt aus jedem Strauche
Ein Geſpenſt heraus,
Blickt hervor mit ſtierem Auge
In den finſtern Graus.

Strauchelnd geht der irre Pilger
Durch das Waldrevier.
Falſcher Mond, du Lügenträger,
Sag, was that er dir?

Macht der Liebe.

Mein zagend Herz, was klopfest du,
Wenn fern ihr Fußtritt hallt?
Was ſchließeſt du dich krampfhaft zu,
Wenn ihre Stimm' erſchallt?

Was blickſt du, Auge, ſo verſchämt,
Wenn ſtrahlend ſie erſcheint?
Was ſtehſt du ſtarr und wie gelähmt,
Zum Marmorbild verſteint?

Was ſchweigſt du, Lippe, ſonſt ſo laut,
Wenn ſie ſich freundlich naht?
Was ſagſt du nicht, was oft vertraut
Dein Mund geflüſtert hat?

Was zitterſt du, du feige Hand,
Die ſie zum Reigen führt?
Was bebeſt du, wenn ihr Gewand
Im Fluge dich berührt?

O Lieb', o Liebe! wunderbar
Iſt deine Zaubermacht!
Du haſt den, der der Kühnſte war,
Zum Feigen ſchnell gemacht.

Trost.

Halte aus, mein armes Herz!
Kurz nur dauert Erdenschmerz!

Bald nach grausen Ungewittern,
Die der Erde Scheeß erschüttern,
Wälder mähen, Felsen splittern,
Blickt der milde Sonnenschein
Tröstend in das Land herein.
Bald auch endet deine Pein,
Hoff und blicke himmelwärts!
Kurz nur dauert Erdenschmerz!
Halte aus, mein armes Herz!

An die Nachtigall.

O Nachtigall, o Nachtigall,
Dort unterm Blätterdach!
Was machſt du mir mit ſüßem Schall
Die ſtille Liebe wach?

Sie ruhte tief in meiner Bruſt,
Ich war ſo kindiſch froh;
Ich kannte Scherzen nur und Luſt,
Doch Scherz und Luſt entfloh.

Wenn ſchon dein armes kleines Herz
Zerſchmilzt vor Liebespein,
Wie groß muß erſt der Liebe Schmerz
Im Menſchenherzen ſeyn!

Doch kurze Zeit nur klagſt du,
Dein Liebchen hört dich ſchon;
Es ſingt die Gegenliebe zu,
Verheißt die Liebeslohn.

Wann aber endet meine Qual,
Wann endet meine Pein?
Es dringet in mein Kummerthal
Kein Hoffnungsſtrahl herein.

Laß, Nachtigall, dein Singen hier,
Laß hier dein Klagen ſeyn!
Schweig, oder ſing' die Liebe mir
In Schlummer wieder ein!

Mahnung.

Länger dehnen ſich die Schatten
Ueber die beblümten Matten;
Es erbleicht die Farbenpracht,
Tief und tiefer ſinkt die Nacht.

Einſt ſinkt auch dein Abend nieder,
Und kein Morgen kehrt dir wieder;
Matt wird deines Lebens Schein,
Schwarzer Schatten hüllt dich ein!

Letzten Ziel.

Bächlein, ſag', was ſoll dein Eilen?
Willſt du hier nicht länger weilen,
Willſt dein Blumenbette fliehn,
Strebſt nach fernem Meere hin?
Bächlein, ſag', was ſucheſt du?
Suche Ruh'!

Wolken, was ſoll euer Rennen?
Wollt euch von den Fluren trennen?
Hebt mit ungehemmtem Lauf
Euch zum blauen Himmel auf?
Wolken, ſagt, wo eilt ihr zu?
Suchen Ruh'!

Vögel in den blauen Lüften,
Scheidet von den Blütendüften?
Fliegt hin nach fernem Land,
Zieht nach unbekanntem Strand?
Vögel, ſagt, wo wollt ihr zu?
Suchen Ruh'!

Und du, Menſch, mit deinem Streben,
Kannſt auch du nicht ruhig leben?
Unaufhaltſam treibt's dich fort,
Duldet dich an keinem Ort!
Sage, Menſch, was ſucheſt du?
Suche Ruh'

Ruhe suche nicht hienieden!
Jenseits nur wohnt ew'ger Frieden!
Laß' dein Streben, laß' dein Mühen,
Laß' dein Sehnen, dein Ergühen!
Deckt dich einst der Hügel zu,
Hast du Ruh'!

Die Entfernte.

Hat ſich alles denn verändert,
Seit ſie dieſe Stätte mied?
Bach, mit Blumen ſonſt umändert,
Wald mit Nachtigallenlied,
Sind verſtummet deine Lieder?
Welken deine Blumen nieder?

Sonſt voll Blüten dieſe Bäume,
An dem Graſe grün und weich,
Jetzt nur weite, leere Räume,
Blütenlos der dürre Zweig!
Iſt denn aller Reiz verſchwunden
In den kurzen Trennungsſtunden?

Laut erſcholl ſonſt froh Getümmel
Aus dem lichtdurchglänzten Hain,
Jetzt ein trüber Wolkenhimmel,
Kein Geſang, kein Jubelſchein!
Nichts, das Aug und Ohr erlabe,
Stumm und öder wie im Grabe!

Acht ſie iſt ja fortgezogen,
Die die Freude hergebracht.
Nacht umflort den Himmelsbogen,
Alles meint, was ſonſt gelacht.
Kehret ſie wieder, kehret die Sonne,
Kehret mit ihr Glück und Wonne.

Lied eines Thürmers.

Wie wohl iſt mir hier oben
In meinem hohen Haus!
Zum Himmel hoch erhoben
Schweift weit mein Blick hinaus.
Ich kümmre mich nur wenig
Um niedern Erdenlohn,
Und dünke mich ein König
Auf meinem Wolkenthron.

Wenn's dämmert noch im Thale,
Vom Nebel überdeckt,
Werd' ich vom erſten Strahle
Der Sonne ſchon geweckt;
Und wenn in trüber Oede
Schon ruhet Stadt und Feld,
Wird von der Abendröthe
Mein Stübchen noch erhellt.

Die goldnen Sterne neigen
Sich tief zu mir herab,
Faſt kann ich ihn erreichen
Den blanken Jakobsſtab.
Des Mondes freundlich Grüßen
Scheint hell zu mir herein,
Malt meines Lagers Kiſſen
Mit ſeinem Silberſchein.

Wenn unten in der Schwüle
Der matte Wanderer geht,
Wird hier von frischer Kühle
Mir meine Stirn umweht.
Und selbst bei Ungewittern
Verläßt mich nicht der Muth;
Ich kann hier nicht erzittern,
Mein Haus steht fest und gut.

Der Stadt verworrnes Lärmen
Dringt nicht zu mir empor;
Kein Schmerzensschrei, kein Schwärmen
Erreicht mein lauschend Ohr.
Ich seh' dann mitten Treiben
Von meiner Höhe zu,
Wer muß da unten bleiben,
Der findet nimmer Ruh'.

Aus lautem Volksgedränge
Flücht' ich mich hier herauf;
Dort wird das Herz mir enge,
Hier oben geht es auf.
Doch kömmt die letzte Stunde,
So traget mich hinab,
Und gebt im tiefen Grunde
Mir dann mein stilles Grab.

Die hellen Tage.

O! wie wird bei hellen Tagen
Mir das Herz ſo weit, ſo groß!
Alle Sorgen, Schmerzen, Plagen
Bin ich dann auf lange los.
Himmelsblau und Sonnenſchein
Zieht in meinen Buſen ein.

Doch wenn draußen Wetter ſtürmen,
Wenn ſich um der Sonne Pracht
Neidiſch finſtre Wolken thürmen,
Wenn der Tag erſtirbt zur Nacht:
Dann verſchwindet alle Luſt
Mir aus der gedrückten Bruſt.

Heitre Sonnen, leuchtet immer
Mir auf meinem Lebenspfad!
Helle Lüfte, Sonnenſchimmer,
Ihr ſeid mein Erquickungsbad.
Iſt die Reiſe einſt vollbracht,
Dann ſei mir willkommen, Nacht!

Wünſche.

Als ich ein kleiner Knabe war,
Da wünſcht' ich groß zu ſeyn.
Ich wuchs heran von Jahr zu Jahr,
Ward klug noch obendrein.

Ein Jüngling war ich nun, und noch
Hatt' ich der Wünſche viel;
Ein feines Liebchen war jedoch
Jetzt meiner Wünſche Ziel.

Es wurde mein. Und drauf als Mann
Wünſcht' Kinder ich ins Haus,
Und wie man ſie nur wünſchen kann,
So blieben ſie nicht aus.

Nun war ein ernſter Mann ich ſchon,
Wünſcht' Ehre mir und Ruhm;
Und Ehre wurde mir zum Lohn,
Ruhm ward mein Eigenthum.

Und jetzt als Greis hat noch mein Herz
Das Wünſchen nicht verlernt;
Ich wünſch' den Tod mir ohne Schmerz,
Doch noch recht weit entfernt.

Der geliebte Name.

Es ſtehet eine Linde
Am grünen Raſenrain;
Ich ſchnitt in ihre Rinde
Einſt Ihren Namen ein.

Die Rinde iſt geſprungen,
Der Name iſt verwiſcht,
Der Frühling iſt verklungen,
Der Jugendglanz erliſcht.

Doch tief in meinem Herzen
Steht noch der Name feſt,
Es haben bittre Schmerzen
Ihn mir hineingepreßt.

Es haben heiße Thränen
Ihn tief hineingeätzt,
Und unter Gram und Sehnen
Blieb ſtets er unverletzt.

Senkt ihr einſt mein Gebeine
Dort unterm Baume ein,
So grabt auf meinem Steine
Auch Ihren Namen ein.

Liebesliedchen.

Es iſt doch gar ein ſüßes Ding
Das Küſſen!
'S iſt längſt bekannt im ganzen Land,
Weiß aber nicht, wer es erfand
Das Küſſen.

Ich glaub', man lernt' 's den Täubchen ab,
Den Täubchen!
Die küſſen ſich von früh bis ſpat,
Und werden's doch mein Tag nicht ſatt,
Die Täubchen.

Doch kenn' ich etwas Süß'res noch,
Das Lieben!
Es kam von ſelbſt mir in den Sinn,
Und bald war ich ein Meiſter drin,
Im Lieben.

Im Grabe lig' ich lange ſchon,
Im Grabe!
Schlöß' ſich mein Herz der Liebe zu.
Ich glaub', ich find' im Grab' nicht Ruh',
Im Grabe.

O du, mein Liebſtes auf der Welt,
Mein Mädchen!
Reich' mir zum Kuß den ſüßen Mund,
Laß' ſchließen uns der Liebe Bund,
Mein Mädchen!

Sonſt und jetzt.

Als wir noch beide Kinder waren,
Da ſpielten wir oft Frau und Mann;
Sie trug ein Kränzchen in den Haaren,
Ich ſteckt' ein Myrtenreislein an.
Es ſprach des Nachbars kluger Sohn
Auf einem Stuhl den Trauſermon.

Dann hielten wir ein Hochzeitkränzchen
In unſers Gartens Buchengang;
Ich drehte raſch mein kleines Kränzchen,
Dieweil uns Nachbars Fritze ſang.
Zuletzt ging's zu dem Hochzeitmahl
Von Kirſchen in den Gartenſaal.

Wir ſchwelgten drauf in Ehefreuden,
Und eine Puppe war das Kind,
An dem wir beid' uns hoch erfreuten,
Es hüteten vor Kält' und Wind
Ich wiegt' es ſtets zum Schlafen ein,
Sie gab dem Kranken Argnei'n.

Und war das Kindlein nicht zu ſtillen,
So legte ſie's an ihre Bruſt
Und that dem Kleinen ſeinen Willen;
Ich ſtand dabei mit Vaterluſt.
Und ſchlug zum Abſchied dann die Stund',
Küßt' ich ſie auf den kleinen Mund.

Nun ſind wir beide groß geworden,
Die ſchöne Zeit iſt längſt dahin,
Wo ſie gehorſam meinen Worten;
Jetzt hegt ſie ſtrengen Jungfraunſinn,
Sie kömmt nicht mehr in unſer Haus
Und mit dem Küſſen iſt's nun aus.

O würde, was im Kinderſpiele
Sie mir verſprach, doch jetzo wahr!
Wenn es dem Himmel doch gefiele,
Daß ſie mir folgte zum Altar!
O ſüßes, ſel'ges Liebesglück!
Bring die entfloh'ne Zeit zurück!

Sprache der Liebe.

Könnt' ich doch mein Mädchen sehen!
Manches hab' ich ihr zu sagen,
Vieles hab' ich sie zu fragen;
Muß sogleich hin zu ihr gehen!

Und nun bin ich ihr zur Seite.
Nach den ersten Liebesgrüßen
Thu' ich nichts, als sie zu küssen,
Und wir schweigen alle beide.

Und doch weiß sie, was ich sage,
Ohne daß ich Worte brauche,
Wenn ich Liebesküsse hauche.
Küsse sind der Liebe Sprache!

Zeit der Liebe.

Liebe ſchläft, wenn Alles wacht,
Und iſt wach in ſtiller Nacht.

Daß ſie ganz ſich dir enthülle,
Nimm die Stunde wohl in Acht;
Ihre größte Zaubermacht
Gibt ſich kund in nächt'ger Stille.
Wie der Fackeldiſtel Hülle
Nur im Dunkel zeigt die Fülle
Ihrer reichen Flammenpracht:
So wacht Liebe nur bei Nacht.

Des Alters Sehnsucht.

Was ich gewollt, ich hab' es nicht errungen,
Was ich gekennt, ich hab' es treu vollbracht.
Gern hätt' ich euch noch manches Lied geſungen,
Doch tief und tiefer ſinkt des Lebens Nacht.

Als ich noch ſpielt' im bunten Knabenkleide,
Da ſchien das Alter mir ſo weit, ſo fern;
Ich wußte nichts von Kummer, nichts von Leide,
Ich glaubte mich der Freude reichen Herrn.

So folgte Tag auf Tag und Jahr auf Jahre,
Sie flohen unbemerkt dem Freben hin;
Nun ſind zu Schnee gebleicht des Greiſes Haare,
Nun iſt entflohn der leichte Jugendſinn.

Der lange Weg, den ich zurückgeleget,
Er ſcheint mir eine kurze Spanne nur;
Von Allem, was mich ſonſt gerührt, beweget,
Ließ die Erinn'rung kaum noch eine Spur.

Sonſt mochte mich der Erde Luſt beglücken,
Ich lebte nur der ſchönen Gegenwart;
Jetzt muß ich ſehnend nach dem Himmel blicken,
Hinauf geht meines Lebens Pilgerfahrt.

Es ſehnet ſich der halbzerſchellte Nachen
Hin nach des ſichern Hafens ſtillem Raum.
Bald werd' ich dort zum Leben erſt erwachen;
Was ich gelebt war nur ein ſchöner Traum.

Liebesverſagen.

So war es nichts, als nur ein ſchöner Traum,
Der mich mit goldnen Schwingen leis umgaukelt,
Der mich in ſüßen Schlummer eingeſchaukelt,
Und nun verſchwindet gleich des Baches Schaum!

O! wär' ich doch ein Cröſus, reich an Gold,
Wär' ich geſchmückt mit einer goldnen Krone,
Säß ich voll Macht auf einem Königsthrone,
Da wollt' ich frein um's Mädchen lieb und hold.

O! hätt' ich einen liederreichen Mund,
Ich ſprächʼ es aus in rührenden Geſängen,
Ich klagt' es laut in ſüßen Liedesklängen,
Und thät' mein Leid dem holden Mädchen kund.

Ich habe nichts, als nur ein liebend Herz,
Und das iſt längſt der Lieben ſchon zu eigen.
Gern ſagt' ich's ihr, doch muß ich immer ſchweigen;
Sie ahndet's nicht, und kennt nicht meinen Schmerz.

So muß ich nun im Liebesſchmerz vergehn,
Muß meine Leiden ſtill im Herzen tragen;
Und wollte ſie nach meinem Kummer fragen,
Ich könnt' es nimmer, nimmer ihr geſtehn.

Stürmiſche Nacht.

Wie iſt die Nacht ſo fürchterlich!
Der Regen gießt, es heult der Sturm,
Es dröhnt der Fels, es wankt der Thurm,
Und bleiche Blitze ſchlängeln ſich.

Es weilt Entſetzen überall,
Und alles zittert, alles bebt,
Und alles flüchtet ſich was lebt,
Und ſucht ſich einen ſichern Wall.

Und in mir ſtürmt es noch weit mehr,
Das Wetter draußen ſcheint ein Spiel;
Die Zimmerluft iſt bang und ſchwül,
Und auf mir laſtet's centnerſchwer.

Und in den wirren Kampf hinaus
Trag' ich die ſturmbewegte Bruſt.
Ich find' in der Verwirrung Luſt,
Und kehr' beruhigter nach Haus'.

Dichterjugend.

Nur im blütenreichen Lenze
Singt die holde Nachtigall,
Nur im Sommer blüht die Rose,
Hauchet Düfte überall.

Kömmt der Herbst und kömmt der Winter,
Schweigt die Frühlingssängerin,
Und es sinkt die frische Rose
Duftlos und entblättert hin.

Nur der Dichter grünt und blühet
Immer frisch und immer jung,
Ist ihm auch der Lenz entflohen,
Blieb ihm doch Erinnerung.

Jung noch tönen seine Lieder,
Und er singt, was ihn erfreut
In den grünen Frühlingstagen,
Noch in weißer Winterszeit.

Der gefangene Schmetterling.

Laß mich fliegen, wilder Knabe,
Böser Knabe, gib mich frei,
Daß ich mich an Düften labe;
Bald iſt Lenz und Luſt vorbei!

Schone meiner zarten Flügel,
Gönne mir die bunte Zier!
Sieh, von jenem Blumenhügel
Winken helle Blüten mir!

Selber eine zarte Blüte
Sink' ich mit den Blüten hin.
Mir verlieh des Schöpfers Güte
Kurzes Leben, frohen Sinn.

Und es füllen ſüße Triebe
Mir die kurzen Stunden aus;
Ich auch kenne wohl die Liebe.
Laß mich, Knabe, ſchnell hinaus!

Sieh die freundlichen Geſpielen
Dort im milden Sonnenſchein,
Wie ſie ſcherzen, wie ſie ſpielen,
Wie ſie ſchlingen ihren Reih'n!

Nicht verſage mein Verlangen,
Weil du ſelber frei noch biſt.
Hält einſt Liebe dich gefangen,
Weißt auch du, was Knechtſchaft iſt.

Lenz und Herbst.

Mögt den Lenz ihr immer preisen,
Ich zieh' doch den Herbst mir vor!
Bin deswegen noch kein Thor,
Jeder hat so seine Weisen.

Schön sind wohl des Lenzes Blüten,
Schön sein Nachtigallenlied.
Daß ich solche Freuden mied,
Mög' der Himmel mich behüten!

Doch sie dauern kurze Stunden,
Bald verstummt die Sängerin
Und die Blüten sinken hin.
Lenzesluft ist schnell verschwunden.

Aber meines Herbstes Freuden
Sind von dauerhafterer Art,
Sind gleich Lenzesfreuden zart,
Weiß man sie nur recht zu deuten.

Auch der Herbst hat seine Kränze,
Seine Lieder, seine Lust;
Ihnen drohet kein Verlust,
Wie der kurzen Lust im Lenze.

Denn im Herbſte reifen Trauben,
Perlend winkt der goldne Wein,
Ladet uns zu Freuden ein,
Die kein Winterſturm kann rauben.

In dem ſchäumenden Pokale
Schläft ein unvergänglich Glück;
Er bringt uns den Lenz zurück.
Dir, o Herbſt, die erſte Schaale!

Die Schöne.

Ich hab' ein Mädchen jüngſt geſehn
Von reizender Geſtalt.
Ich mußt' ihr ſtets zur Seite gehn
Und konnt' nicht länger widerſtehn
Der Schönheit Allgewalt.

Das Mädchen ich zur ſelben Stund'
Zur Liebſten mir erkor.
Da that ſie auf den ſchönen Mund;
Ich ſeufzt' in meines Herzens Grund:
Ach! hätt' ich doch kein Ohr!

Meine Begleitung.

Bin ich irgend wo allein,
Einſam bin ich nie;
Denn die Phantaſie
Kehret gaſtlich bei mir ein,
Folget mir auf Schritt und Tritt,
Und bringt zum Geleite mit
Ihre Schweſter Poeſie.

Holde Schweſtern, bleibt mir treu
Bis an meinen Tod,
Daß in Freud' und Noth
Ich mich eurer Nähe freu'!
Und iſt einſt mein Weg vollbracht,
Zaubert mir des Grabes Nacht
Um in Morgenroth!

Im Winter.

Wie brauſt der Wind,
Wie rieſelt der Schnee!
Erſtarret ſind
Die Wellen im See.
Wie todt und leer
Die Fluren umher!
Wie ſtumm und verödet der kahle Hain!
Wie trüb' der verſchleierten Sonne Schein!

Durch Schnee, durch Wind,
Durch Sturmesgebraus
Zum holden Kind
In's freundliche Haus!
Ihr Aug' ſo rein
Gibt ſonnigen Schein.
Und wenn mich ihr rothes Mündlein küßt,
Vergeß' ich, daß draußen es Winter iſt.

Verſchwiegene Liebe.

Ihr fragt, wie meine Liebſte heißt?
Das iſt wohl leicht gefragt,
Und wenn ich es euch ſagen wollt',
Wär's auch gar leicht geſagt.

Doch nennen werd' ich nimmer ſie,
Ob ihr auch ſcherzt und lacht;
Ich nenne ſie ja ſelber mir
Nur leis in ſtiller Nacht.

Sie iſt ſo heilig und ſo fromm,
Die ich zur Lieb' erkor;
Ihr Name klingt ſo lieb und zart,
Paßt nicht für jedes Ohr.

Er lautet mir wie ein Gebet,
Das mich zum Himmel hebt,
Mir wird dabei ſo ſeligmild,
Mein Herz vor Wonne bebt.

Drum fragt nicht, wie die Liebſte heißt,
Die ſich mein Herz erwählt;
Frag' ich doch nach den euern nicht,
Obwohl ihr's gern erzählt.

Ein jeder hat ſo ſeine Art,
Ihr tragt die Lieb' im Mund;
Ich ſprech' nicht gern von meinem Glück,
Mir ruht's im Herzensgrund.

Das Bienchen.

Sah ein kleines Bienchen ziehn
Durch die lauen Lüfte.
Bienchen flog zum Blümchen hin,
Lockten's ſüße Düfte.

Leiſe ſchlüpft's in Blümchens Schooß,
Schien ihm zu behagen.
Blümchen wurd's nicht wieder los,
Half kein Flehn, kein Klagen.

Endlich fügt' das Blümchen ſich,
Lernten beid' ſich kennen,
Und ſie wollten ewiglich
Sich nicht wieder trennen.

Mädchen, ſüßes Blümchen mein,
Wirſt du mich verjagen?
Möchte gern dein Bienchen ſeyn,
Wollen uns vertragen.

Hab' nur auf das Bienchen Acht,
Sieh', ich bin nicht ſchlimmer.
Freuden hat es nur gebracht,
Trauer bracht' es nimmer.

Der groſſe Wunſch.

Ein groſſer Wunſch ruht in den Tiefen
Des Menſchenherzens, nie geſtillt;
Er ward, gleich dunkeln Hieroglyphen,
Noch nie erklärt und nie enthüllt.
Du glaubſt des Wunſches Ziel zu kennen,
Doch kannſt du's nicht mit Namen nennen,
Und nimmer wird es dir erfüllt.

Des Wunſches Ziel iſt nicht hienieden,
Der Erde Freuden ſind es nicht;
Doch wenn ein ſtiller Gottesfrieden
Hernieder in dein Leben bricht,
Wenn du mit bebendem Entzücken
Den Freund muſt an den Buſen drücken:
Dann iſt's der Wunſch, der in dir ſpricht.

Wenn einſam nach den ew'gen Sternen
Hinauf du blickſt in ſtiller Nacht,
Wenn hin nach unbekannten Fernen
Dich zieht der Sehnſucht Zaubermacht,
Wenn dich ein groſſes Glück erſchüttert,
Vor Seligkeit dein Herz erzittert:
Dann iſt der groſſe Wunſch erwacht.

Was kalte Worte nicht vollbringen,
Das nennen Töne leiſe dir,
Wenn ſie in Harmonieen klingen.
Du ſchlürfſt ſie ein mit Wonnegier,
Und rufſt dann unter heißen Thränen:
Ihr kennet meines Herzens Sehnen!
Ja, was ihr deutet, fehlet mir!

Thränen.

Wenn bei langer trüber Schwüle
Wald und Flur nach Kühlung lechzt,
Wenn das Wild der Klüfte Kühle
Sucht und vor Ermattung ächzt,
Wenn die Vögel traurig ſchweigen,
Sich die Blumen ſterbend neigen,
Wenn die Luft, ein Glutenmeer,
Laſtet auf der Erde ſchwer:
Dann reißt bald der Wolkenſchleier,
Kühler Regen thaut herab,
Jeder Buſen athmet freier,
Leben ſteigt aus jedem Grab.

Wenn, o Menſch, die bange Schmerzen
Füllen die gedrückte Bruſt,
Wenn aus deinem öden Herzen
Schwand des Lebens Freud' und Luſt,
Wenn du nirgends Lind'rung findeſt,
Deine Hände jammernd windeſt,
Wenn dir jeder Troſt gebricht:
Dann, o Menſch, verzage nicht!
Bald beſänft'gen ſtille Thränen
Dir das Weh, das dich erfüllt,
Löſen deines Herzens Sehnen,
Und dein Schmerz wird ſanft und mild.

Liebestreue.

Mein Schatz iſt in der Fremde,
Fern auf der Wanderſchaft,
Lang' hat er nicht geſchrieben,
Ich weiß nicht, was er ſchafft.

Hat er auch nicht geſchrieben,
So denkt er doch an mich;
Er denkt an keine andre,
Das weiß ich ſicherlich.

Was ſollen mir die Briefe?
Ich hab' ja doch ſein Wort.
Wer einmal wahr geliebet,
Der liebt auch immer fort.

Er gab mir einſt beim Scheiden
Ein goldnes Ringelein,
Wie Gold iſt ſeine Liebe,
So makellos und rein.

Er ſchlug dabei zum Himmel
Sein frommes Augenpaar;
Und was er mir geſchworen,
Das hält er treu und wahr.

Es flüſtern böſe Zungen,
Er hätt' 'ne andre gern,
Und kehre nimmer wieder
Zu mir aus weiter Fern'.

Ich laß' die Leute reden,
Bleib' meinem Liebſten treu;
Ich will von ihm nicht laſſen,
Und ſag' es ohne Reu'.

Sie machten gern mir bange,
Er läg' im Grabe ſchon,
Und treiben, wenn ich weine,
Mit meinen Thränen Hohn.

Und wär' er auch geſtorben,
Stürb' ich bald hinterdrein.
Ich bleib', wie ich's verſprochen,
Im Tod und Leben ſein.

Unerfüllte Wünsche.

Mancherlei hab' ich begonnen,
Doch es wollte wenig glücken;
Glück, das früh ich kaum gewonnen,
Kehrte Abends mir den Rücken.

Goldne Schlösser, die ich baute,
Jugendfroh und lebenstrunken,
Waren, eh' der Abend graute,
Schon zu Trümmern eingesunken.

So entfloh das kurze Leben
Unter Sehnen, Wünschen, Hoffen,
Und vergeblich war mein Streben,
Kaum Ein Wunsch ist eingetroffen.

Und nun bin ich nah' dem Ziele;
Doch das Herz will noch nicht schweigen,
Wünsche hat es noch so viele,
Die bis hin zum Grabe reichen.

Nimmer werden sie verschwinden,
Immer, immer neu erscheinen.
Ob sie dort Erfüllung finden?
Wer kann's sagen, wer verneinen?

Abendgang.

Hab' ich ſie nicht geſehen
Den ganzen langen Tag,
Verlaß ich Abends traurig
Der Freunde Feſtgelag.

Ich ſchleiche durch die Gaſſen,
Es zieht und treibt mich fort.
Im kleinen ſtillen Hauſe
Weilt meines Lebens Hort.

Komm' ich an ſeine Schwelle,
So bleib' ich lauſchend ſtehn,
Und blicke nach dem Fenſter,
Und kann nicht weiter gehn.

So ſteh' ich ganze Stunden,
Und doch erſcheint ſie nicht.
Es brennt in ihrer Kammer
Des Lämpchens ſchwaches Licht.

Und ſeh' ich einen Schatten
An ihrem Vorhang wehn,
So klopft mein Herz mir ſtärker,
Ich glaube ſie zu ſehn.

Und iſt das Licht erloſchen,
Verweil' ich lange noch.
Bleibt auch die Thür verſchloſſen,
Ich weiß, ſie liebt mich doch.

Dann geh' ich ſtill von dannen
Und ſuch' das Lager mir;
Doch Ruhe find' ich nimmer,
Bin träumend noch bei ihr.

Schweigſamkeit der Liebe.

Meine Liebe ſchließ' ich ein
Tief in meines Herzens Schrein.

Glaubt nicht, daß mit Lieb' ich prahle;
Liebe will verſchwiegen ſeyn,
Kann im Dunkel nur gedeihn,
Nicht im hellen Sonnenſtrahle.
Gleich der harten Muſchelſchale,
Die die Perle zart und rein
Neidiſch birgt im finſtern Schrein,
Schließ' ich meine Liebe ein.

Die Erſcheinung.

Im Mondenſchein
Ging ich allein
Durch Feld' und Buſch und Halde.
Ich ging ſo ſtille für mich hin,
Trüb' war des Jünglings heitrer Sinn,
Sein Herz war ſchwer von Leide.

Da ſcholl Geſang
Und Saitenklang,
Ich muſt' hinunter gehen.
Die Stimme klang ſo hell, ſo rein.
Weß' muß die Engelſtimme ſeyn?
Ich blieb ſtillauſchend ſtehen.

Und aus dem Wald
Trat alſobald
Ein Mädchen ſonder gleichen.
Ihr Blick war wie die Sonne klar,
Es ſchwebt' in ihrem braunen Haar
Ein Kranz von Myrt' und Eichen.

Da ſchwand mein Harm!
In ihrem Arm
Lag eine goldne Leier.
Sie grüßte freundlich lächelnd mich,
Sie winkte mir und ſetzte ſich
Und hob den Silberſchleier.

Sie ſang mir vor:
Mein lauſchend Ohr
Neigt' tief ich zu ihr nieder.
Sie ſang von Liebesluſt und Schmerz,
Sie ſang mir bis ins tiefſte Herz
Und lehrt' mich ihre Lieder.

Und Himmelsluft
Füllt' mir die Bruſt,
Ich hing an ihrem Blicke.
Ich wollt' ſie faſſen, ſie verſchwand,
Und ließ zum Troſt in meiner Hand
Die Leier mir zurücke.

Wenn nun in Nacht
Mein Schmerz erwacht,
Wie Weh' den Buſen füllet,
So greif' ich in die Saiten ein,
Gleich ſchwindet mir des Herzens Pein,
Schnell iſt mein Schmerz geſtillet.

Alles aus Liebe.

Wenn ich ſchlafe, wenn ich wache,
Wenn ich komme, wenn ich gehe,
Wenn ich laufe, wenn ich ſtehe,
Wenn ich weine, wenn ich lache:
Denk' ich, Mädchen, ſtets an dich.
Denkſt du, Mädchen, auch an mich?

Was ich thue, was ich laſſe,
Was ich fühle, was ich liebe,
Was ich ſuche, was ich meide,
Was ich liebe, was ich haſſe:
Alles, alles nur für dich!
Thuſt du alles auch für mich?

Was ich dichte, was ich ſinne,
Was ich ſpreche, was ich ſchreibe,
Was ich denke, was ich treibe,
Alles lehret mich die Minne.
Mädchen, ach! wie lieb' ich dich!
Liebſt du, Mädchen, ſo auch mich?

Das Verbot.

Gerne ſeh' ich ſie allein
In dem milden Mondenſchein
Abends vor der Thür;
Doch die Aeltern mir's verbieten,
Soll daheim die Stube hüten.

Doch geh' ich, ſo oft ich kann,
Kömmt zu mir ein feiner Mann,
Sprizt ſo hold mit mir.
Doch die Aeltern mir's verbieten,
Soll daheim die Stube hüten.

Dieſes weibliche Gebot iſt,
Wenn der Mann mich zärtlich küßt,
Nichts gewiſſen ſchier!
Doch die Aeltern mir's verbieten,
Soll daheim die Stube hüten.

Und doch ſchmeckt ein Kuß ſo ſüß,
Zaubert mich in's Paradies
Von der Erde hier.
Doch die Aeltern mir's verbieten,
Soll daheim die Stube hüten.

Ach! wie gern reicht' ich die Hand
Ihnen zum Liebespfand!
Glücklich wären wir!
Doch die Aeltern mir's verbieten,
Soll daheim die Stube hüten.

Und doch bin kein Kind ich mehr.
Oft wird mir das Herz so schwer,
Kann doch nichts dafür.
Doch die Aeltern mir's verbieten,
Soll daheim die Stube hüten.

Nur Geduld! in einem Jahr
Trag' ein Kränzchen ich im Haar,
Frohe Hochzeit Zier!
Drum die Aeltern auch gebieten,
Kann nicht mehr die Stube hüten!

Liebesverſchmähung.

Dort auf der grünen Wieſe
Steht hell ein weißes Haus,
Da ſieht ein feines Mädchen
Zum Fenſter oft heraus.

Kam ich von Feld und Wieſe
Zurück im Abendſchein,
Sah ich zum kleinen Fenſter
Zuweilen wohl hinein.

Die Schwalben kehrten wieder
Und bauten ſich ihr Neſt,
Die Schmetterlinge flogen
Zum frohen Hochzeitfeſt.

Ich zeigt' ihr einſt ein Neſtchen,
Das hoch am Giebel hing,
Ich zeigt' ihr auf den Blumen
Die bunten Schmetterling'.

Ich nickt' und ſah ihr fragend
In's Auge tief hinein;
Sie kehrte mir den Rücken
Und ſchüttelt' ſpröde: nein!

Da bin ich gleich gegangen
Weit weg von ihrem Haus,
Da bin ich fortgezogen
Weit in die Welt hinaus.

Bald kamen mir die Schwalben,
Die Schmetterlinge nach;
Sie aber iſt geblieben
Dort unter ihrem Dach.

Sie bringen keine Kunde
Mir von dem Mädchen mein.
Ich weiß nicht, ob ſie ſtehet
Am Fenſter noch allein.

Ich aber bin alleine,
Allein im fremden Land,
Und denk' oft an die Stelle,
Wo ich ſo glücklich ſtand.

Daß ich vor Schmerz vergehe,
Das weiß ich nur zu wohl;
Doch weiß ich nicht, ob werde
Zum Haus ich kehren ſoll.

An den Schlaf.

Komm, ſüßer Schlaf,
Und kehre bei mir ein!
O komm! O komm!
Du ſollſt willkommen ſeyn!
Sie hört mich nicht;
So lindre du mir meines Herzens Pein!

Die Sorge weicht
Von mir nicht Nacht und Tag.
Wenn alles ſchläft
Iſt noch mein Auge wach.
Sie hört mich nicht,
Die mir bereitet ſolche bittre Schmach!

Mein Lager iſt
Von meinen Thränen naß,
Nach ihr, nach ihr
Seufz' ich ohn' Unterlaß.
Sie hört mich nicht,
Und kennt nicht meiner Schmerzen Uebermaß!

Komm, ſüßer Schlaf,
Du milder Tröſter du!
Und drücke mir
Die müden Augen zu!
Sie hört mich nicht,
Die mir genommen meines Herzens Ruh'!

Auch du entfliehſt
Und läßt mich ohne Troſt,
Der du mich ſonſt
So freundlich liebgekoſt?
Sie hört mich nicht!
O weh' mir! wenn ihr Leide mich verkoſt!

So flieg' zu ihr,
Und bring' ihr ſüßen Traum,
Gieß' Liebesglut
In ihres Herzens Raum!
Sie hört mich nicht,
Und ſchlummert feſt auf ihres Lagers Flaum!

Liebesgeheimniß.

Sie ſoll ich nennen?
Möchtet ſie kennen?
Wie ihr neugierig ſeid!
Freunde, nehmt den Beſcheid:
Kann nicht erfüllen
Eueren Willen!
Nein, nein!
Es kann nicht ſein!

Ihr wollt ſie ſehen?
Kann nicht geſchehen!
Sah einſt ein Röslein blühn
Tief in des Waldes Grün;
Hatt' es beſprochen,
Fand es gebrochen.
Nein, nein!
Es kann nicht ſein!

Was nützt das Fragen?
Werd' es nicht ſagen!
Fand einſt ein Vogelneſt,
War mir ein Freudenfeſt;
Wollt' es mir holen,
Hatten's geſtohlen.
Nein, nein!
Es kann nicht ſein!

Fragt ihr noch immer?
Sag' es euch nimmer!
Kenne der Frager Liſt,
Liebe verſchwiegen iſt.
Wir ſind geſchieden,
Laßt mich in Frieden!
Nein, nein!
Es kann nicht ſeyn!

An Wina.

Du ſiehſt mich, Wina, wenn von Liebe
Mein bloder Mund dir klagend ſpricht,
Du ſpotteſt meiner heißen Triebe,
Und bleibeſt kalt und hörſt mich nicht.

Doch wenn in Schlummer ich geſunken,
Erfüllſt du meiner Träume Raum.
Ich lieg' an deinem Buſen trunken.
O wär' mein Wachen doch ein Traum!

An dieſelbe.

Bevor ich, Mina, dich geſehn,
Wie war die Welt mir öd' und leer!
Nicht Glück, nicht Freuden hofft' ich mehr.
Da kamſt du; mit dir kam mein Glück.
Ich lebte nur in deinem Blick;
Mocht' alles Andre untergehn!

O hätt' ich nimmer dich geſehn!
Dein Herz blieb kalt und liebeleer;
Und doch verhieß dein Auge mehr.
Ich träumte ſüßes Liebesglück.
Du wendeſt zürnend deinen Blick,
Und ich muß ſehnend untergehn.

Doch, hätt' ich nimmer dich geſehn,
Wie wär' mein Leben arm und leer!
Hab' ich auch keine Hoffnung mehr,
Genieß ich doch das Himmelsglück,
Zu ſonnen mich in deinem Blick.
Mag ich nun immer untergehn!

Wechſel.

Friſcher Knabe ſucht' ich mir
Luſtige Geſpielen.
Unſre Freude fanden wir
Stets nur unter Vielen.
Einſamkeit ward uns zur Pein.
Kennt' es denn wohl anders ſeyn?

Jüngling ſah ein Mädchen ich
Einſt beim Erntetanze.
Viele Mädchen drehten ſich
Raſch im bunten Kranze;
Doch ich ſah nur ſie allein.
Kennt' es denn wohl anders ſeyn?

Nun ſucht' ich die Einſamkeit,
Weilte im Stillen,
Glaubte ſo den heißen Streit
Meiner Bruſt zu ſtillen;
Wandelte im Mondenſchein.
Kennt' es denn wohl anders ſeyn?

Bald ward mir es doch zur Laſt,
Einſam ſtets zu trauern;
Fand nicht Ruhe, fand nicht Raſt,
Konnte ſo nicht dauern.
Suchte Hülf' im Spiel und Wein.
Kennt' es denn wohl anders ſeyn?

Doch ich ward nicht wieder froh,
Wie ich ſonſt geweſen.
Suchen mußt' ich anderswo,
Wollte ich geneſen.
Da fiel mir das Freien ein.
Konnt' es denn wohl anders ſeyn?

An des Mädchens Fenſter ſtand
Ich nun manche Stunde;
Klagte meines Herzens Brand
Ihr mit blödem Munde.
Und ſie ließ mich endlich ein.
Konnt' es denn wohl anders ſeyn?

Daß ich ſtets beim Liebchen bin
Iſt mir unverwehret,
Und ſo iſt mein froher Sinn
Mir zurückgekehret.
Bald iſt ſie für immer mein.
Konnt' es denn wohl anders ſeyn?

Spinnerinliedchen.

Mein Liebſter iſt ein Weber;
Er webt ſo emſiglich
An einem Stückchen Linnen,
Linnen, Linnen!
Das Linnen iſt für mich.

Der Aufzug iſt die Liebe,
Die Treue ſchlägt er ein;
Denn Liebe muß mit Treue,
Treue, Treue!
Recht feſt verbunden ſeyn.

Das Garn hab' ich geſponnen
In mancher langen Nacht,
Und hab' an dich, mein Liebſter!
Liebſter, Liebſter!
Gar oft dabei gedacht.

Und kömmt das Stück vom Stuhle,
Bleich' ich's im Sonnenſchein.
Und über's Jahr im Sommer,
Sommer, Sommer!
Soll unſre Hochzeit ſeyn.

Ich ſitz' derweil und nähe
Das Hochzeithemdchen mir,
Und träume ſüße Träume,
Träume, Träume!
Von Liebe und von dir.

Das Hemdchen weiß von Linnen,
Das Band von Seide roth!
Die Unſchuld und die Liebe,
Liebe, Liebe!
Sind in der Ehe noth.

O webe, Liebſter, webe,
Und denk' dabei an mich!
Der Sommer bringet Roſen,
Roſen, Roſen!
Die pflück' ich all' für dich.

Der Muſikant.

Wir junge Muſikanten,
Wir ziehen Abends aus,
Von einem Ort zum andern,
Wir ziehn von Haus zu Haus.

Und wenn ein ſchmuckes Mädchen
Am Fenſter wo ſich zeigt,
Steht unſer Chor und ſinget,
Und flötet, harft und geigt.

Die ſingen wir der Braunen,
Der Blonden ſingen wir.
Das ganze feine Städtchen
Iſt unſer Jagdrevier.

Nur in ein ſtilles Gäßchen
Schleich' ich mich ganz allein;
Da wohnt mein holdes Mädchen,
Da wohnt die Liebſte mein.

Da tönen meine Lieder,
Da tönt mein leiſer Sang.
Vielleicht lauſcht ſie verſtohlen
Auf meiner Zither Klang.

Was ich am Tag verſchwiegen,
Vertrau' ich kühn der Nacht.
Schlaf ſanft, mein ſüßes Leben,
Treulieb hält ſich're Wacht!

Es mögen heil'ge Engel
Rings um dein Lager ſtehn,
Und in des Traumes Bildern
Mögſt du den Liebſten ſehn!

Schlaf ſanft, du einzig Eine,
Du aller Mädchen Zier!
Und wenn der Morgen taget,
Da nick' Erfüllung mir!

Liebeskur.

Weit kam ich über Berg und Thal
Zu meines Liebchens Hof;
Ich war vom ſcharfen Wind erſtarrt,
Mein Hut vom Regen troff.

Ich klopft' an Liebchens Kämmerlein
Erſt leis, dann ſtärker an;
Ich wurde drinnen nicht gehört,
Mir ward nicht aufgethan.

Doch hört' ich flüſtern an der Thür,
Sah durch die Spalte Licht.
So trat ich endlich raſch hinein;
Man hört' und ſah mich nicht.

Sie hielt 'nen jungen Reitersmann
In ihrem weißen Arm,
Sie drückt' ihn an ihr falſches Herz,
Und küßt' ihn liebewarm.

Da hab' ich ſchnell mich umgedreht,
Bin flugs nach Haus geeilt.
Nie komm' ich mehr vor ihre Thür,
Bin von der Lieb' geheilt.

Brautträume.

Mein Liebſter in der Werkſtatt ſteht
Von früh bis in die Nacht,
Und friſch und flink von Händen geht
Ihm alles, was er macht.

Geh' ich vorbei vor ſeinem Haus,
Nickt er mir freundlich zu,
Und reicht mir wohl zum Fenſter 'raus
Noch einen Kuß dazu.

Ach wär' doch ſchon der Tag herauf,
Wo wir ein Pärchen ſind!
Ich freue mich ſo herzlich drauf,
Recht wie ein kleines Kind.

Ja, wenn die Bäume wieder blühn,
'S iſt nicht mehr lange hin,
Nennt jedermann Herr Meiſter ihn,
Und mich Frau Meiſterin.

Wir richten unſ're Hochzeit aus
Ganz ſtill' und bürgerlich,
Und ſitzen dann im eignen Haus
Mein lieber Mann und ich.

Zum Mahlſchatz hat er mir gebracht
Den ſchönen eich'nen Schrank,
Den er als Meiſterſtück gemacht,
So zierlich und ſo blank.

Und bei der Schwalben Wiederkehr
Hat er für unſern Sohn,
Und wenn's auch nur ein Mädchen wär',
Die Wiege fertig ſchon.

Das nächſte Jahr fehlt's wieder d'ran,
Wenn Gott uns Segen ſchenkt,
Man weiß nicht, wie es kommen kann,
Und wie's der Himmel lenkt.

So leben wir manch ſchönes Jahr
In Fried' und Fröhlichkeit.
Zuletzt wird bleich auch unſer Haar.
Wie ſchnell verfliegt die Zeit!

Die Kinder, in der Furcht des Herrn
Erzogen, fromm und gut,
Die gönnen dann uns Alten gern
Zu raſten wohlgemuth.

Und kömmt der Tod und trennt das Band,
Zieh' Ich zuerſt hinaus.
Mein Alter baut mit eigner Hand
Mir dann mein letztes Haus.

O komm herauf, du ſchöner Tag,
Wo ich ihn nenne mein!
Mag kommen dann, was kommen mag,
Wir fügen uns darein!

Liebe.

Wer hat wohl die Liebe
Jemals noch ergründet,
Ihren Sinn verkündet?

Schnell von Blüt' zu Blüte
Fliegt das leichte Ding,
Wie ein Schmetterling.
So viel ich mich mühte,
Sie mir einzufangen,
Wurde mein Verlangen
Nimmer noch erfüllt,
Sehnsucht nicht gestillt.

Unter Lust und Scherzen,
Recht ein fröhlich Kind,
Kömmt sie pfeilgeschwind,
Spielt mit deinem Herzen.
Doch nach kurzen Stunden
Ist sie schnell verschwunden,
Wirft das Spielzeug hin,
Flieht mit leichtem Sinn.

Dann mit ernster Miene
Naht sie ehrbar sich,
Schwört dir feierlich,
Daß sie treu dir diene.

Da erwacht dein Sehnen
Und es rinnen Thränen
Dir vom Angeſicht;
Doch ſie ſtillt ſie nicht.

Alles zu verwirren
Iſt ſie ſtets bedacht,
Den, der ſie verlacht,
Sucht ſie anzukirren;
Legt ihm tauſend Schlingen,
Weiß ihn zu bezwingen,
Gibt ihm dann zum Lohn
Schnöden Spott und Hohn.

Daß ſich Fremdes eine,
Iſt ihr höchſte Luſt,
Eine weiche Bruſt
Mit der Bruſt von Steine.
Häßliches mit Schönen
Weiß ſie zu verſöhnen,
Alter, nach dem Tod,
Mit der Jugend Noth.

Wer hat wohl die Liebe
Jemals noch ergründet,
Ihren Sinn verkündet?

Sinnesänderung.

Geſtern Abend ſah ich ſie
Bei des Angers Linde.
Schnell war ich, ich weiß nicht wie,
Bei dem ſchönen Kinde.
Und ich fand ſie ganz allein.
Konnt' mir nichts erwünſchter ſeyn.

Zitternd faßt' ich ihre Hand,
Bat ſie, daß ſie bliebe,
Als von mir ſie ſich gewandt,
Schwor ihr meine Liebe.
Doch ſie riß ſich zürnend los,
Ließ mich ſtehen hoffnungslos.

Heute trieb mein Schmerz mich fort
In des Waldes Schauer;
Meine Leiden klagt' ich dort,
Meines Herzens Trauer.
Tröſtend blickt' der Liebesſtern,
Doch die Liebe blieb mir fern.

Als ich ſinnend weiter ſchlich
In dem ſtillen Raume,
Sah' ein Mädchen ſchlafend ich
Unter einem Baume.
Ach! ſie war es, die ich fand!
All' mein Leiden ſchnell verſchwand.

Näher trat ich, ſie zu ſehn,
Lauſchte ihrem Schlummer.
Ach! wie war im Schlaf ſie ſchön!
Schön zu meinem Kummer!
Leiſe nannt' im Traum' ſie mich,
Sprach: ſchon lange liebt' ich dich!

Ob ſie drauf von ſelbſt erwacht,
Weiß ich nicht zu ſagen.
Kurz, ich blieb bei ihr die Nacht,
Ohne viel zu wagen.
Was ſie mir im Traum' geſtand,
Hat auch wachend ſie bekannt.

Glaube.

Nenne mir, du Hoffnungskranker,
Den kein Menſchentroſt mehr ſtützt,
Nenne mir den feſten Anker,
Der dich vor dem Sinken ſchützt.

Nenne mir den Stern, den hellen,
Der dir niemals unterſinkt,
Der noch an des Grabes Schwellen
Tröſtend dir entgegenblinkt.

Nenne mir die Gottesſtimme,
Die in deinem Innern ſpricht,
Wenn mit wildem Schlangengrimme
Zweifelſucht dein Herz umflicht.

Glaube, Glaube heißt der Streiter,
Der ſich dir zur Seite ſtellt,
Den als ſchützenden Begleiter
Dir der Himmel zugeſellt.

Laß ihn, Menſch, dir niemals rauben,
Halte feſt an deinem Glauben!

Frühlingsſtürme.

Stürme brauſen durch die Fluren,
Durch den blätterloſen Wald,
Und des kalten Winters Spuren
Weichen ihrer Allgewalt.
Knospen ſchwellen, Keime ſtreben
Aus der Erde Schooß hervor,
Neues, friſches, reges Leben
Ziehet ein durch's Frühlingsthor.

Wenn ſich dunkle Wolken thürmen
Um den Jüngling rieſenhaft,
Laß ihn toben, laß ihn ſtürmen,
Laß ihn prüfen ſeine Kraft.
Nur im Kampfe bricht der Knoten
Und entfeſſelt ſchwillt der Kern.
Stürme ſind des Frühlings Boten
Und die Blüt' iſt nicht mehr fern.

An die Nacht.

Hehre, heil'ge, ſtille Nacht,
Sinkſt herab auf Flur und Hain.
Alles, was geweint, gelacht,
Schläft an deinem Buſen ein.
Alle Leidenſchaften ſind geſtillet,
Dicht verhüllet
Schmerz und Pein

Nur der Liebe Sehnſucht wacht,
Für ſie bricht der Tag nun an,
Strahlend glüht der Sterne Pracht,
Hellet ihr die weite Bahn.
Sehnſucht kennet weder Zaum noch Zügel,
Hebt die Flügel
Himmelan.

Heil'ge Nacht, ſei mir gegrüßt!
Bringe Frieden meiner Bruſt!
Ach! zu ſchwer hab' ich gebüßt,
Was ich fehlte, ſchuldbewußt.
Führe mich aus irdiſchem Gewühle
Hin zum Ziele
Reiner Luſt!

Nicht hienieden weilt das Glück,
Das ich ſuchte ohn' Unterlaß.
Erde, dir geb' ich zurück
Freud' und Leiden, Lieb' und Haß.
Sehnend blickt mein Aug' nach jenen Fernen,
Ueber'n Sternen,
Thränennaß.

Die ernſte Zeit.

Was ſoll in dieſer ernſten Zeit
Dein fröhlicher Geſang,
Jetzt wo der Leidenſchaften Streit
Verlangt nach Schwerterklang?

Und hätt' ich in der ernſten Zeit
Nicht fröhlichen Geſang,
Ich läg' im Grabe längſt vor Leid
Und innerm Schmerzensdrang.

Des Jägers Luſt und Leid.

1. Abſchied.

Ich bin ein Jägerburſche,
Ein fröhliches junges Blut;
Der Vater war geſtorben,
Die Mutter war lieb und gut.

Sie ſorgte früh und Abends,
Erſpann ſich ihr täglich Brot;
Ich zehrt' von ihrem Fleiße
Und lebte von ihrer Noth.

Hör', Mutter, ich muß wandern,
Hinaus in die weite Welt;
Ich muß mein Brot verdienen,
Verdienen mir Ehr' und Geld.

So hing ich meine Büchſe,
Den ledernen Ranzen um.
Schon ſtand ich vor der Thüre,
Da kehrt' ich noch einmal um.

Ade, du liebſte Mutter,
Es muß nun geſchieden ſeyn!
Behalt' mich lieb im Herzen,
Du gütige Mutter mein!

Sie holte aus der Lade
Die kärgliche Baarſchaft her.
'S iſt alles, was ich habe,
Gern gäb' ich, mein Sohn, dir mehr.

Geh' ſtets auf Gottes Wegen,
Mein einziger lieber Sohn,
Dann wird dir ſchon auf Erden
Zu Theil der Guten Lohn.

Sie hing an meinem Halſe,
Benetzt' mich mit Thränenflut.
Ich konnte kaum noch ſprechen:
Ja, Mutter, ich bleibe gut!

So zog ich nun von dannen,
Hinaus, in die Welt hinaus,
Bald hatt' ich aus den Augen
Verloren das kleine Haus.

2. Wanderung.

Ueber Berge, über Hügel
Ging des friſchen Wanderers Weg,
Ueber manche breite Brücke,
Ueber manchen ſchmalen Steg.

Weiter ging's durch Buſch und Wälder,
Ueber Wieſen, Meer und Ried;
Mit der Sonne zog ich weiter,
Pfiff dabei mein Morgenlied.

Bald vergeſſen war die Heimath
Und des Scheidens herber Schmerz;
In der lieben Sonne Scheine
Gingen auf mir Bruſt und Herz.

Wohl an manchem Jägerhauſe
Klopft' ich fragend leiſe an,
Doch man wies von Thor und Thüre
Fort den armen Wandersmann.

Und das Geld war ausgegeben,
Hatte keinen Kreuzer mehr;
Da gab es gar ſchmale Biſſen
Und das Wandern ward mir ſchwer.

Kam ich dann am ſpäten Abend
Hungrig an dem Wirthshaus an,
Wies man weg den armen Lumpen,
Und ihm ward nicht aufgethan.

Da ſchlich ich zum grünen Walde,
Legt' mich in das Moos hinein,
Sprach ein leiſes Vaterunſer,
Und ſchlief müd' und hungrig ein.

Und am Morgen trat ich wieder
An die neue Wanderſchaft,
Letzte mich am Naß der Quelle,
An der friſchen Beeren Saft.

3. Wegweiser.

Ein Bächlein hört' ich flüſtern
Beim frühen Sonnenſchein,
Ich ſah es fröhlich hüpfen
Ueber Gras und Kieſelſtein.
Wohin, o Bächlein, wohin?
Zur freundlichen Förſterin!

Die Vöglein hört' ich ſingen
Den hellen Morgenſang,
Ich ſah ſie eilig fliegen
Dem flüſternden Bach entlang.
Wohin, ihr Vöglein, wohin?
Zur freundlichen Förſterin!

Die Wolken hört' ich rauſchen,
Erweckt vom Morgenwind,
Ich ſah ſie fliehn und ziehen
Dem Bächlein nach geſchwind.
Wohin, ihr Wolken, wohin?
Zur freundlichen Förſterin.

4. Das Jägerhaus.

Und ich hob mich von dem Lager,
Ging den goldnen Wolken nach,
Folgte ſchnell den bunten Vöglein,
Folgte nach dem Silberbach.

Und wir kamen mit einander
Hin zum ſchönen Jägerhaus.
Aus den grünen Haſelbüſchen
Sah das rothe Dach heraus.

Leiſe klopft' ich an die Thüre;
Da erſcholl es laut: herein!
Muthlos trat ich und voll Zagen
In die kleine Stube ein.

Doch der Muth wuchs ſchnell mir wieder,
Als ich ihr in's Auge ſah.
Hinter'm Tiſche ſaß der alte
Vater ernſt und würdig da.

Und ich bot ihm meine Dienſte
Sittig und beſcheiden an;
Doch es maß mit klugen Augen
Schweigend mich der alte Mann.

Jetzt erhob ſich von dem Rädchen
Schnell die ſchöne Förſterin,
Flüſtert' heimlich mit dem Vater,
Sah verſtohlen nach mir hin.

Jener ſprach zu mir: willkommen!
Reichte mir zum Gruß die Hand,
Fragte mich nach dem und jenem,
Fragt' nach Weg und Vaterland.

Und die Wolken gegen weiter,
Weiter hüpft' der Silberbach,
Weiter flogen auch die Vöglein,
Ich allein blieb unter'm Dach.

8. Die Försterin

Was iſt die kleine Förſterin
Doch für ein ſchönes Kind!
Ich ſchiele immer nach ihr hin,
Wenn wir beiſammen ſind.
Es ſteht ihr alles nett und gut,
Der weiſe Kleid, der gelbe Hut.
Ich gaffe mich noch blind.

Sie iſt dabei ſo fromm, ſo rein,
So herzig und ſo mild.
Hätt' ſie nur noch zwei Flügelein,
Sie wär' ein Engelsbild.
Sieht ſie mit hellem Aug' mich an,
Hebt meine Bruſt ſich himmelan,
Vergeß' ich Wald und Wild.

Sonſt dacht' ich oft mit Sehnſuchtsſchmerz
Heim an das Vaterhaus;
Ich wünſchte mich an's Mutterherz;
Faſt iſt's damit nun aus.
Es liegt mir jetzt nur in dem Sinn
Die kleine ſchöne Förſterin,
Und will nicht mehr heraus.

6. Jägerlied.

Hinaus, hinaus in den grünen Wald!
Hinaus zur fröhlichen Jagd!
Die Hunde bellen, das Hifthorn schallt,
Noch ehe der Morgen tagt.
Trara! Trara!
Der Jäger steht fertig da.

Hinaus in den grünen Wald, hinaus!
Dort wird die Brust dir so weit;
Und Kummer und Sorgen sie bleiben zu Haus,
Der Frohsinn ist unser Geleit.
Trara! Trara!
Der Jäger steht fertig da.

Hinaus, hinaus in den grünen Wald!
Der Nebel liegt noch im Thal.
Auf luft'ger Höhe da machen wir Halt,
Begrüßen der Sonne Strahl.
Trara! Trara!
Der Jäger steht fertig da.

Hinaus in den grünen Wald, hinaus!
Hinaus du frischer Gesell!
Scheu guckt das Wild aus dem Busche heraus,
Schnell spanne die Büchse, schnell!
Trara! Trara!
Der Jäger steht fertig da.

Hinaus, hinaus in den grünen Wald!
Die Koppel heult vor Vergier;
Das Horn ertönet, die Büchse knallt,
Es ſtürzet ſo Hirſch als Thier.
Trara! Trara!
Der Jäger ſteht fertig da.

Hinaus in den grünen Wald, hinaus!
Wir kehren mit Beute zurück.
Wir ziehen mit Jubel in's Jägerhaus,
Da blühet des Jägers Glück.
Trara! Trara!
Der Jäger ſteht fertig da.

7. Liebesſinnen.

Dort unter jener Eiche
Sitz' ich oft ſtundenlang,
Verſenkt in ſüße Träume,
So ſelig und doch ſo bang.

Mein Hund liegt mir zur Seite
Und ſieht mich fragend an;
Er denkt: wer hat es dem Herren
So gröblich nur angethan?

Und Rehe, Hirſch' und Haſen
Ziehn furchtlos an mir hin.
Ich hab' es ja ſchier vergeſſen,
Daß ich ein Jäger noch bin.

Und wenn ich auch wollt' zielen,
Könnt' ich's vor Thränen nicht;
Sie füllen mir meine Augen
Und rinnen mir über's Geſicht.

Dort unter'm rothen Dache
Da weilt ein edles Wild;
Ich ſtehe von fern auf der Wache
Und hüte das ſchöne Bild.

8. Liebesnoth.

Es lockt die Turteltaube
Und ruft den Gatten hin,
Dort in die Fliederlaube
Der kleinen Förſterin.
Sie ſchnäbeln ſich und küſſen,
Sie theilen jeden Biſſen.
Ach, liebe Förſterin!

—

Sie tragen ſchon zu Neſte
Die Gatten hochbeglückt;
Zum frohen Hochzeitfeſte
Iſt alles ſchon geſchmückt.
Sie fliegen hin und wieder,
Sie girren Liebeslieder.
Ach, liebe Förſterin!

Da ſchwebt' ein böſer Sperber
Hoch über ihrem Neſt:
Es drohte der Verderber
Dem nahen Freudenfeſt.
Er ſenkte das Gefieder,
Er ſchoß begierig nieder.
Ach, liebe Förſterin!

Ich ließ die Büchse knallen,
Der Mörder sank herab;
Er stöhnte laut im Fallen
Und fand sein frühes Grab.
Die Försterin mir nickte.
Ach! wie mich das erquickte!
Ach, liebe Försterin!

Auch dich umschwebt ein Geier,
Verfolgt dich liebeblind.
Gern würd' ich dein Befreier,
Du schönes Försterkind.
Ich wollt' ihn sicher fassen,
Er sollte bald dich lassen.
Ach, liebe Försterin!

9. Der Müller.

Es ſchleicht der Müller ſo leiſe herum,
Umkreiſet das Jägerhaus;
Er ſieht nach allen Seiten ſich um,
Und denkt, ich bin nicht zu Haus.
Du weißer Müller, was willſt du hier?
Bleib dort in deinem weißen Revier!
Hier lieben wir nur das Grüne!

Du ſiehſt aus wie der leibhaftige Tod,
So bleich iſt dein Angeſicht.
Sieh meine Wangen ſind friſch und roth,
So haſt du, Müller, ſie nicht.
Dein Rock iſt weiß und der mein' iſt grün;
Kannſt immer wieder von dannen ziehn.
Hier lieben wir nur das Grüne!

Uns freut im Walde der Vögel Geſang,
Des luſtigen Horns Muſik;
Dich freut der Räder ſeufzender Klang,
Der durſt'gen Steine Gequieck.
Für dich paßt nimmer das grüne Laub,
Für mich paßt nimmer der mehlige Staub.
Hier lieben wir nur das Grüne!

Bleib, Müller, du bei der Räder Gebraus,
Bleib du bei dem Mühlensteg;
Komm nicht zum Wald aus dem staubigen Haus,
Komm nicht auf des Jägers Gehteg.
Ich lege meine Büchse sonst an;
Dann ist's um dich, du Müller, gethan.
Hier lieben wir nur das Grüne!

10. Liebesſorgen.

Die Sorge treibt mich aus dem Bett,
Sie treibt mich aus dem Haus;
Ach! wenn ich frei von Sorgen wär',
Mich brächte nichts hinaus.

Der ſorgt um Ehr', der ſorgt um Geld;
Ich ſorg' um beides nicht.
Wer nicht der Liebe Sorgen kennt,
Weiß nicht, was mir gebricht.

Ich geh' hinaus im Mondenſchein,
Schleich' nach dem Walde zu;
Und alles ſchläfet ſanft und ſtill,
Ich finde nirgends Ruh'.

Nur eine kleine Nachtigall
Im Blütenbuſche wacht,
Und ſingt ihr ſehnſuchtsvolles Lied
Hin in die ſtille Nacht.

O Nachtigall! dich hält gewiß
Gleich mir die Sorge wach;
Sonſt träumteſt du von deinem Glück
Still unter'm Blütendach.

Gewiß füllt bittrer Liebesharm
Dein armes kleines Herz;
Wie Liebesklagen tönt dein Lied,
Es tönt wie Liebesschmerz.

Du haſt jedoch des Liedes Troſt,
Biſt glücklicher als ich;
Ich trage meine Leiden ſtumm,
Und weine innerlich.

11. Liebesmuth.

O könnt' ich's ihr zeigen,
Wie lieb sie mir ist,
Wie nimmer und nimmer
Mein Herz sie vergißt!

O könnte sie blicken
In's Herz mir hinein!
Sie säh' in der Tiefe
Ihr Bild nur allein.

O könnt' ich doch lassen
Mein Leben für sie!
Könnt' ich's ihr nur sagen!
Doch wag' ich es nie.

O schlügen doch Blitze
In des Försters sein Haus!
Ich trüg' aus den Flammen
Sie muthig heraus.

Und stiegen die Wasser
Hinan bis zum Dach,
Ich schwömm' durch die Fluten
Und zög sie nach.

Durch Wasser, durch Feuer,
Durch Kampfesgewühl!
Hindurch ohne Zagen,
Wenn ihr es gefiel!

12. Eiferſucht

Der Müller war gekommen
Herein in's Jägerhaus;
Der Vater hieß ihn ſitzen,
Und wies ihn nicht hinaus.

Sie ſprachen viel zuſammen,
Ich wußte wohl von was;
Ich lauſchte draus am Fenſter,
Und ſah von fern durch's Glas.

Man rief die ſchöne Tochter
Vom Heerde jetzt herein.
Da ſah ich helle Thränen
In ihren Aeugelein.

Ich konnt's nicht mehr ertragen,
Und ſtürmte toll und wild
Hinaus durch Flur und Wälder;
Es folgte mir ihr Bild.

Geſpannt war meine Büchſe,
Der Schuß war bald gethan;
Da ſah das holde Bildniß
Mit ſtrengem Aug' mich an.

Ich ließ die Büchse ſinken,
Und ſtürmte troſtlos fort,
Ich kam durch Moor und Sümpfe,
Durch manchen wüſten Ort.

Das Bild blieb mir zur Seite,
Und lächelte mich an;
Es war, als wollt' es ſprechen:
Du lieber, armer Mann!

Da legten ſich die Stürme
In meiner wilden Bruſt;
Ich konnte leiſe weinen,
Und that's, mir unbewußt.

Ach! lägſt du doch im Grabe,
Du böſer Müller du!
Du raubſt mir meine Freuden,
Du ſtiehlſt mir meine Ruh'.

Läg' ich doch unter'm Raſen,
Im Sarge ſtill und weich!
Die Wangen ſind verblichen;
Ich bin dir, Müller, gleich!

13. Blumenorakel.

Euch, ihr Blumen, will ich's klagen
Auf dem bunten Wiesenplan,
Ihr blickt mich mit euern blauen
Augen so mitleidig an!

Ihr sollt all' mein Leid erfahren!
Habt vielleicht ihr Trost für mich?
Ihr kann ich es nimmer sagen,
Schweigen muß ich ewiglich.

Ach! sie sieht wohl meine Schmerzen;
Doch sie thut, als säh' sie's nicht.
Sie kann scherzen, sie kann singen,
Wenn mein Herz im Busen bricht.

Liebe helle Sternenblume,
Sag mir's an, wenn du es weißt,
Ob mein Sprüchlein heißet Hoffen,
Oder ob's Entsagen heißt.

Laß mich deine Blättchen pflücken,
Eins heißt ja, das andre nein!
Antwort gib auf meine Frage:
Wird sie jemals werden mein?

Sag mir, du Prophetenblume,
Laß mich reine Wahrheit ſehn:
Liebt ſie mich vielleicht im Stillen
Und will mir's nur nicht geſtehn?

Ach! ich kann nicht weiter fragen,
Laß die Antwort lieber ſeyn!
Müßte ja in Leid vergehen,
Wenn du ſprächſt ein kaltes Nein!

14. Entſchluß.

Heut' zogen die Soldaten
Vorbei mit klingendem Spiel;
Hell glänzten ihre Waffen,
Sie ſcherzten und lachten viel.

Sie ſangen fröhliche Lieder,
Es dünkte ſich jeder ein Held;
Sie waren ſo guter Dinge
Und ſchienen die Herr'n der Welt.

Der Zug war bald ſchon vorüber,
Da fuhr mir's durch den Sinn:
Hier kannſt du länger nicht bleiben,
Könnt'ſt fort mit ihnen ziehn!

Von einem Orte zum andern,
Nur weit von dem Förſterhaus,
Hinein in feindliche Länder,
Hinein in des Kriegs Gebraus!

Und ſtände der Feind uns entgegen,
Fort, fort! nur immer zu!
Käm' wohl eine pfeifende Kugel,
Und brächte mein Herz zur Ruh'.

Zu ziehen war ich entſchloſſen,
Und dachte an Sieg und Tod;
Ich fühlte der Qual mich entnommen,
Entnommen dem Leid und der Noth.

Da ſchlich eine alte Mutter
Dem lärmenden Zuge nach.
Sie rang ihre dürren Hände
Und jammerte Weh' und Ach.

Den Sohn den hatten die Werber,
Den einzigen, ihr berückt.
Es hatten Kummer und Sorgen
Zum Grabe ſie tief gebückt.

Sie ſtand von Allen verlaſſen
In der weiten Welt nun allein.
Da fiel mir meine Mutter,
Die einſame Mutter ein.

Schnell kehrt' ich dem Zuge den Rücken,
Mir klopfte ſo bang mein Herz.
Von ferne tönte das Singen;
Es klang mir wie Mutterſchmerz.

15. Geſtändniß.

Ich wollt' mein Bündel ſchnüren
Und ſtill von dannen ziehn;
Ich konnte ja nicht anders,
Der Pein mußt' ich entfliehn.

Doch eh' ich ging von hinnen,
Wollt' ich nur noch einmal
Das holde Mädchen ſehen,
Wenn auch zu meiner Qual.

Ich ſuchte ſie im Garten,
Ich ſuchte hier und dort;
Doch war es all' vergebens,
Sie war an keinem Ort.

Ich ſetzt' mich in die Laube,
Wo ſie ſo gerne ſaß;
Und blickte nach dem Monde,
Die Augen thränennaß.

Da kam ſie hergeſchritten,
Ging auf die Laube zu;
Gern wär' ich fortgeſchlichen,
Doch ſie trat ſchnell herzu.

Sie ſah die hellen Thränen
Mir in den Augen ſtehn,
Und fragte, was mir fehle,
Was Leides mir geſchehn.

Nicht länger konnt' ich ſchweigen,
Mein Herz war gar zu voll.
Ich ſah, daß unter'm Hören
Ihr Aug von Thränen ſchwoll.

Da faßt' ich ihre Hände
Und drückte ſie an's Herz;
Ich ſagt' ihr meine Leiden,
Geſtand ihr meinen Schmerz.

Sie ließ mir ihre Hände
Und zog ſie nicht zurück;
Da ward ich immer kühner,
Berauſcht von meinem Glück.

Ich zog ſie an den Buſen,
Küßt' ihren rothen Mund.
Sie ließ es ſtill geſchehen;
Geſchloſſen war der Bund.

Nun iſt ſie mein auf ewig,
Nun raubt ſie keiner mir.
Du weißer Müller, bleibe
Zu Haus, das rath' ich dir!

16. Liebesglück.

Wie ein König ſitz' ich glücklich
In der Fliederlaube da,
Denn der Vater hat geſprochen
Endlich das erſehnte Ja.

Und mein Mädchen darf ich ſprechen,
Darf es ſehn zu jeder Stund',
Darf es herzen, darf es küſſen
Auf den kleinen ſüßen Mund.

Auch die Mutter iſt gekommen,
Sich zu freun an meinem Glück.
Lächelnd ſieht ſie unſer Lieben,
Denkt an alte Zeit zurück.

Und ſo iſt es doch gelungen,
Was mir faſt unmöglich ſchien;
Nun brauch' ich nicht mehr von hinnen
In die weite Welt zu ziehn.

Und es wohnt ein reicher Himmel
Mir im kleinen Herzensraum.
Iſt es denn kein eitles Wähnen?
Iſt es denn kein leerer Traum?

Wie mir ſonſt die ſchwarzen Sorgen
Scheuchten Tag und Nacht die Ruh',
So ſchließ ich vor Freudenthränen
Jetzt des Nachts kein Auge zu.

Ob ich es auch nur verdiene
Dieſes grenzenloſe Glück?
Ach! ich gäb' ja Leib und Leben
Hin für ihren Liebesblick!

17. Morgen!

Ob ich morgen nur erlebe?
'S iſt bis morgen noch ſo lang'!
Ob mein ſchwaches Herz erträget
Dieſen Freudenwogendrang?

Halte, Erde, nur bis morgen!
Hoher Himmel, ſtürz' nicht ein!
Bleib in deiner Bahn, o Sonne!
Morgen ſoll ſie meine ſeyn!

Ach! wenn doch ſchon morgen wäre!
'S iſt dahin noch ewig weit!
Will denn heute nimmer enden?
Steht denn ſtill die träge Zeit?

Mich erfaßt ein inn'res Beben,
Mich erfüllt ein banges Weh!
Ob ich morgen nur erlebe?
Ob ich nur den Morgen ſeh'?

18. Erfüllung.

Was iſt das für ein Saus und Braus
Im ſtillen Förſterhaus?
Es ſchallen Pfeifen und Geigen,
Sie tanzen fröhliche Reigen
Im ſtillen Förſterhaus.

Wer führt denn an den Ehrentanz
Im Haar' den Myrtenkranz?
Des Förſters freundliches Kätchen.
Wie ſteht dem herzigen Mädchen
Im Haar' der Myrtenkranz!

Wer iſt der ſchmucke Bräutigam,
So wacker und ſo ſtramm?
Des Kranzes glücklicher Träger
Es iſt der ſtattliche Jäger,
So wacker und ſo ſtramm.

Wer ſitzt denn in der Ecke dort
Und ſpricht kein einz'ges Wort?
Der Müller ſitzet alleine
Bei Tanz und perlendem Weine
Und ſpricht kein einz'ges Wort.

Du armer Müller, geh' hinaus
Aus dieſem Freudenhaus!
Wir wollen luſtige Gäſte
Bei dieſem fröhlichen Feſte
In dieſem Freudenhaus.

Geh ſtill zu deiner Mühle hin,
Schlag ſie dir aus dem Sinn.
Für dich iſt dieſe verloren,
Sie hat den Jäger erkoren,
Schlag ſie dir aus dem Sinn!

Es gibt ja noch der Mädchen viel
Zum ſüßen Minneſpiel.
Zieh aus, mein Müller, und wand're,
Geh, ſuche dir eine and're
Zum ſüßen Minneſpiel!

Und wenn du ſie gefunden haſt,
Kehr uns ein froher Gaſt.
Der Liebe ſchäumender Becher
Paßt nicht für grämliche Zecher.
Kehr uns ein froher Gaſt!

Nun klinget an und jubelt laut:
Hoch Bräutigam und Braut!
Es hat der bravſte der Jungen
Die ſchönſte Braut ſich errungen,
Hoch Bräutigam und Braut!

Ländliche Lieder.

Nicht sind's lauter Nachtigallen,
Deren Liebeslieder schallen
In den schönen Maientagen.
Auch die munteren Finken schlagen,
Und der Hänfling und die Meise
Singen kunstlos ihre Weise,
Ihren Liebchen zu gefallen,
Singen zu des Frühlings Preise.

Woher die Liebe kam.

Weiß nicht, woher der Sturmwind kömmt,
Weiß nicht, wohin er fliegt;
Weiß nicht, woher die Liebe kam,
Die mir im Herzen liegt.

Der Sturmwind jagt die Wolken auf,
Treibt sie dem Monde zu;
Die Liebe treibt mich aus dem Haus,
Läßt d'rin mir keine Ruh'.

Ihr Wolken, kommet nur herauf
Und löscht das Mondlicht aus;
Ich kenn' im Dunkeln schon den Weg
Zu meines Mädchens Haus.

Deckt auch die kleinen Sternlein zu,
Ich dank' euch schön dafür,
So sehen mich die Nachbarn nicht,
Schlüpf' ich durch ihre Thür.

Am Rocken sitzt sie fleißig noch,
Sie sitzt so still und fromm,
Und singt ein leises Abendlied,
Und weiß nicht, daß ich komm'.

Ich klopfe an ihr Fenſter an,
Sie denkt, es iſt der Wind;
Sie blicket auf und ſieht mich ſtehn,
Und öffnet mir geſchwind.

Juchhei! bei'm Liebchen bin ich ſchon,
Ich häng' an ihrem Blick.
Nun brauſe, Wind, nur immer fort,
Du ſtörſt nicht unſer Glück!

Wüßt' ich, woher der Sturmwind kömmt,
Wüßt' mehr ich, als bisher;
Wüßt' ich, woher die Liebe kam,
Ich wüßte ſchier noch mehr.

Wohin ſie geht, das weiß ich wohl,
Doch ſagen thu' ich's nicht.
Ihr Wolken, deckt die Sternlein zu,
Verhüllt das Mondenlicht!

Mailied.

Das Vöglein ſitzt im Bauer
Den langen Winter lang
In tiefer, ſtummer Trauer,
Ohn' Freude und Geſang.

Doch kömmt der Frühling wieder,
Dann wird das Vöglein laut;
Hell tönen ſeine Lieder,
Es ruft nach ſeiner Braut.

Auch ich hab' ohne Singen
Den Winter hingebracht,
Mir wollt' kein Lied gelingen,
Hab' nur an Sie gedacht.

Doch nun im grünen Maien
Fehlt mir's an Liedern nicht,
Im Sonnenſchein, im Freien
Wird's auch im Innern licht.

Ich ſinge auf und nieder
Durch Feld und Waldrevier,
Und alle meine Lieder
Sie gelten einzig Ihr.

Der Genügſame.

Zwei Fäuſte zur Arbeit,
Zwei Füße zum Gehn,
Zwei Ohren zum Hören,
Zwei Augen zum Sehn.

Im Sommer, wenn's heiß iſt,
Ein ſchattiger Baum,
Im Winter ein Hüttchen,
Für zweie drin Raum.

Im Hüttchen ein Stübchen
Recht heimlich und warm,
Ein herziges Dirnel
Dazu in dem Arm.

Und ſchön iſt mein Mädchen,
Doch hat ſie kein Geld.
Hab' niemals mein Sinnen
Auf Reichthum geſtellt.

Doch hat ſie ein Mündchen
Zum Küſſen gemacht,
Zwei glänzende Aeuglein,
So ſchwarz wie die Nacht.

Ein liebliches Stimmchen,
Wie Glocken ſo hell,
Und niedliche Füßchen,
Wie'n Hirſchlein ſo ſchnell.

Dabei noch zum Lieben
Ein Herz in der Bruſt.
Das iſt all' mein Reichthum,
Das iſt meine Luſt!

Ich brauche nicht Ehre,
Ich brauche nicht Geld!
Es fehlt mir ja wahrlich
Nichts mehr auf der Welt!

Der neue Schatz.

Heut' Morgen ſchien die Sonne hell,
Heut' Abend regnet's ſehr.
Ich hab' 'nen feinen Schatz gehabt,
Nun hab' ich ihn nicht mehr.

Das Bienchen fliegt von Blum' zu Blum',
Von der Roſe auf den Mohn.
Ich hab' ein andres Schätzel geſucht,
Und hab's gefunden ſchon.

Juchhei! auf'n Sonntag geht's hinaus
Auf den grünen Lindenplatz.
Da ſchwing' ich hoch im Ringeltanz
Meinen neuen ſchönen Schatz.

Bin ich bei dir, biſt du bei mir,
So ſind wir unſer zwei;
Kömmt aber noch ein Dritter zu,
Iſt's mit der Lieb' vorbei.

Die Täubchen fliegen Paar und Paar
Und thun ſelbander ſchön.
Schön Dirnel, ſoll ich treu dir ſeyn,
Darfſt nicht nach Andern ſehn.

Was meinſt du denn, mein feines Lieb?
Glaubſt, 's Lieben währt nicht lang?
Bin ich's nicht, iſt's ein Andrer doch,
Mein Schätzchen, ſei nicht bang'!

Der Schnee.

Es war ein Schnee gefallen
In kalter Winternacht,
Die ich bei meinem Mädchen
Mit Scherzen zugebracht.

Ich zeichnet' ihren Namen
Tief in den Schnee hinein,
Und faßt' die theuren Züge
Mit einem Herzen ein.

Als ich nach wenig Tagen
Zum Liebchen wieder schritt,
Da war der Schnee geschmolzen
Und auch der Name mit.

Der Schnee der war geschmolzen,
Die Liebe hatt' ein End';
Sie hatt' ihr falsches Herze
Einem Andern zugewend't.

Glaubst wohl, ich soll mich grämen?
Das laß' ich aber sein;
Ich weiß mich wohl zu trösten
Und lach' noch hinterdrein.

An Falschheit stirbt die Liebe,
An der Sonne schmilzt der Schnee.
Ade! du feines Liebchen!
Du falsches Lieb, ade!

Gang zum Liebchen.

Die Nächte ſind mir ſtets zu kurz,
Die Tage mir zu lang.
Bin ich von meinem Mädchen fern
Wird mir's um's Herz ſo bang.

Wenn Abends ich dann zu ihr geh',
Sehn mich die müſſ'gen Leut';
Und klopf' ich an ihr Fenſter an,
Hat ſie 'ne große Freud'.

Nun, Mädchen, ſchieb den Riegel auf,
Die Nacht iſt rauh und kalt!
Was zögerſt du? ich komm' dir wohl,
Lieb Mädchen, noch zu bald?

Löſch' nur das kleine Lämpchen aus,
Der Mond ſcheint hell herein.
Es liebt ſich noch einmal ſo ſchön
Im hellen Mondenſchein!

Und draußen auf dem Apfelbaum
Singt noch die Nachtigall.
Ich drück' mein Liebchen an das Herz
Und küß' es tauſendmal.

Wie iſt die Nacht doch gar zu ſchön,
Wenn man beim Liebchen iſt!
Wie iſt die Nacht doch gar zu kurz,
Wenn man nach Küſſen miſſt!

Nun, ſüßes Mädchen, lebe wohl!
Schon glänzt der Morgenſtern.
Ich muß nun wieder von dir gehn,
Und bliebe doch ſo gern.

Mein Mädchen fängt zu weinen an.
Was weinſt du, Schatz, ſo ſehr? —
Ach! Lieb, was haben wir gethan!
Wie klopft mein Herz ſo ſchwer!

Was klopft dir denn dein Herz ſo ſchwer?
Biſt ja mein herzig's Weib!
Und wer dem widerſprechen will,
Der bleib' mir fern vom Leib!

Und Gott im Himmel hat's geſehn,
Biſt mein und ich bin dein.
Der liebe Gott hat uns getraut:
Drum laß das Weinen ſeyn!

Ungetreue Liebe.

Es ſteht am klaren Himmel
Die Sonne hell und ſchön;
Was iſt's denn, daß mir Tropfen
In meinen Augen ſtehn?

Ich bin doch nicht gelaufen,
Ich ſchlich ſo langſam her;
Was klopfſt du denn im Buſen,
Mein Herz, ſo bang und ſchwer?

Ich wollte ſinnend folgen
Des Bächleins düſterm Lauf,
Und doch bin ich gekommen
Den ſteilen Berg herauf.

Von drüben her, von drüben
Blinkt hell ein kleines Haus;
Da ſchellt mir oft manch liebes,
Manch ſüßes Wort heraus.

Doch jetzt ſteh' ich von ferne,
Verſchloſſen bleibt die Thür,
Und öffnet ſie ſich leiſe,
So gilt es doch nicht mir.

Nun hab' ich unter Thränen
Hinüber oft geſchaut;
Denn die, der ich vertraute,
Iſt eines Andern Braut.

Ein Dorn im Fuß und Finger
Der ſchmerzt und brennet ſehr;
Doch ungetreue Liebe
Die ſchmerzet noch weit mehr!

Frühlingsliebe.

Wenn der Frühling kommt und von den Bergen schaut,
Wenn der Schnee im Thal und auf den Hügeln thaut,
Wenn die Bächlein quellen
Und die Knospen schwellen,
Wird die Sehnsucht mir im Herzen laut.

Wenn der Weichselbaum die duft'gen Blüten schneit,
Wenn die Störche kommen und der Kuckuck schreit,
Wenn die Tauben girren
Und die Bienen schwirren,
Dann beginnt der Liebe goldne Zeit.

Wenn die Wiesen schmückt der Blumen bunte Zier,
Und die Liebe ruft aus Busch und Wälderrer,
Wenn die Finken schlagen
Und zu Neste tragen,
Such' auch ich ein süßes Liebchen mir.

Wenn ich sinnend dann durch Busch und Felder geh',
Und, ich weiß nicht wie, vor ihrer Thüre steh',
Ihr in's Auge blicke,
An das Herz sie drücke,
Dann ist mir so wohl und wunderweh'!

Möchte freudejauchzend auf zum Himmel schrein,
Möchte weinen auch im stillen Kämmerlein,
Möchte kämpfen, siegen,
Mit den Weisen fliegen,
Möchte stets an ihrem Herzen sein!

Romanzen und Balladen.

Alte Sagen, wie sie treu
Leben in des Volkes Munde,
Werden nun zur guten Stunde
Neu gesungen wieder neu.

Der verlorne Kranz.

Ein Käuzlein hoch auf dem Dache ſaß
Um Mitternacht,
Und ſtöhnte ſein Lied ohn' Unterlaß:
O weh! jung Mägdlein, o weh!

Das Mägdlein dreht ſich im raſchen Tanz,
Um Mitternacht.
Da fiel aus dem Haar ihm der Jungferkranz.
O weh! jung Mägdlein, o weh!

Iſt dir das Kränzlein gefallen zur Erd',
Um Mitternacht;
So iſt es nicht des Aufhebens werth.
O weh! jung Mägdlein, o weh!

Dein Hochzeitbettchen iſt ſchon beſtellt,
Um Mitternacht;
Steht offen dort unterm Sternenzelt.
O weh! jung Mägdlein, o weh!

Das Mägdlein liegt auf der Todtenbahr',
Um Mitternacht.
Ihm duftet kein Kranz im braunen Haar.
O weh! jung Mägdlein, o weh!

Wärſt du vom Tanze geblieben zu Haus
Um Mitternacht:
So trügen ſie jetzt dich nicht hinaus.
O weh! jung Mägdlein, o weh!

Das Kränzlein ſtöhnet ſo hohl und bang'
Um Mitternacht,
Es ächzet des Mägdleins Grabgeſang:
O weh! jung Mägdlein, o weh!

Und wer ein Kränzlein im Haare trägt,
Um Mitternacht,
Geh' heim, eh' die böſe Stunde ſchlägt.
O weh! jung Mägdlein, o weh!

Herein!

Was lauſcht herein zum Fenſterlein?
Es wird mein Herzgeliebter ſeyn!
Herein!
Mein Herzgeliebter iſt es nicht,
Es war ein Streif vom Mondenlicht,
Und ich bin noch allein!

Was klopft ſo leis an meinem Thor?
Herzliebſter ſteht wohl ſchon davor!
Herein!
Ich bin ein ungeduld'ges Kind;
Es raſſelt nur am Thor der Wind;
Und ich bin noch allein!

Was kniſtert auf der Straße draus?
Herzliebſter naht ſich meinem Haus!
Herein!
Ein ſpäter Wanderer zieht vorbei;
Mein Lieb weiß nicht, was Warten ſei,
Und ich bin noch allein!

Es tönt Geſang herein zu mir.
Mein Liebſter ſingt wohl vor der Thür?
Herein!
Des Wächters Ruf hat mich bethört,
Mein Liebchens Sang hab' ich gehört!
Und ich bin noch allein!

Will noch einmal durch's Fenſter ſehn!
Dort ſeh' ich's um die Hecke gehn.
Herein!
Es war ein Wolkenſchatten nur;
Vom Liebſten ſeh' ich keine Spur,
Und ich bin noch allein!

Der ganze Weg iſt menſchenleer,
Das Licht verlöſcht, ich ruf' nicht mehr:
Herein!
Da faßt mich ſchnell ein kräft'ger Arm,
Da küßt ein heißer Mund mich warm.
Ich bin nicht mehr allein!

Der Wanderer.

Es ſteiget hinauf, es ſteiget hinab
Der Wanderer ſonder Raſt und Ruh,
Er brauchet rüſtig den Wanderſtab,
Es zieht ihn mächtig der Heimath zu.
Nach langen Monden, mit heißem Verlangen,
Hofft er bald Weib und Kind zu umfangen.

Es heulet der Sturm, es ſeufzet der Wind,
Erbleichend ſtirbt das Tageslicht.
Es denkt voll Sehnſucht an Weib und Kind
Der Wanderer, achtet des Sturmes nicht.
Er ſchreitet raſch, wie zu Tanz und Spiele,
Bald iſt er an dem erſehnten Ziele.

Da windet der ſteile Pfad ſich hinauf,
Hinauf auf öden Bergeskamm,
Und unten thut ſich der Abgrund auf,
Und oben thürmt ſich der Felſendamm.
In ſchwarzer Tiefe hört man mit Grauſen
Die Donner der fallenden Waſſer brauſen.

Und über den gähnenden Felſenriß
Spannt ſich der ſchmale ſchwankende Steg.
Dem Wanderer iſt er kein Hinderniß,
Zu ſchreiten fürder den ſchwindelnden Weg.
Er tritt hinaus auf die ſchwebende Brücke.
Da mahnt's ihn leiſe: zurück! zurücke!

Und als er des Steges Mitt' erreicht,
Da dröhnt es in der ſcheußlichen Kluft.
Der Wanderer hört es und erbleicht,
Und blickt hinab in die dampfende Gruft.
Rings dreht ſich alles im wüſten Gewimmel,
Es ſchrillt und ſtöhnt ein tolles Getümmel.

Ein bleiches Scheuſal bäumt ſich empor
Und ſchwingt ſich wild im wirbelnden Kreis,
Und ſtreckt die zottige Hand hervor;
Das Blut gerinnt dem Wanderer zu Eis.
Es ſtarrt ihn an mit rollendem Auge,
Es weht ihn an mit betäubendem Hauche.

Bald dehnt der Unheld zum Rieſen ſich aus,
Bald ſchrumpft er ein zum winzigen Zwerg;
Und Flammen erleuchten den nächtlichen Graus,
Es wird zum Kreiſel der rollende Berg.
Dem Wandrer zittern die müden Glieder,
Er ſchließt vor Entſetzen die Augenlieder.

Da greift's ihm nach der bebenden Bruſt,
Und ſchnürt ihm zu das klopfende Herz.
Es tanzt und jauchzet in wüthender Luſt,
Und höhnet lachend des Armen Schmerz.
Ihm iſt's als ob man ihm unten riefe;
Er taumelt hinab in die gräuliche Tiefe.

Der Sturm verſtummt, es ſchweigt der Wind,
Der Mond verbreitet milden Schein.
Es harrt zu Hauſe ſo Weib als Kind,
Sie harren bis tief in die Nacht hinein.
Die Sonne ſteiget und ſinket nieder,
Der Wanderer kehret nimmer zur Heimath wieder.

Der Vatermörder.

Wer ſtürmt ſo wild durch den nächtlichen Graus?
Wer heult ſo laut in des Sturmes Gebraus?
Es iſt der Sohn, der den Vater erſchlug,
Ihn jagt des ſterbenden Alten Fluch.

Es ſcheucht ihn auf, es treibt ihn umher,
Es läßt ihm nirgends wo Ruhe mehr.
Die böſen Engel ſie peitſchen ihn auf,
Sie treiben ihn an zum nächtlichen Lauf.

Und vor ihm ſchwebt eine bleiche Geſtalt,
Und reißt ihn nach mit Zaubergewalt
Es iſt des Vaters irrender Geiſt;
Er folgt ihm muthig, er folgt ihm dreiſt.

„O Vater! nimm von mir den ſchrecklichen Fluch!
Erbarmen, Vater! es iſt genug!"
Er glaubt, er hat die Geſtalt erfaßt,
Da war ſie wie fliehender Rauch erblaßt.

Rings ſtarrt ihn an die finſtere Nacht,
Doch hat's um ihn entſetzlich gelacht;
Es hat gelacht mit gräßlichem Hohn:
Der den Vater erſchlug, das war ſein Sohn!

Da hat er wieder ſich aufgerafft,
Hat um ſich geſchlagen mit Rieſenkraft,
Und iſt geſtürzt in den Felſengrund,
Und liegt in der Tiefe zerſchellt und wund.

Der Mutter Töchterlein.

Wo biſt du geweſen, mein Töchterlein?
Du kehreſt zurück erſt beim Sternenſchein. —
Ich bin geweſen im grünen Wald,
Der Abend dämmerte gar zu bald.
Ach, Mutter! ach, frage nicht weiter!

Was haſt du im grünen Wald geſucht?
Du bliebeſt doch fern von der düſtern Schlucht? —
Ich hab' nach Beeren geſuchet dort,
Und fand den Jäger am kühlen Ort.
Ach, Mutter! ach, frage nicht weiter!

Der Jäger der iſt ein wilder Mann;
Er hat dir doch Arges nicht angethan? —
Er war ſo freundlich, er hat mich gegrüßt,
Er hat mich auf meinen Mund geküßt.
Ach, Mutter! ach, frage nicht weiter!

Und hat er geküßt dich auf deinen Mund,
Was that er dir noch zu derſelben Stund? —
Er hat mich genommen in ſeinen Arm,
Er hat mich gedrückt ſo liebewarm.
Ach, Mutter! ach, frage nicht weiter!

Und hat er in ſeinen Arm dich gedrückt,
Da hat auch der böſe Feind dich berückt. —
Ich hab' ſeinem liebenden Worte geglaubt,
Da hat er mir Alles und Alles geraubt.
Ach, Mutter! ach, frage nicht weiter!

Und haſt du geglaubt ſeinem trügenden Wort,
So iſt deine Ehre für immer fort! —
Sie ſtieß ihr das Meſſer tief in die Bruſt. —
So büße nun auch deine ſündige Luſt!
Die Mutter ſie fragte nicht weiter.

Der geprellte Teufel.

Ein junger Teufel wollt' einmal
Sich eine Seele fangen,
Doch ward ihm ſchwer der Mittel Wahl,
Sie ſicher zu erlangen;
Drum ſann er her und ſann er hin,
Nichts Kluges kam ihm in den Sinn;
Es war ein dummer Teufel.

Da gingen in ein Wirthshaus ein
Sechs luſtige Studenten;
Mein Teufel gleichfalls hinterdrein,
Es lag ihm gleich zu Händen.
Sie ſetzten ſich an einen Tiſch,
Sie ſcherzten froh und lebensfriſch;
Der Teufel lauſcht' von ferne.

Herr Wirth, nun bringet Wein uns her,
Sechs Flaſchen Rüdesheimer!
Sind die getrunken, bringt ihr mehr,
Gleich lieber einen Eimer.
Sobald die Wechſel angelangt,
Bezahlen wir was ihr verlangt,
Die Rechnung ſamt den Zinſen.

Für baares Geld nur hab' ich feil,
Ihr werthen Herren Schmauſer;
Im Borgen fand ich niemals Heil,
Erwiederte der Knauſer.
Noch ſteht ihr an dem Schuldenbret
Vom letzten Commercibanket;
Drum zahlt mir erſt das Alte.

Das Lied klang zwar den Burſchen ſchlecht,
Doch war hier nichts zu machen.
Sie riefen: fahr, du Sündenknecht,
Fahr in der Hölle Rachen!
Sie ſtanden auf, des Wartens ſatt,
Und riefen noch ein Pereat
Dem kargen Stockphiliſter.

Sie wollten eben trotziglich
Die Weinſpelunke räumen,
Da hob von ſeinem Sitze ſich
Der Teufel ſonder Säumen.
Er hatte ſich beim Eintritt ſchon
Gleich einem flotten Muſenſohn
Gekleidet und gerüſtet.

Ihr Herren, wenn es euch gefällt,
Laßt euch hier bei mir nieder.
Ich hab mich immer gern gesellt
Zu euch, ihr luſt'gen Brüder.
Wir plaudern dann und ſingen eins,
Und freuen uns des herben Weins,
Und ich bezahl' die Zeche.

Der Teufel ſprach's, ſie riefen: topp!
Als wie aus Einem Munde.
Ihr ſcheint fürwahr kein Miſanthrop;
Geſegnet ſei die Stunde,
Die euch zu uns hereingeführt,
Und Ehre dem, dem ſie gebühret!
Nun Wirth, nun ſteht nicht müßig!

Doch eins, ihr Herr'n, fuhr jener fort,
Hab' ich noch zu bedingen,
Bevor wir ſchließen den Accord;
Drum hört vor allen Dingen:
Von euch muß einer fort mit mir,
Begleiten mich als Cavalier,
Wenn wir die Zeche ſchließen.

Sodann iſt's immer ſo mein Brauch,
Und dabei muß es bleiben,
Ihr müßt was ihr verſprochen auch
Ganz kurz mir niederſchreiben.
Und da's hier keine Tinte gibt,
So dächt' ich, wenn es euch beliebt,
Ihr ſchriebt's mit eurem Blute.

Den Burſchen ſchien der Einfall toll,
Sie wollten ſich beſinnen;
Doch ſtanden ſchon die Gläſer voll,
Die mußten ſie gewinnen.
Nun wohl! rief einer, höret anjetzt,
Der aus dem Weinhaus geht zuletzt
Soll euch, Kumpan, begleiten.

Nun war es flott das Himmelsſchiff,
Sie ſchmauſten Fiſch und Braten,
Und gaben ſelber manchen Pfiff
Dem Teufel aufzurathen.
Es wurde manche Flaſche leer,
Die Burſche riefen immer: mehr!
Drob ſtaunte ſelbſt der Teufel.

Die Mitternacht kam ſchon herauf,
Noch ging es friſch zu Munde.
Der Teufel ſtand vom Tiſche auf,
Bald ſchlug nun ſeine Stunde.
Ihr Herren, 's iſt die höchſte Zeit,
Doch thut mir's in der Seele leid,
Wir müſſen uns nun trennen.

Er faßte Poſto nächſt der Thür,
Durch die ſie mußten gehen,
Zu fordern jetzo die Gebühr,
Hier konnt' er Alle ſehen.
Noch nahm ſich jeder einen Schluck,
Dann wollten ſie auf einen Ruck
Sich alleſamt entfernen.

Eins, zwei, drei, vier! der Teufel zählt':
Jetzt kam der fünft' und ſechste.
Den Letzten hatt' er ſich erwählt,
Es war der allerfrechſte.
Er ſtreckt' nach ihm die Hand ſchon aus,
Doch ſchlüpft' der Burſche ſchnell hinaus,
Und rief herein zur Pforte:

Kumpan! was fällt euch denn nur ein,
Habt ihr verlernt das Zählen?
Euch hat bethört der ſtarke Wein;
Ihr könnt ja gar nicht fehlen!
So ſeht euch doch nur einmal um,
Dort ſchleicht noch an der Wand herum
Der letzte von uns ſechſen.

Nicht länger hielt der Burſche Stand,
Sein Pfiff ging gut von Statten.
Der Teufel ſtürmte nach der Wand,
Und packt' des Letzten Schatten.
Sie lachten draußen ihn noch aus,
Da flog er ſchnell zum Dach hinaus,
Den Schatten in den Krallen.

Der Burſche war am andern Tag
Wie immer froh und munter,
Doch ſah ihm jeder ſtaunend nach,
Und jeder rief: o Wunder!
Die Sonne ſchien mit hellem Strahl
Durch ihn hindurch, wie durch Kriſtall,
Und er warf keinen Schatten.

Die todte Braut.

Der Buhle reicht' beim Scheiden
Dem Mägdlein ſeine Hand:
O Lieb, ich muß dich meiden,
Muß in ein fernes Land!

Bewahr mir Lieb' und Treue,
Du feines Liebchen mein.
Ich ſchwöre dir aufs neue,
Ich bin auf ewig dein!

Um ihre braunen Haar
Schlang er ein rothes Band.
Dieß Band mir treu bewahre,
Soll ſeyn ein Liebespfand.

Noch einmal in die Arme
Er ſeine Liebſte ſchloß,
Riß ſich im ſtummen Harme
Voll banger Ahnung los.

Und nach drei langen Jahren
Der Buhle kehrt' zurück,
Hatt' lange nichts erfahren
Von ſeiner Liebe Glück.

Er trat mit frohem Herzen
Hinein in Liebchens Haus;
Da brannten helle Kerzen
Gleich wie am Hochzeitschmaus.

Und in der Kerzen Mitte
Stand hoch ein ſchwarzer Schrein.
Es wankten ſeine Schritte,
Es bebte ſein Gebein.

Es trat der bleiche Freier
Zum ſchwarzen Schreine hin;
Er hob den weißen Schleier,
Sein Liebchen lag darin.

Gleich einer weißen Roſe
Lag ſie, ein Engel rein,
Gefaltet in dem Schooße
Die beiden Hände ſein.

Durch ihre braunen Locken
Schlang ſich das rothe Band.
Sein Aug war thränentrocken;
Er faßte ihre Hand.

Du haſt mir Treu bewahret,
Bis zu der Todtenbahr';
Mir hat es offenbaret
Das Band in deinem Haar.

Er zog von ſeinem Finger
Ein goldnes Ringelein.
Es ſollt' ein Freudenbringer,
Mein bleiches Liebchen ſeyn.

Nimm es als Liebeszeichen
Im Tode nun von mir;
Ich kann nicht von dir weichen,
War fern ja ſtets bei dir.

Bald ſind wir feſt verbunden
Im kühlen, ſtillen Grab! —
Und bald nach wenig Stunden
Senkt' man auch ihn hinab.

Der Graf und die Schäferin.

Ein Gräflein über die Wieſe ritt,
Wohin?
Ein Mägdlein ihm entgegen tritt,
Mit kleinem Fuß, mit leichtem Schritt,
Mit friſchem, frohem Sinn.

Gott grüß dich, Mägdlein jung und fein!
Wohin?
Wohin gehſt du ſo früh allein?
Willſt du mein Herzensliebchen ſeyn,
Du ſchöne Schäferin?

Wohin ich will, fragt ihr, Herr Graf?
Wohin?
Will ſuchen ein verlornes Schaf,
Ich ließ darum den Morgenſchlaf.
Dahin will ich, dahin!

Komm ſetz' dich zu mir auf mein Roß!
Wohin?
Sollſt folgen mir hin auf mein Schloß,
Sollſt ſeyn mein trauter Bettgenoß,
Des Schloſſes Königin!

Ich folgte wohl, Herr Graf, euch gern,
Wohin?
Doch paßt die Schäf'rin nicht zum Herrn;
Mein linnen Kleid und euer Stern!
Wo denkt, Herr Graf, ihr hin!

Komm, folge mir, du ſchöne Maid!
Wohin?
Ich ſchenke dir ein ſeid'nes Kleid,
Und Perlen, Ringe, fein Geſchmeid,
So wahr ein Graf ich bin!

Verſchenket euer Geld und Gut!
Wohin?
Für mich paßt nur ein Binſenhut;
Nur gleich und gleich geſellt ſich gut,
Zu Gleichem ſteht mein Sinn!

Du gehſt den Wieſenpfad entlang?
Wohin?
Gilt dir der ferne Flötenklang
Dort von dem grünen Bergeshang?
Was ſiehſt du immer hin?

Mich ruft der Flöte Liebeston,
Wohin?
Er ruft mich zu des Schäfers Sohn,
Dort harrt er meiner lange ſchon;
Nach ihm nur ſteht mein Sinn!

Wißt ihr, wohin ihr gehen müßt?
Wohin?
Geht hin zur Gräfin, ſcherzt und küßt,
Die ſchöne Gräfin freundlich grüßt
Von mir, der Schäferin!

Der Dieb.

Der Magiſtrat und die Herr'n des Gerichtes
Die ſaßen beiſammen zu Rathe.
Sie ſprachen viel und beſchloſſen nichts;
Um Zeit und Worte war's Schade.
Und ſie wußten nicht wo aus;
Denn der Fall war gar zu kraus.
Der verſtockte Miſſethäter
War ſein eig'ner Rechtsvertreter;
Und ſie brachten nichts heraus.

Da nahm der Bürgermeiſter das Wort
Und ſprach zu den Herren Kollegen:
Man führe den Dieb nur zum Galgen fort,
Am Geſtändniß iſt wenig gelegen.
Iſt's zuletzt doch einerlei,
Ob ein Dieb hängt, oder zwei.
Und es nickten die Perücken,
Und es bückten ſich die Rücken,
Jeder ſtimmt' bejahend bei.

Nun rauſchte der Zug wie das wogende Meer,
Es eilten alle zum Feſte.
Das ganze Städtchen war menſchenleer,
Von fern her kamen die Gäſte.
Und die Blinden lernten ſehn,
Und die Lahmen konnten gehn;
Und die Männer und die Frauen
Wollten ſich einmal erbauen,
Wollten nah' beim Schauſpiel ſtehn.

Der Dieb ſtand unter dem Galgen ſchon,
Schon krächzten die lüſternen Raben;
Geſchäftig waren der Büttel und Frohn,
Es jauchzten ſo Mädchen als Knaben.
Und es ſang die Kleriſei
Eine lange Litanei;
Denn ſie wollten ihn erretten
Von der Höll' und ihren Ketten,
Und darob war viel Geſchrei.

Der arme Sünder ſtand wohlgemuth
Und lacht' in gräßlichem Grimme.
Er ſchwenkte dreimal den ſtattlichen Hut,
Und rief mit vernehmlicher Stimme:
Ihr ſeid Schurken alleſammt,
Die ihr mich zum Strick verdammt;
Doch die Unſchuld wird ſich rächen,
Lange ſollt ihr davon ſprechen!
Nun verrichtet euer Amt!

Da ſchlug an allen vier Ecken heraus
Des Städtchens die zischende Flamme;
Es trieb ſie der Sturmwind von Haus zu Haus,
Nichts ſtellt' ſich entgegen zum Damme.
Und des Bürgermeiſters Kopf
Glühte wie ein Feuertopf;
Und die Schöffen und die Schreiber
Dachten heim an Kind und Weiber,
Allen ſträubte ſich der Schopf.

Nun liefen alle zum Städtchen hinein,
Den Feuergluten zu wehren.
Der Dieb ſtand unter dem Galgen allein,
Er wollte zum Städtchen nicht kehren.
Und da kam von da von dort,
Denn die Burſche hielten Wort,
Bald herbei die ganze Bande,
Lauter brave Zunftverwandte,
Führten ſchnell ihn mit ſich fort.

Die Unbefangene.

Als ich Abends vor der Thür
Mit dem Strickſtrumpf ſaß,
Und, nach Strickerin Gebühr,
Wad' und Ferſe maaß,
Da trat aus des Nachbars Haus
Nachbars Wilhelm ſchnell heraus.

Er erblickt' von weitem mich,
Wie von ungefähr,
Grüßte mich fein nachbarlich
Und kam zu mir her;
Nahm dann auf dem ſchmalen Stein
Neben mir ein Plätzchen ein.

Und wir ſprachen dieß und das,
Scherzten, lachten viel,
Daß das Stricken ich vergaß
Bei dem ſüßen Spiel.
Und er faßte meine Hand,
Spielt' mit meinem Schürzenband.

Viel ſagt' er zu meinem Lob,
Hieß mich ſchön und groß,
Sprach von Liebesglück und hob
Mich auf ſeinen Schooß,
Drückte mich noch obendrein;
Muß doch wohl ſo Sitte ſeyn!

Und ich konnte seinem Arm
Mich nicht mehr entziehn.
Mir ward kalt, dann wieder warm,
Gern hört' ich gestehen;
Doch die Mutter hätt's gehört,
Unser Spielen dann gestört.

Feurig küßt' er meinen Mund,
Mir blieb keine Wahl,
Küßte ihn zum Schmerzen wund
Wohl viel tausendmal.
Ob das nur der Brauch so ist,
Daß man unaufhörlich küßt?

Meine Augen küßt' er dann,
Küßte meine Brust,
Und was er noch sonst ersann
In der tollen Lust.
Hätt' es nimmermehr geglaubt,
Daß ein Mann sich das erlaubt!

Und er hieß mich auch sogar
Seine süße Braut;
Schwer, in einem halben Jahr
Wären wir getraut.
Wüßte gern, ob dann zu Haus
Er sich nimmt noch mehr heraus

Katzenassemblee.

Ein Katerjüngling jung und fein
Von Sitten,
Und wohl bei Kätzchen groß und klein
Gelitten,
Dem fuhr die Lieb' in seinen Leib,
Er wünschte sich ein junges Weib.
Miau! Miau! Miau!

Er stieg hinauf auf Nachbars Dach
Im Dunkeln,
Mit Nachbars Miezchen dort gemach
Zu munkeln.
Er putzt' sich seinen Stutzerbart
Und seufzt' nach der Verliebten Art:
Miau! Miau! Miau!

Schön Miezchen hört' den Liebessang
Erklingen,
Und konnt' ihr Herzchen nicht gar lang
Bezwingen.
Sie schlich auf sammtnen Söckchen her
Und kam als wie von ungefähr.
Miau! Miau! Miau!

O Mieschen! ſüßes Kätzenkind!
Erbarmen!
O Jungfrau ſchön! ſei hold geſinnt
Mir Armen!
Er legt' die Pfote auf ſein Herz
Und klagt' und ſeufzt' vor Liebesſchmerz
Miau! Miau! Miau!

Doch Mieschen ſpielt' nach Jungfern Weis'
Die Blöde,
Und that auf der Mama Geheiß
Sehr ſpröde.
Sie kniff verſchämt die Augen zu
Und ſchnurrte leiſe nur dazu:
Miau! Miau! Miau!

O Jungfrau zart, zur Liebe nur
Geboren!
Dich hab' ich, höre meinen Schwur,
Erkoren!
Bei deiner Augen grünem Schein
Schwör' ich's, du ſollſt die Meine ſein!
Miau! Miau! Miau!

Der Jüngling bei dem Pudel gar
Manierlich,
Schoß Funken aus dem schwarzen Haar
Sehr zierlich.
Da schmolz ihr Herz in Liebeslust,
Sie drückt' ihn an die keusche Brust
Miau! Miau! Miau!

Als beide nun manch O und Ach
Gesungen,
Kam her ein Kater auf das Dach
Gesprungen.
Ihn trieb die Eifersucht herbei,
Er schalt und machte viel Geschrei
Miau! Miau! Miau!

Doch unser Jüngling war ein Mann
Von Ehre,
Und stellte stolz sich dem Galan
Zur Wehre.
Er peitscht' mit seinem Löwenschwanz,
Hell glühte seiner Augen Glanz
Miau! Miau! Miau!

Sie zeigten sich nun kühn und kalt
Die Krallen.
Schön Miezchen wär' in Ohnmacht bald
Gefallen.
Schnell kam's zum blutigen Duell,
Es flogen Haar' und Stücken Fell.
Miau! Miau! Miau!

Nun kamen sie von weit und breit
Zu sehen,
Wem hier so großes Herzeleid
Geschehen.
Der eine sang's dem andern vor,
So sang der ganze Katzenchor:
Miau! Miau! Miau!

Da hört' man unten mörderlich
Jetzt fluchen,
Und schnell entfernten flüchtend sich
Die Klugen.
Nun flogen Scherben, und o weh!
Zerstoben war die Assemblée.
Miau! Miau! Miau!

Das Geistermahl.

Ein fahrender Schüler durchzog das Land,
Mit fertiger Hand
Griff er in die klingenden Saiten
Der Zither, die über die Schulter ihm hing;
Und wo er auch weilte und wo er auch ging,
Sie mußt' ihn immer begleiten.

Und kam er verspätet in's Nachtquartier,
Spielt' unter der Thür
Er eine der fröhlichen Weisen.
Da öffnete lauschend sich jegliches Ohr,
Da öffneten gastlich sich Thüren und Thor,
Willkommen ward er gepriesen.

So kam er einst spät in ein helles Schloß
Der frohe Genoß,
Und bat um ein Plätzchen zum Schlafen.
Ein Plätzchen, Herr Schüler, das geb' ich euch gern,
Doch voll ist das Schloß schon von Dienern und Herrn,
Zu feiern die Hochzeit des Grafen.

Ein einziges Zimmer steht unbesetzt,
Das wünsch' ich für jetzt
Zum Schlafen euch gerne bereiten;
Doch ist's nicht geheuer im öden Gemach,
Ihr findet wohl sonst noch ein gastliches Dach;
Drum besser, ihr gehet bei Zeiten.

Der Pförtner ſprach es, der Schüler lacht:
Schon ſinket die Nacht,
Weiß ſchnöde mich nicht ſo von hinnen.
Ich fürchte nicht Geiſter, nicht nächtlichen Spuk,
Reicht mir einen Imbiß und labenden Schluck,
Dann laßt mich den Tanz nur beginnen.

Mißbilligend ſchüttelt der Pförtner das Haupt:
Es iſt nicht erlaubt
Mit Geiſtlichem frevelnd zu ſpielen.
Doch wollt' ihr's verſuchen, mir iſt es ſchon recht,
Es hat ſich der Verweis wohl öfters gelicht,
Ihr ſeid nicht der erſte von vielen.

Er zeigt ihm von fern den verrufenen Saal.
Bald tönet der Schall
Von Tritte im öden Gemache.
Bald ſuchet der Schüler das Lager ſich auf,
Er wirft unentkleidet und lauſchend ſich drauf:
Nun Schüler, nun ſei auf der Wache!

Und als die Mitternachtsſtunde erklang,
Da ſtöhnet es bang;
Dem Schüler durchrieſelt ein Schauer.
Er ſpringet behend von dem Lager empor,
Er ſchärfet das Auge, er ſchärfet das Ohr,
Und ſtellt ſich zur Seit' auf die Lauer.

Da regt ſich's und rührt ſich's, es ſeufzet und ächzt,
Es heult und kreiſcht,
Es poltert im weiten Karniee.
Jetzt fällt gar ein Arm und ein knöchernes Bein,
Ein Rumpf und die übrigen Glieder herein,
Ein Kopf kommt mit gräulicher Miene.

Es rollern die Glieder im Saale umher
Die Kreuz und die Quer,
Dann fügt ſich Rippe zu Rippe.
Es hüpfen die Arme zum Rumpfe hinauf,
Den Schädel den ſetzten ſie ſelber ſich auf,
Aufſpringet ein Menſchengerippe.

Es fallen der Glieder noch mehr und mehr;
Ein klapperndes Heer
Von Dienern entleeret den Haufen.
Die ſchleppen lebend eine Tafel herbei,
Beſetzen die Tafel mit Mancherlei,
Und ſtürzen und rennen und laufen.

Die Tafel ſie war auf das Beſte beſtellt:
Zu Schüſſeln geſellt
Erheben ſich goldene Pokale.
Es duftete ſchäumend der köſtlichſte Wein,
Viel Standen der leckern Gerichte in Reih'n,
Und luden zum fürſtlichen Mahle.

Aufraſſelt die Thür und es füllt ſich der Saal
Von Gäſten zumal,
Heran ſchritt ein hohes Gerippe.
Es blitzt ihm ein Stern auf der knöchernen Bruſt,
Es fühet an dem Arm und beſchaut es mit Luſt,
Sein Bräutchen mit beinerner Lippe.

Man ſetzt mit Geräuſch ſich zur Tafel nun hin,
Mit fröhlichem Sinn
Genoß man des Wein's und der Speiſen.
Auf Schüler! nun ſpielt uns ein Liedchen dazu,
Wir hören mit großem Vergnügen euch zu,
Und werden uns dankbar beweiſen!

Der Schüler erfüllet das harte Gebot;
O Jammer und Noth!
Er durfte zu ſäumen nicht wagen.
Er holte die Zither und ſtimmte ſie rein,
Er griff in die ſchwirrenden Saiten dann ein
Und ſpielte mit Zittern und Zagen.

Und als er vollendet ſein ängſtliches Spiel,
Das Allen gefiel,
Erhob ſich ein luſtiger Zecher.
Er trat an den bebenden Schüler heran,
Er blickt' mit erloſchenen Augen ihn an,
Und reicht' ihm den goldenen Becher.

Herr Spielmann, nun nehmt unſern freundlichen Dank!
Verſchmäht nicht den Trank,
Wir müſſen als Meiſter euch loben.
Wie freuten des Spiels uns, erfreut euch des Weins, —
Da ſchell von dem Thurm ein gewaltiges Eins,
Im Nu war der Spuk all' zerſtoben.

Der Schüler ſtand da wie vom Traum erwacht;
Rings lag noch die Nacht
Auf Fenſtern und Thüren und Wänden.
Er tappte zum Lager im Finſtern ſich hin;
Bald ſtillte der Schlaf den verworrenen Sinn,
Den Becher behielt er in Händen.

Am Morgen erwachte der muntre Geſell
Und machte ſich ſchnell
Hinunter zum ſtaunenden Alten.
Der führte ſogleich bei dem Grafen ihn ein,
Der Graf ließ ihm füllen den Becher mit Wein,
Den Becher den muſt' er behalten.

Die Brautfahrt.

Ein Burſche der zog im Lande herum
Und ſah ſich nach einem Feinsliebchen um.

Bei einer Frau Baſe da ſprach er ein,
Die hatte ſechs blühende Töchterlein.

Gott grüß euch, Frau Baſe! mag's wohl euch gehn!
Was machen denn eure ſechs Töchter ſchön?

Willkommen! So tretet ein Weilchen ein!
Drin ſitzen ſie alle die Töchter mein.

Die erſte die kämmte vor'm Spiegel ihr Haar,
Und ſpiegelt' ihr glänzendes Augenpaar.

Die zweite ſtand vor dem offenen Schrank
Und zählte die harten Thaler blank.

Die dritte peitſchte den winſelnden Hund,
Und hörte ſein Scheeien mit lachendem Mund.

Die vierte lag auf das Bette geſtreckt,
Mit ihren zerriſſenen Kleidern bedeckt.

Die fünfte guckte zum Fenſter hinaus
Und nickte den lauten Soldaten draus.

Lebt wohl, Frau Base! auf Wiedersehn!
Und grüßt mir eure sechs Töchter schön!

Er wollt' an der Küche vorübergehn,
Da sah er die Jüngste am Heerde stehn.

Sie stand am Heerde zur selbigen Stund,
Die Hände von harter Arbeit wund.

Der Bursche trat freundlich zu ihr hinein:
Lieb Mädchen, willst du mein Bräutchen sein?

Der Kobold.

Was raſchelt und poltert und ſcheuert und fegt
Im Stall, in Küche und Keller?
Was iſt's das im Finſtern ſo ſchaurig ſich regt,
Was klappert mit Topf und mit Teller?
Der Kobold vollendet ſein nächtliches Thun,
Es läßt ihn nicht raſten, es läßt ihn nicht ruhn.

Den Bauer das Poltern und Treiben verdrießt,
Gern ſchafft' er den Geiſt ſich vom Leibe;
Doch was er auch ſinnet und was er beſchließt,
Er findet nicht, was ihn vertreibe.
Es wanket und weichet nicht der läſtige Gaſt,
Von Tage zu Tage wird ſchwerer die Laſt.

Geduld nur, Herr Kobold, ich fange dich ſchon!
So denket der Bauer im Stillen.
Ich will dir ſchon geben den ſchuldigen Lohn,
Dein Leben gedenk' ich zu ſtillen!
Er ſinnet nun alles gar pfiffig ſich aus,
Und ſiehe ſchon im Geiſte gereinigt das Haus.

Er räumt die verfallene Scheune nun aus,
Hier pflegte der Unhold zu ſitzen,
Er ſchaffet das Streh und Getreide heraus,
Verſtopfet die Löcher und Ritzen.
Hin lockt er den Kobold und ſperret ihn ein,
Verrammelt die Thür mit gewaltigem Stein.

Drauf zündet das morſche Gebäude er an;
Schon kniſtern die Balken und Sparren,
Auf lodert die Flamme zum Himmel hinan,
Fort fähret er den letzten der Karren.
Von ferne dann kehrt er den ſpähenden Blick,
Und ſieht nach der brennenden Scheune zurück.

Hilf Himmel! da ſitzt auf dem Karren im Streh
Mein Kobold dicht hinter dem Bauer:
Er ſcherzet und ſchäkert behaglich und frech,
Den Armen durchrieſelt ein Schauer.
Herr Wirth, es war wahrlich die äußerſte Zeit,
Daß wir aus den Flammen uns beide befreit!

Der Bauer kratzt ſeufzend ſich hinter dem Ohr
Und kehret zurück nach dem Stalle.
Der Kobold kichert: einfältiger Thor!
Du meinteſt, ich ging in die Falle!
Mich bringeſt du nimmer und nimmer hinaus,
Drum eile, auf daß wir bald kommen nach Haus!

Die Bräutigamsſchau.

Komm, Liebſter, komm und zeig' dich mir
In ſtiller Mitternacht!
Dein Liebchen dich erwartet hier!
Mit Liebesglut ſtreb' ich nach dir,
Ich ruf' dich mit Zaubermacht!

Zwei Teller hab' ich hingeſtellt
Für dich und auch für mich;
Zwei Meſſer ſind dazu geſellt,
Vom Vollmond iſt der Tiſch erhellt;
Zukünftiger, komm doch!

Ein friſches Brod auch leg ich hin,
Ich back's von Schwindelmehl;
Zwei Meſſer ſtecken kreuzweis drin,
Auf mich ſtell' deinen Liebesſinn!
Der Zauber iſt ohne Fehl.

Und nah und näher klappert's her,
Am Treppe tappt's herauf.
Es naht der Gaſt ſich mehr und mehr,
Die Schritte hallen laut und ſchwer,
Die Thüre, ſie thut ſich auf.

In einen Mantel tief verhüllt
Tritt jetzt der Freier ein.
Der Regen rauſcht, der Sturmwind bräut,
Das Mädchen bebt, von Graun erfüllt.
Wer mag wohl der Freier ſeyn?

Der Gaſt tritt näher jetzt heran.
'S iſt der leibhaft'ge Tod!
Er hat den Mantel abgethan,
Er blickt mit hohlem Aug' ſie an.
Sie lag ihm im Arme todt.

Des Kindes Tod.

O Mutter, o Mutter! welch liebliches Singen!
Ach! hörſt du die Harfen und Lauten klingen?
Schlaf ruhig, mein Kind! es iſt ja der Schall
Der leiſe flötenden Nachtigall.

O Mutter, wie herrlich die Farben erglänzen,
Sie ſchmücken mein Bettchen mit bunten Kränzen!
Schlaf ruhig, mein Kind! der röthliche Schein
Des Abends blicket zum Fenſter herein.

O Mutter, es hauchen balſamiſche Lüfte,
Es wogen ſüßathmende Weihrauchdüfte!
Schlaf ruhig, mein Kind! es iſt nur der Hauch
Vom würzigduftenden Roſenſtrauch.

O Mutter, ſie laſſen von Honig mich nippen,
Sie netzen mir labend die durſt'gen Lippen!
Schlaf ruhig, mein Kind! dich täuſchet ein Wahn;
Ich feuchte die trockenen Lippen dir an.

O Mutter, es ſtreichelt und faßt mich ſo linde,
Es ſcheln liebkoſend mich laue Winde!
Schlaf ruhig, mein Kind! ich trockne den Schweiß
Von deiner Stirne ſo brennend heiß.

O Mutter, es kommen von roſigen Hügeln
Viel freundliche Kinder mit goldnen Flügeln!
Schlaf ruhig, mein Kind! die Wolken ſie ziehn
Am Abendhimmel gleich Lämmern hin.

Sie kommen, ſie kommen! ſie winken und nicken!
Sie rufen hinauf mich mit Liebesblicken!
Es bleichte des Abends glühendes Roth;
Das Kind im Bettchen lag ſtill und todt.

Feuerlegen.

Rother Hahn, rother Hahn!
Was hat dir die arme Witwe gethan,
Daß du krähest auf ihrem Haus
Und die rothen Flammen leckst heraus?
Schweig, schweig!
Werde stumm sogleich!

Stehe still, stehe still!
Es ist des barmherzigen Gottes Will'.
Laß ruhen deiner Flügel Schlag,
Es ist noch fern der jüngste Tag.
Auf, auf!
Hemm' der Flammen Lauf!

Höre mich, höre mich!
In des Ewigen Namen ruf' ich dich!
Ich stelle dir einen festen Damm,
Ich zeige dir Christi Kreuzesstamm.
Fort, fort!
Meide diesen Ort!

Zögre nicht, zögre nicht!
Sonst fasset dich ein streng Gericht!
Fort eile von hier, du feuriger Gast!
Selbst nehmen nicht mehr, als du schon hast!
Hör, Hör!
Dir gebühret nicht mehr!

Und der rothe Hahn er flog davon,
Es ſchreckt' ihn der Beſchwörungston.
Es drehte ſich ſchnell der ſcharfe Wind,
Das Feuer war erloſchen geſchwind.
Zuſammen ſtürzte das morſche Haus,
Es wehen nur Funken und Rauch heraus.

Und wer mich das Sprüchlein hat gelehrt,
Das kräftig dem rothen Hahne wehrt?
Ein Zigeuner war's, zum Sterben wund,
Ich pflegte ſein in der Todesſtund'.
Ich reicht' ihm den letzten Labetrank;
Er lehrte den Spruch mich zum Habedank.

Der Schieferdecker.

Der Schieferdecker hing hoch am Thurm,
Am Seile ſchwebte der Knopf hinauf;
Er faßt' ihn kräftig trotz Wind und Sturm,
Und ſetzt' ihn der äußerſten Spitze auf.
Und unter ihm ſtand auf der ſchwankenden Leiter
Der greiſe Vater, ſein treuer Begleiter.

Der Sohn vollbrachte ſein Meiſterſtück,
Es harrte ſeiner die zitternde Braut.
Er ſchaute hinab mit ſicherem Blick
Und ſprach die weihende Rede laut.
Froh jauchzte unten die gaffende Menge,
Und wogt' und wallt' im dichten Gedränge.

Mein Vater! hörſt du die Harmonie'n?
O ſieh das glühende Flammenmeer!
Die Berge kommen, die Dörfer ziehn,
Und drehen tanzend ſich um mich her!
Es faßten ihn ſchreckliche, finſt're Gewalten,
Er zittert und wankt und ſucht ſich zu halten.

Bet' ſchnell ein Vaterunſer, mein Sohn!
Befiehl die Seele dem gnädigen Gott!
Du ſtehſt nun bald vor des Ewigen Thron,
Drum ruf' ihn an in der letzten Noth!
Verzeih' mir, Gott, meine eigenen Sünden!
Laß beid uns Erbarmen und Gnade finden!

Und taumelnd ſtürzet der Sohn hinab
Und faßt im Falle den zitternden Greis;
Er reißt ihn ſich nach in das off'ne Grab,
Hinab in der flüchtenden Menge Kreis.
Und unten liegen die blutigen Leichen,
Und ringsum waltet ein gräßliches Schweigen.

Die Glocken tönen zum erſten Mal
Vom neuen Thurme mit klagendem Ton.
Wem gilt der traurige Glockenſchall?
Er gilt dem Vater und ſeinem Sohn.
Der Tod hat die Liebenden nimmer geſchieden,
Sie ruhen zuſammen vereinet in Frieden.

Die Irrlichter.

Es war ein Knabe wild und frech,
Wollt' ſich der Zucht nicht fügen,
Lief aus der Schule öfters weg,
Und half ſich dann mit Lügen.

Er ſchweift' umher in Saus und Braus
Mit ſeinen Spießgeſellen,
Und ſann ſich tolle Liſten aus,
Den oder die zu prellen.

Die arme Mutter weinte ſehr
Ob dieſer ſchweren Plage;
Doch er verwildert' immer mehr
Und lachte ihrer Klage.

Nur dieſen Abend bleib zu Haus
Und hüte mir die Schwelle;
Ich muß zur Arbeit noch hinaus;
Weich' mir nicht von der Stelle!

Die Mutter ſprach's und wankte fort
Mit Spaten und mit Rechen;
Doch ihm galt nichts der Mutter Wort,
Nichts galt ihm ſein Verſprechen.

Fürwahr, das wär' mir eben recht
Zu ſitzen hier im Neſte!
Ich bin ja nicht der Mutter Knecht;
Zu gehn iſt wohl das Beſte!

Geſagt, gethan! Er lief davon,
Lief über Wieſ' und Felder.
Es dämmerte der Abend ſchon,
Schon dunkelten die Wälder.

Es blinkte hell der Abendſtern;
Er blieb ermüdet ſtehen.
Da ſah er auf dem Anger fern
Drei feine Knäbchen gehen.

Ein jedes trug ein Flämmchen blau
Auf ſeines Hauptes Locken;
Die Röckchen ſchienen nebelgrau,
Wie leichte Diſtelflocken.

Sie winkten ihm, ſie riefen ihn:
Komm mit, komm mit, Geſelle!
Sollſt mit in unſern Garten ziehn,
Bald ſind wir dort zur Stelle.

Komm mit zu unſerm Fackeltanz,
Komm mit zum Ringelreigen,
Dort unten bei der Sterne Glanz,
Dort bei den Erlenteichen!

Sie liefen neckend vor ihm her,
Sie ſchlangen Feuerringe;
Dann hüpften ſie die Kreuz und Quer
Und machten tolle Sprünge.

Der Knabe rannte keuchend nach,
Konnt' ſie doch nicht erhaſchen.
Wie centnerſchweres Blei es lag
In Gliedern ihm und Taſchen.

Und fort ging's über Steck und Stein,
Durch Feld und Buſch und Wieſen.
Es lockt' ihn an der Flämmchen Schein,
Er ließ ſich's nicht verdrießen.

Und fort ging's nach dem Unkenmoor,
Es ſchmerzten ihm die Sohlen;
Da tanzt' der ganze Irrwiſchchor
Um ihn in Kapriolen.

Der Knabe ſank bis an die Knie',
Er ſank bis zu den Armen.
Was half es, daß er ächzt' und ſchrie?
Hier gab es kein Erbarmen.

Und tief und tiefer ſank er ein,
Es zog ihn mächtig nieder.
Das Schilfrohr ſeufzte ſchaurig drein
Und ſang ihm Sterbelieder.

Fahr wohl, du Knabe! gute Nacht!
Um dich iſt's nun geſchehen!
Dem, der der Mutter Wort verlacht,
Wird's ſicher auch ſo gehen.

Otto der Schütz.

Zu Otto dem Schützen, dem rüſtigen Knappen,
Sprach Rudolph der Herzog: auf, ſattle den Rappen!
Ruf zum Turnei
Mir all' herbei,
Einem jeden geb' ich die Schranken frei!

Am Hofe zu Cleve beginnet ein Stechen,
Ein mörderiſch Kämpfen und Lanzenbrechen.
Des Herzogs ſein
Schön Töchterlein
Soll der Preis des glücklichen Siegers ſeyn.

Viel mannliche Herren und Ritter und Grafen
Auf Leben und Sterben zuſammentrafen.
Jüngling und Greis
Sucht liebeheiß
Zu gewinnen ſich den erſehnten Preis.

Sie denket im Stillen: was ſoll mir dieß Treiben?
Ihr thätet weit beſſer, ihr ließet es bleiben!
Der nur allein
Kann werden mein,
Der ſchon trägt mein goldenes Ringelein!

Ein ſtattlicher Ritter kam jetzo geritten,
Und ſtellte ſich keck in der Kämpfer Mitten,
Und grüßet fein
Der Damen Reih'n.
Hoch erglüht des Herzogs ſchön Töchterlein.

Und wer noch ſo feſt in dem Sattel geſeſſen,
Der muß vor dem Ritter die Erde meſſen.
Ringsum er ſchaut
Und ruft dann laut:
Wer noch kämpft mit mir um die holde Braut?

Und als nun vergebens ſein Laden und Rufen,
Da naht er ſich ſittig des Thrones Stufen
Und fordert frank
Den Ritterdank.
Vor dem Jungfräulein auf das Knie er ſank.

Der Herzog neigt gnädig ſich jetzo zum Ritter:
Nun öffnet vorher eures Helmes Gitter,
Nennt euren Stand
Und Vaterland,
Und beweiſt, ob würdig ihr ihrer Hand.

Und als nun der Helm ihm vom Haupte geſunken,
Da ſprühten die Augen des Herzogs Funken
Du falſcher Knecht,
Haſt dich erfrecht,
Zu gewinnen die eines Ritters Recht?

Da hört man viel Schreien, da blitzen die Eiſen,
Sie wollen dem Schützen ſein Bräutlein entreißen.
Er drückt ſie warm
In ſeinen Arm
Und beſtürmt der drängenden Kämpfer Schwarm.

Herr Herzog! ſo hat jetzt der Knappe geſprochen,
Nie habt euer fürſtliches Wort ihr gebrochen!
Wer ich auch ſei
Gilt einerlei,
Einem jeden gabt ihr die Schranken frei!

Der Knappe der wollte nicht weichen und wanken,
Und lauter erhob ſich das Streiten und Zanken.
Da tönt vom Wall
Trompetenſchall,
Und zur Ruhe mahnte der Seneſchall.

Ein Ritter, der eben vom Sattel geſeſſen,
Trat eilig zum Schützen: Graf Otto von Heſſen?
Euch find' ich hier?
Mich dünket ſchier,
Euer Auge blitzet von Kampfbegier!

Mein gnädiger Herr, euer fürſtlicher Vater,
Kann miſſen nicht länger den Reichsberather.
Eilt drum nach Haus;
Eur'n Ehrenſtrauß
Fecht' ich ſelbſt ſtatt eurer ſogleich hier aus!

Da horchten die Ritter, da lauſchten die Frauen.
Er runzelte drohend die zürnenden Brauen:
Als Knappe ſchon
Sprach ich euch Hohn,
Jetzt nicht minder thu' ich's als Fürſtenſohn!

Er wollte ſich wieder zum Kampfe bereiten,
Da flogen die Schwerter hinein in die Scheiden,
Und jeder Mund
Erſchall zur Stund'
Laut von Lob und that es mit Jauchzen kund.

Der Herzog ſprach jetzt: Euer landgräflich Gnaden,
Bald wären wir hart an einander gerathen!
Nehmt meine Hand
Zum Freundſchaftsband,
Und die Tochter biet' ich als Unterpfand.

Herr Herzog, ich dank' euch für euer Erbieten;
Doch müßt ihr hinfort vor den Schützen euch hüten.
Eu'r Töchterlein
Nannt' längſt ich mein;
Schon als Knappe trug ich ihr Ringelein.

Die Geiſterkirche.

Es machte ſich auf um die Mitte der Nacht
Die fromme Matrone zur Kirche;
Noch flimmten die Sterne in glänzender Pracht,
Der Mond ſtand noch über'm Gebirge.
Es dünkt ſie, der Morgen er dämmere ſchon,
Sie wollte nicht miſſen den frommen Sermon,
Die heilige Angelusmeſſe.

Sie findet geöffnet das eherne Thor,
Es brennen die Kerzen ſo helle;
Laut tönet die Orgel, laut ſinget der Chor,
Sie ſucht ſich zum Beten die Stelle.
Ein finſterer Pfaffe ſteht vor dem Altar,
Es ſinkt auf die Knie' der Andächtigen Schaar
Und flüſtert ein Ave Maria.

Und als die Matrone die Augen erhebt,
O Schrecken! o Schauder! o Grauſen!
Sie ſiehet den Dom von Verſtorb'nen belebt,
Sie ſiehet nur Leichen hier hauſen.
Der recket ſein klapperndes dürres Gebein,
Die hüllt in vermoderte Schleier ſich ein
Und faltet zum Beten die Hände.

Die Kirche durchzittert ein bläulicher Glanz,
Es ſchallen mißtönende Lieder.
Der Prieſter erhebet die goldne Monſtranz,
Da fallen von neuem ſie nieder.
Der Eine ſchlägt brünſtig die knöcherne Bruſt,
Der Andre bekreuzt ſich in ſeliger Luſt
Und greift nach dem fehlenden Herzen.

Die Arme durchſchauert's, aufſträubt ſich ihr Haar,
Sie wußte nicht was zu beginnen;
Sie dachte mit Beben, doch wurd's ihr nicht klar,
Soll bleiben ſie, ſoll ſie von hinnen?
Sie wußte vor Schrecken nicht aus und nicht ein,
Sie fühlte ſich unter Verſtorb'nen allein
Die einzige lebende Seele.

Da trat aus dem Haufen ein häßliches Weib
Vor kurzem zu Grab erſt getragen;
Es hatte, die Blöße zu decken, den Leib
In ſchleppende Mäntel geſchlagen.
Es trat zur Matrone, es zupfte ſie leis,
Der Zitternden rann von der Stirne der Schweiß,
Sie glaubt ſich für immer verloren.

Es flüſterte heiſer: Frau Baſe, woher?
Woher zu ſo gräßlichen Stunden?
Was bringt euch zu unſerm geheimen Verkehr?
Um Gott und der Märtrer Wunden!
Merkt: wenn das Vobiscum zum Segen ertönt,
Dann laufet, ſo eilig ihr laufen nur könnt,
Sonſt koſtet's euch wahrlich das Leben!

Als krächzend der Pfaffe den Segen nun ſprach,
Begann ſie zu rennen, zu laufen.
Und hinter ihr ſcholl ein betäubender Krach,
Die Geiſter ſie folgten in Haufen.
Sie holten ſie draus auf dem Kirchhof noch ein,
Doch riß ſie ſich los, ſie behielten allein
Den Mantel zerriſſen in Händen.

Sie eilt wie vom Sturmwind getrieben nach Haus
Und legt ſich erkranket zu Bette.
Mit nahendem Morgen ſchickt Diener ſie aus,
Den Mantel zu bringen zur Stätte.
Der Mantel war nirgends und nirgends zu ſehn,
Doch ſahen auf jedem der Gräber ſie wehn
Ein Stück vom zerriſſenen Tuche.

Des Königs Scheiden.

Der König ſtand auf hohem Söller
Und blickt hinaus in's Abendroth.
Da ward das Herz ihm voll und völler,
Er fühlt's, es nahe ſich der Tod.

O könnt' ich doch von hinnen ſcheiden
Gewiſſensrein und frei von Schuld!
Ich trüg' des Scheidens bitt're Leiden,
Des Sterbens Schmerzen mit Geduld!

Könnt' ich, o Freund, dich mir verſöhnen,
Dem einſt ich gab ſo herben Schmerz!
Wie würd' es meinen Tod verſchönen,
Schlüg' nur noch einmal Herz an Herz!

Der König hatt' zur böſen Stunde
Einſt ſeinen Jugendfreund verbannt,
Und wußte längſt aus ſichrem Munde,
Daß er den edlen Mann verkannt.

Seit langen Jahren irrt' der Arme
Im fremden Lande heimathlos,
Das Haar gebleicht vom ſchweren Harme,
Trug ſchweigend er ſein herbes Loos.

Da ſchallt es an des Schloſſes Schwelle
Wie Liedesgruß und Harfenklang.
Bringt mir den Spielmann her zur Stelle,
Daß er mir ſing' den Todesſang!

Der König ſprach's, die Diener liefen,
Der greiſe Sänger trat herein.
Er ſeufzte aus des Herzens Tiefen,
Und griff in ſeine Saiten ein.

Er ſang von längſt verklung'nen Stunden,
Er ſang von goldner Jugendzeit,
Berührte heilend alte Wunden,
Beſänftigte des Herzens Streit.

Da faßt' ein unnennbares Sehnen
Den lebensmüden Königsgreis,
In ſanfte ſel'ge Sehnſuchtstränen
Schmolz ſeines Herzens ſtarres Eis.

Wer biſt du, Sänger, der ſo milde
Entflieh'nen Jugendtraum du weckſt?
Der du des Todes Schreckgebilde
Mit dichtem Schleier mir bedeckſt?

Da ſank der Sänger ihm zu Füßen,
Umfaßte ſeines Königs Knie';
Er wollte ſeine Hände küſſen,
Und netzt' mit heißen Thränen ſie.

Der König blickt' zum Sänger nieder,
Es füllt' ihn lang entbehrte Luſt;
Er hatte ſeinen Freund nun wieder,
Er hob ihn auf an ſeine Bruſt.

So ſtanden beide feſt umſchlungen,
In ſtummer Seligkeit vereint.
Der Sänger hat nicht mehr geſungen,
Der König hat nicht mehr geweint.

Das Abendroth ſank ſcheidend nieder,
Die beiden Freunde ſahen's nicht;
Verſtummet waren Schmerz und Lieder,
Erloſchen war der Augen Licht.

Der Pfeifer.

Der Pfeifer ſtieg auf den Thurm hinauf,
Hinauf auf die oberſten Zinnen;
Er ſetzte ſich unter der Spitze Knauf,
Mit Blaſen das Feſt zu beginnen.
Es war der heilige Oſtertag;
Das Städtchen noch tief im Schlummer lag,
Kaum graute der dämmernde Morgen.

Der Pfeifer blies zu des Höchſten Ehr'
Hinab von dem luftigen Sitze,
Es tönte ſein Blaſen im Städtchen umher
Von des Thurmes oberſter Spitze.
Es drang das Lied in die Häuſer hinein,
Die Bürger ſtimmten andächtig ein,
Und ſangen: der Chriſt iſt erſtanden!

Darob ergrimmte der Teufel ſehr
Und ſprudelte Galle und Geifer.
Er ſtürmte herbei wie ein brauſendes Meer,
Und packte den zitternden Pfeifer.
Er ſtürzt' ihn vom Thurm auf die Straße hinab.
Da finde, Verruchter, zerſchmettert dein Grab;
Ich hatte dir's lange geſchworen!

Und als er ſtürzet herab vom Thurm,
Schon zählt er ſich unter die Todten,
Da faßt ſeinen Mantel der brauſende Sturm
Und ſetzte ihn leiſe zu Boden.
Der Pfeifer ſtand ſicher in Gottes Hand,
Gott hatte den rettenden Sturm geſandt.
Gelobet ſei Gott in der Höhe!

Der Tanz.

Es geigt und pfeifet und dudelt und bläst
Dort unter der grünen Linde.
Sie feiern ein frohes, ein ländliches Fest,
Es jauchzet das Bauerngesinde.
Es trinken die Alten, die Jungen zechbein,
Auch finden rothwangige Mädchen sich ein,
Dort unter der grünen Linde.

Sie hopsen und springen und walzen und drehn
Dort unter der grünen Linde.
Die Röckchen sie fliegen, die Bänder sie wehn
Von manchem tiefathmenden Kinde.
Die Mütterchen stehen im gaffenden Kreis,
Sie trocknen den Töchtern den rinnenden Schweiß
Dort unter der grünen Linde.

Da schreitet ein stattlicher Bursche herzu,
Dort unter der grünen Linde,
Mit prangendem Hut und bebändertem Schuh,
Umgürtet mit flatternder Binde.
Er richtet unter seinem feurigen Blick,
Begrüßet sie Alle mit freundlichem Nick,
Dort unter der grünen Linde.

Den Burſchen erfreuet des Walzers Geſang,
Dort unter der grünen Linde.
Er wählet das friſchſte der Mädchen ſich aus,
Und ſtellt ſich zum Tanze geſchwinde.
O wüßteſt du, Kind, wie nach dir mich begehrt!
Mehr biſt du als alle die andern mir werth,
Dort unter der grünen Linde!

Dem Mädchen behaget der ſchmucke Geſell,
Dort unter der grünen Linde.
Er blickt ihr in's Auge ſo lüſtern und hell,
Er drückt ihr das Händchen gelinde.
Verlangend erräth ihn das Jüngferchen ſchon,
Und ſtimmt in ſeinen leichtfertigen Ton,
Dort unter der grünen Linde.

Er ſchwenkt ſie im wilden, im wirbelnden Kreis
Dort unter der grünen Linde.
Sie ſchweifen in immer erweitertem Gleis,
Im ſchwindelnden Kreiſelgewinde.
Wer iſt denn der Burſch? Es verſtummet der Sang.
Hilf Himmel! der Arge iſt's! ſo flüſtert man bang,
Dort unter der grünen Linde.

Und weiter und weiter entfernt ſich das Paar:
Ade nun, du grüne Linde!
Hoch flattern die Bänder, hoch wehet das Haar,
Laut rauſchen die Kleider im Winde.
Sie lenken hinab nach dem Fluſſe den Reih'n,
Sie ſtürzen lautjauchzend ſich beide hinein.
Ade nun, du grüne Linde!

Die Bettlerin.

Reicht, Herr, um Gott! mir einen Bissen Brot
In meiner Noth,
Und gönnet mir zum Ruhen irgendwo
Ein Bündlein Stroh!
Euch wird dafür des Himmels reichster Lohn,
Und morgen zieh' ich fort mit meinem Sohn!

„Hinaus mit dir, du feile Dirne du!
Laß mich in Ruh'!
Ich hetze sonst mit Hunden dich hinaus
Aus meinem Haus.
Für solch Gesindel gibt's kein Weilen hier,
Such' dir im weiten Feld ein Nachtquartier!"

Das Knäblein lacht ihn freundlich bittend an
Den harten Mann,
Und streckt die kleinen Aermlein nach ihm aus.
„Schnell fort! hinaus!
Hinaus mit dir und deiner Sündenbrut,
Ich lasse sonst dich peitschen bis auf's Blut!"

O edler Herr! die Nacht ist rauh und kalt,
Kein Aufenthalt
Für dieses zarte Kind! Erbarmt euch mein!
„Wozu das Schrein?
Es wehen draußen Flocken, Dunen gleich,
Dort bette dich im Kühlen warm und weich!"

Er ſtieß hinaus ſie in die Winternacht,
Und bebet' und lacht'.
Sie aber blickte weinend himmelauf,
Und raffte ſich auf.
Sie habe du Erbarmen, gnäd'ger Gott,
Und ſteh mir bei in meiner großen Noth!

Und weit und breit nichts als ein Schneegefild,
Des Todes Bild;
Von jedem Weg verweht die kleinſte Spur;
In Lumpen nur
Gehüllt die Glieder bei dem harten Froſt;
Und keine Nahrung, nirgends Hilf' und Troſt!

Du, der du ſelbſt der Raben Schreien hörſt,
Und es erwärmeſt,
Hilf, Gott, du keine Hülfe mehr für mich?
Ich rufe dich!
Ich rufe dich in meiner höchſten Noth!
Herr, wie du willſt, ob Leben oder Tod!

Sie ſchleppte langſam fort ſich manche Stund',
Die Füße wund,
Und drückt' ihr Kindlein feſt in ihren Arm,
In Hülfe arm.
Das Kindlein ſchrie vor Froſt und Hunger hell;
Ihm war verſiegt ſein ſüßer Lebensquell.

Geschwunden war ihr jetzt die letzte Kraft,
Und fieberhaft
Sank hin sie auf das Schneebett' kalt und hart,
Den Frost erstarrt.
Sie wollte gönnen nur sich kurze Rast'
Und deckt' das Kind mit ihren Lumpen zu.

Das arme Kindlein ihr im Arme schlief
So süß und tief,
Und sog im Schlaf' an ihrer trock'nen Brust
Verlangte Lust.
Da nahm auch sie der Schlummer in den Arm,
Und stillte halb der armen Mutter Harm.

Ein Engel Gottes trat zu ihr im Traum':
Den Sternenraum
Erfüllten leise Himmelsharmonie'n:
„Komm! laß uns ziehn
Dahin, wo dich kein Erdenschmerz erreicht,
Wo jede Sorge, jeder Kummer schweigt!"

Und sie zog ein zur ew'gen Seligkeit,
Ihr Kind zur Seit'.
Laut jauchzten alle Himmel fern und nah:
Halleluja!
Am Morgen drauf fand man sie eingeschneit,
Das todte Kindlein lächelnd ihr im Schooß.

Die verlaſſene Braut.

Warum ich ſo ſtille, warum ich ſo bleich?
Was fragt ihr mich viel? was kümmert es euch?
Laßt ruhig mich meine Wege gehn,
Ihr ſollt ja mein Weinen nicht ferner ſehn!

Sie ſchlich ſich hinaus an des Fluſſes Bord,
Sie ſetzte ſich ſtill an den einſamſten Ort,
Sie ſah hinab in die kühle Flut:
Da unten da wäre mir wohl und gut!

Es flüſterten heimlich die Wellen herauf,
Sie wiegten ſich träumend in kräuſelndem Lauf;
Die Fiſchlein ſpielen im Sonnenſchein.
Ach! könnte da unten ich bei euch ſein!

Es glänzte der Strom wie ein Spiegelſchild,
Drin ſah ſie ihr zitterndes Jammerbild.
Ach! armes Herz, wie ſo ſieg und wund!
Da unten da wäreſt du heil und geſund!

Die Wellen ſie flüſterten heimlich und traut,
Sie riefen hinab die verlaſſene Braut,
Sie netzten kühlend ihr Fuß und Bruſt;
Bald war ſie ſich keines Schmerzes bewußt.

Der Fluch.

Nun, Vater, laßt endlich das Keifen ſeyn,
Ihr ſeid nicht Herr mehr im Hauſe!
Geht ſtill in eure Kammer hinein,
Dämpft eures Zornes Gebrauſe!

Der Alte ſchimpfte, der Alte ſchalt,
Er konnte das Schelten nicht laſſen.
Da hat der Sohn die Fäuſte geballt,
Den alten Vater zu faſſen.

Er hat ihn gefaßt, wie ein Tieger feſt,
Bei den ſpärlichen greiſen Haaren;
Er hat ihn an den Boden gepreßt,
Den Greis von ſiebenzig Jahren.

Er hat ihn geſchleppt in der gräßlichen Wuth,
Hat nicht ſein Schreien gehöret,
Die Hände geröthet mit Vaterblut;
Er war vom Böſen bethöret.

O Sohn, o Sohn! das iſt Gottes Gericht!
Nun laß mich ſterbend hier liegen!
Ich ſchleppt' auch weiter den Vater nicht
Bis her an die ſteinernen Stiegen.

Der Vater ſel'ger, ein harter Mann,
Er hatte mein Weib mir geſchlagen.
Bekämpfe ſich, wer ſich bekämpfen kann!
Ich konnt' es nicht länger ertragen!

Sie war mir das Theuerſte auf der Welt,
War damals geſegneten Leibes.
Wer iſt's, der Mißhandlung noch behält
Beim Flehn des beleidigten Weibes?

Da legt' ich an ihn die frevelnde Hand,
Hab' nicht ſein Jammern vernommen.
Ich ſtieß ſein greiſes Haupt an die Wand;
Da hat er das Höchſte bekommen.

Da hat er ſterb. d mir noch geflucht,
Ich konnte den Fluch nicht hindern:
„Die fluch' ich und deines Weibes Frucht
Und den Kindern von deinen Kindern!“

Der Vater war todt, ſein Antlitz blau,
Ihm ſtand der Schaum vor dem Munde.
Drin lag auf dem Boden die kreißende Frau;
Dich gebar ſie zu ſelbiger Stunde.

Sie lag in ſchrecklicher Todesqual,
Dein Leben wurde ihr Sterben.
Auf der Stirne trugſt du ein blutiges Mahl,
Und mußteſt den Fluch auch erben.

O Sohn, o Sohn! ich fluche dir nicht!
Laß mich in Frieden hier enden!
Du haſt erfüllt nur Gottes Gericht;
O mög' auch der Fluch ſich wenden!

Der Sohn erbebte, ihm hat's gegrauſt,
Als ſo der Vater geſprochen.
Er hat ſich die eignen Haare zerzauſt,
Als das Herz des Vaters gebrochen.

Er hat verlaſſen die holde Braut,
Dem Herrn im Kloſter gedienet;
Hat nie das Glück der Liebe geſchaut.
So hat er den Fluch geſühnet.

Epigramme und Gnomen.

Harmlos schwärmen im Strahl der scheidenden Sonne die Mücken;
Gönnet dem munteren Volk seine vergängliche Lust!

Dichterorakel.

Willst du den Dichter verstehn, so lerne wie Dichter empfinden,
Sonst erreichet sein Lied nimmer dein inneres Ohr.
Pythia deutet nicht jedem die dunkelumhüllten Orakel,
Der nur versteht sie, der selbst trägt in dem Busen den Gott

Jugend und Alter.

Nicht nach Jahren und nicht nach den Silberlocken des Scheitels
Miß das Alter; das Herz prüfe vor Allem zuerst
Oft bei braunem Gelock sind matt die Schläge des Herzens.
Oft in der alternden Brust klopfet ein jugendlich Herz.

Sarg und Wiege.

Sarg und Wiege! wie nah' ſteht beid' ihr neben einander;
Durch die Geſtaltung ſogar ſeid ihr euch beide verwandt;
Wie der Empfänger die Hand nach oben geöffnet die darreicht;
So nach oben gekehrt nimmt auch die Wiege dich auf.
Doch nach unten gewandt wird dir die Wiege zum Sarge:
So zur Erde gekehrt neigſt du verſchmähend die Hand.

Des Armen Grab.

Nicht ein prangender Stein bezeichnet den Hügel des Armen;
Aber es pflanzte der Mai duftende Blumen darauf.

Des Edlen Begräbniß.

Ungekannt, wie du gewirkt, ſteigſt ungekannt jetzt in die Gruft du,
Keine Thräne des Danks netzet dein einſames Grab.
Sieh! da ſpannt ſich der Bogen des Friedens über den Hügel,
Und es weinet vor Schmerz Thränen der Himmel darauf.

Das Schlachtfeld.

Tauſende ſchlummern wie hier in ungeweiheter Erde! —
Schlummert ſelig! Ihr habt blutend die Stätte geweiht.

Thränen.

Murre nicht, Knabe, wenn dich der zürnende Vater züchtigt;
Bald mit liebender Hand wiſcht er die Thränen dir ab!
Heißere Thränen erpreßt dem Manne das eiſerne Schickſal;
Ach! ſie trocknet vielleicht nur der verſöhnende Tod.

Wunden.

Schmerzlos ſchließt ſich zuletzt die klaffende Wunde des Leibes,
Und die lindernde Zeit läßt nur die Narbe zurück.
Doch des Gewiſſens Wunde ſie brennt und wühlet ohn' Ende,
Jeder kommende Tag reißet von neuem ſie auf.

Schamröthe.

Niemals erröthetest du, so lang du lebtest, Nikarches,
Wie auch der Tadel dich traf, wie auch das Lob dich erhob!
Lässest du jetzt im Tode die Schrift des prangenden Grabsteins,
Wahrlich! es röthete Scham dennoch dein bleiches Gesicht.

Der Feige.

Thatlos flüchtet der Feige beim Nahen des drohenden Schicksals,
Nur der kühnere Mann bietet voll Muth ihm die Stirn.
So verbirgt sich die Lerche beim nahenden Sturm in der Furche,
Aber es schwingt sich der Aar über die Wolken empor.

Sprachbemerkung.

Amor sagt der Lateiner mit männlich kräftigem Worte,
Love der Britte so kalt, daß er wohl nie sie gefühlt,
Und der Franzos amour mit unschön schnarrender Zunge,
Gleich als gält' es ihm nur einen alltäglichen Scherz.
Doch der Deutsche benennt mit Sehnsucht kündenden Tönen
Liebe das schönste Gefühl, das ihm die Götter verliehn;
Sinnig deutend zugleich durch nahbefreundete Laute,
Leben heiße der Baum, Liebe die Blüte daran.

Der Meerſturm.

Wie zum Kampfe heran brauſt wüthend der donnernde Meerſturm,
Und das ruhige Meer runzelt die zornige Stirn.
Berghoch bäumt es ſich auf und brüllt den dröhnenden Schlachtruf,
Speiet giſchenden Schaum aus dem geöffneten Mund.
Da verzaget der Sturm und flieht, ein Feiger, vom Kampfplatz;
Wieder lächelt das Meer, gleich einem ſchlummernden Kind.

Der Schiffer.

Von dem geſcheiterten Wrack ſich rettend erreichte der Schiffer
Schwimmend den Felſen und pries dankend den rettenden Gott.
Doch es entſandte der Sturm den letzten der tödtenden Blitze,
Und der Getroffene ſank taumelnd zurück in die Flut.
Wenn die Parze gewinkt, der ſtrebt zu fliehen vergebens,
Was das Waſſer verſchont, raffet das Feuer hinweg.

Göthe's Werke

Schüler.

Welches ſoll ich der Werke des reichen Sängers mir wählen?
Leite die ſchwierige Wahl, nenne ſein Meiſterwerk mir.

Lehrer.

Wähle, wie dir's gefällt, Iphigenie, Fauſt oder Taſſo,
Wie du auch wähleſt, du haſt immer das Rechte gewählt.

Blüte und Frucht.

Blüten ſanken vom Baum bei des Sturmes nächtlichem Toben,
Aber die knospende Frucht blieb an dem Zweige zurück.
Laß, o Jüngling! die Blüten der Jugend vom Sturme verwehen,
Pflege nur ſorglich der Frucht, daß ſie zur Reife gedeih'!

Tugend und Laſter.

Ueb die Tugend, ſo lernſt, o Jüngling, die Tugend du lieben!
Meide das Laſter, ſo wird ſtündlich es mehr dir verhaßt!

Der Verleumder.

Scharf iſt das Schwert des Kriegers, doch ſchärfer das Schwert des Verläumders;
Jenes tödtet den Leib, dieſes die Seele zugleich.

Argwohn.

Schließ die empfängliche Bruſt vor dem Samenſtäubchen des Argwohns,
Schnell in der kommenden Nacht ſchießt es als Giftpilz empor!

Ueberdruß.

Mäßig ſei dein Genuß! Entſagung würzet die Freude;
Lernſt du entbehren nicht ſelbſt, lehret es der Ueberdruß dich.

Reue.

Nicht verzage, wenn du den Schwur der Tugend gebrochen;
Deine Reue ſie ſei nur eine ſchönere That!

Vorſicht

Wäge bedächtig das Wort, eh' du der Lipp' es entſendeſt!
Gleich dem geſchoſſenen Pfeil kehrt es dir nimmer zurück.

Schmerz.

Mächtig erhebt ſich der Schmerz, ein ungeheurer Rieſe.
Kämpfe muthig, er wird bald dir zum winzigen Zwerg!

Erotiſche Epigramme.

Warnung.

Warnend häng' ich die Tafel hier auf an der offenen Pforte:
„Hier treibt Eros ſein Spiel! Weichet, ihr Freien, zurück!“

Auf eine Roſe, die einen Brief verbarg.

Duftende Roſe, du biſt die Blume beglückender Liebe;
Drum zur Botin erwählt ſinnig der Liebende dich.

Sappho.

Eine der Saiten zerſprang des Barbitons klirrend, o Sappho!
Als du mit ſtürmiſcher Luſt ſpielteſt zu Paphiens Preis.
Da trat Amor herzu, der Schalk, und löſte die Sehne
Schnell vom Bogen und ſpannt' hülfreich als Saite ſie auf.
Und nun treffen die Töne gleich Pfeilen des tückiſchen Gottes,
Wenn du ſie ſpielend erregſt, Liebe weckend das Herz.

Rath.

Halb verſagend und halb gewährend nur reiche die Lippe,
Die der glühende Freund ſtürmiſch zum Kuſſe begehrt!
Leicht Erwerb'nes verachtet der Mann und ſtrebt nach dem Schweren;
Was du willig ihm beutſt, wirft er verſchmähend hinweg.

Amor und das Kind.

Thränchen im Aug' und Seufzer aus kaum ſich wölbendem Buſen?
Kleine, haſt du vielleicht zögernd die Schule verſäumt? —
Ach! ich ſpielte ſo ſchön mit einem geflügelten Knäbchen;
Lachend entfloh es, und ich weine dem Fliehenden nach.

Amors Liſt.

Lange war ich entflohn dem offenen Kampfe des Eros,
Da gebrauchte der Gott, mich zu beſiegen, die Liſt.
Naiv nippte des Wein's und bot mir den ſchäumenden Becher,
Und ſo ſchlürft' ich das Gift ſorglos im Weine gemiſcht.

An Amor.

Amor, weiche von mir und ſpare die deine Geſchoſſe,
Noch iſt die Wunde nicht heil, die du, Verräther, mir ſchlugſt!
Geh! und richte den Pfeil auf andre müßige Herzen!
Eine Wunde ſchon brennt; ſoll ich in Flammen vergehn?

Verwandlung.

Wie hat Amor mir doch mein ganzes Weſen verwandelt,
Sonſt durchträumt' ich die Nacht, wachend genoß ich des Tag's;
Jetzt durchſchwelg' ich die Nacht in deinen Armen, Geliebte,
Und durchträume den Tag ſchlummernd, wenn du dich entfernt.

Der Alte.

Sag', wohin eilſt du ſo ſchnell, du Reizende? Stehe mir Rede!
Wahrlich! ich laſſe dich nicht, bis du mir alles vertraut! —
Laß mich eilen! Es ruft mich Eros, der feind iſt dem Zögern.
Lüſtet dich's, Alter? Wohlan! Reuche der Flüchtigen nach!

Der Kuß.

Trotzig weigerte ſie den Kuß und faßte den Becher,
Mich zu höhnen, und küßt' nippend den goldenen Rand.
Ich entwandt ihr jedoch den Pokal und führt' ihn zum Munde,
Und ſo gab er mir treu, was ſie verſagte, zurück.

Gang zur Geliebten.

„Leuchte mir, Knabe, voran!“ — Wohin, Gebieter, begehrſt du? —
„Unachtſamer! du fragſt? Haſt du vergeſſen den Ort,
Wo der glänzende Stern beglückender Liebe mir winket?
Nun, was zauderſt du noch? Schreite nur hurtig voran!“ —
Viele gingen der Sterne dir auf, ſeit, Herr, ich dir diene,
Doch ſie ſanken erlöſcht bald in das Dunkel zurück. —
„Sahſt du die Sonne nicht ſtets unwandelbar täglich hervergehn?
Monde ſchwanden, doch jetzt leuchtet der Sonne Geſtirn!“

Mahnung.

Eile, Geliebter, hinweg! Schon ſtrahlet Phosphoros Fackel,
Und es grüßet erwacht ſingend die Lerche den Tag. —
Furchtſame! Wahrlich du irrſt! Nur Hesperos leuchtet der Liebe,
Und Philomele ſeufzt flötend im ſeligen Traum.

Abſchied.

Und nun noch einen Kuß! und dann noch einen, und dann noch
Einen letzten zuletzt! Drei iſt der Grazien Zahl! —
Unerſättlicher! wie du mir Kleid und Haare zerdrückeſt!
Schon vom Buſen herab fiel mir die Roſe geknickt. —
Laß ſie fallen, Geliebte! dich ſchmücken ſchönere Blumen,
Paphiſche Roſen ſie glühn dir auf den Wangen empor.

Die Verrätherin.

Halte, Verwegener, ein! Willſt du den Ruf mir zerſtören?
Wenn ein Lauſcher uns ſäh', wüßt' es ſchon morgen die Stadt! —
Recht, Geliebte! dort brennt verrätheriſch lauſchend die Lampe.
Sieh, nun iſt ſie gelöſcht! Schweigſam und treu iſt die Nacht!

Sprüche.

Aus diesem Buche
Oft wenig Gewinn;
Im kleinen Spruche
Oft tiefer Sinn.

Kurz ſoll dein Spruch und kräftig ſeyn,
Dann dringt er in's Gedächtniß ein.

Finken zwitſchern ſchon im Neſte,
Wollen ſich dem Hörer zeigen;
Doch es bleibt dabei das Beſte,
Daß ſie, nicht bemerkt, bald ſchweigen.

Frauen gleichen den Epheuranken,
Sie halten ſich an, damit ſie nicht ſchwanken;
Kann's an keinem Stamme ſeyn,
Klammern ſie ſich an Fels und Geſtein.

Verſtehſt du nur recht das Angeln,
An Fiſchen wird's nicht mangeln.

Iſt erſt zum Sumpfe die Wieſe verſunken,
So fehlt's auch nicht an Kröten und Unken.

Ein leerer Topf
Am meiſten klappert,
Ein leerer Kopf
Am meiſten plappert.

Laß dir's nicht zu Herzen gehen,
Wie man von dir denkt und ſpricht!
Wenn die Beſſern dich verſtehen,
Kümmre dich der Pöbel nicht.

Laß ſie kritteln, laß ſie lachen,
Schließ voll Gleichmuth deine Ohren!
Wer es Allen recht will machen,
Geht zuletzt ſich ſelbſt verloren.

Wer unter Thoren will weiſe ſeyn,
Den hält man zuletzt für den Thoren allein.

Willſt unter Narren du Ruhe genießen,
Mußt du nur deine Ohren verſchließen.

Nimm es nur als der Mühle Geklapper,
So ſtört dich nicht der Narren Geplapper.

Schnell gewonnen, ſchnell verthan,
Das ſteht wohl der Jugend an;
Kömmt das Alter nachgerade,
Hält man beſſer es zu Rathe.

Die Jungen träumen ſich Schlöſſer,
Erſt klein, dann immer größer;
Die Alten ſitzen drinne
Und werden's gar nicht inne.

Wohl hab' ich im Alter nun,
Was mir die Jugend verhießen,
Möchte mir was zu Gute thun,
Kann es nicht mehr genießen.

Frag um den Weg nicht viel,
Sonſt kömmſt du ſpät an's Ziel!

Gehe ruhig deine Wege,
Laß dich kümmern nicht die Andern!
Alle können, dieß erwäge,
Nicht nach gleichem Ziele wandern.

Volkes Gunst,
Morgendunst!
Nach wenig Stunden
Beide verschwunden!

Das Volk war stets ein guter Zecher,
Drum schenkt es so gerne Ehrenbecher;
Thust du ihm aber nicht seinen Willen,
Wird es sie dir mit Wermuth füllen.

Wer viel hat, gebe viel aus,
Wer wenig hat, halte mit Wenigem Haus.

Willst einen Fund du vom Boden nehmen,
Zu bücken mußt du dich wohl bequemen.

So iſt nun einmal des Lebens Lauf,
Was einer findet, hebt der andre auf.

Es iſt fürwahr recht curios,
Daß nur Einer gewinnt das große Loos.

Willſt du die ſchönſten Kirſchen erſpähn,
So darfſt du das Klettern nicht verſchmähn.

Viele wohl um ein Mädchen frein,
Doch bekömmt ſie am Ende nur einer allein.

Daß hat mich oftmals recht erboßt,
Das beim Nieſen ein jeder rufet: Proſt!
Stößt man ſich aber an einen Stein,
Lacht jeder Narr gleich hinterdrein.

Manchen habe ich wohl getroffen,
Der ſich öffentlich zu trinken ſcheute;
Hatt' er ſich aber im Stillen beſoffen,
Dann ging er unter die Leute.

Wer will erreichen den Gipfel der Leiter,
Steige nur immer eine Sproſſe weiter.

So wie im Leben gehn die Sachen,
Iſt's am beſten, ſich keine Hoffnung zu machen.

Willſt du vielleicht die Geduld verlieren,
So brauchſt du dich weiter nicht zu genieren.

Reichthum iſt eine ſchwere Laſt,
Deshalb ihn Mancher ſo ſchnell verpaßt:
Doch Armuth iſt noch ſchwerer zu tragen
Das kannſt du erleben in ſpäten Tagen.

Wie's geſtern war, ſo iſt's noch heute,
Wenn einer weint hat der andre Freude.

Mach dir, mein Freund, nicht vergebliche Sorgen,
Was du heute verlierſt, das gewinnſt du morgen.

Gar mancher denkt, er hat's ſchon in Händen,
Da thut ihm das Glück den Rücken wenden.

Oft ſieht ſchon der Schiffer den nahen Port,
Da führet eine Well' ihn in's Weite fort.

Vergangenheit laß deine Lehrerin ſeyn,
In die Gegenwart ſtreue den Samen ein;
Ob die Zukunft belebe den zarten Keim,
Das ſtelle Gott anheim!

Als Knabe hab' ich ſpät und früh
Lernend über den Büchern geſeſſen;
Nun macht es mir von neuem Müh',
Das Gelernte zu vergeſſen.

Um das Große zu ſchätzen und lieben,
Mußt du dich erſt an dem Kleinen üben.

Eitles Klagen und Wimmern
Wird dir die Noth nur verſchlimmern.
Lege nur gleich die Hände an,
So haſt du das Schlimmſte ſchon abgethan!

Ohne Raſt, ohne Ruh'
Immer dem Ziele zu!
Biſt du dort angekommen,
Dann mag dir Ruhe frommen.

Kannſt du das Höchſte nicht erreichen,
Sei nur der Erſte von Deinesgleichen!

Die Spinne beſſert ihr luftiges Haus
An jedem Morgen ſich wieder aus.
Soll deines Werks Gelingen dich freuen,
So darfſt du nicht das Beſſern ſcheuen.

Du ſtehſt und ſtarrſt die Wildniß an,
Wo ferner ſich kein Weg will zeigen.
Mit Harren wirſt du nichts erreichen,
Nur vorwärts! brich dir ſelber Bahn!

Stünde jedem die Glückesthür offen,
Gäb's nichts zu wünschen und nichts zu hoffen.

Wenn die Tauben in den Mund uns gebraten flögen,
So möchten wohl kaum wir sie kauen mögen.

Ausdauer und Geduld
Gewinnen des Glückes Huld.

Geboren werden wir alle gleich,
Keiner iſt arm und keiner reich;
Aber was wir im Leben laſſen,
Das werden wir einſt hinterlaſſen.

Hart iſt's, leben ohne Liebe,
Härter, ſtets in Liebe ſchmachten,
Doch für's härteſte iſt's zu achten,
Lieben ohne Gegenliebe.

Daß ſich oft der Weg des Lebens
Dreh' und winde, klagen Viele.
Keinen Schritt thuſt du vergebens,
Jeder nähert dich dem Ziele.

Und du fragſt, was wir ſollen?
Immer nur das Gute wollen,
Nach dem Schönen raſtlos ſtreben,
Wahrhaft ſeyn im Tod und Leben,
Vorwärts, nie zurücke ſchreiten,
Gegen das Gemeine ſtreiten,
Uns den Edelſten vereinen,
Was wir ſind, auch immer ſcheinen.
Haſt du dieſes Ziel errungen,
Iſt dir, was du ſollſt, gelungen.

Auch der Buchsbaum dünket ſich einen Baum,
Neben der Eiche ſieht man ihn kaum;
Steht aber dieſe an einem Berge,
So wird auch ſie zum winzigen Zwerge.

Die Kleinen heben ſich auf die Zehen,
Und glauben, alles beſſer zu ſehen,
Meinen wohl gar, nun Rieſen zu ſeyn,
Doch bleiben ſie auch auf den Zehen klein.

Kinder muß man ſäugen,
Junge Bohnen ſängen:
Wachſen ſie beide erſt heran,
Halten ſie ſich von ſelber an.

An erlangen des Pöbels Gunſt,
Iſt eine leichte Kunſt;
Aber der Beſſern Beifall gewinnen,
Bleibt für immer ein ſchweres Beginnen.

Wie kömmt's, daß ſelch ein altes Bild
Den Beſchauer ſtets mit Andacht füllt? —
Die Alten haben ihr frommes Leben
In ihren Bildern zu ſchauen gegeben.

Die Alten mit ihrem frommen Sinne
Hatten des Tempels Hallen inne;
Die Neuen mit ihrem ſündigen Treiben
Müſſen im Vorhof draußen bleiben.

Vermiſchte Gedichte.

Keine Form iſt zu verachten.
Jede wirkt an ihrer Stelle.
Mannichfach bricht ſich die Welle.
Lerne, dieß magſt du trachten!

Mit einem Vergißmeinnicht.

Laß dir von dieſem Blümchen ſagen,
Was ſich die Lippe nicht getraut;
Was ſie verſchwieg ſeit langen Tagen
Wird heut' durch ſeine Sprache laut.

Der Treue Blau, in ſeiner Mitte
Das Gold, der reinen Liebe Bild,
Und ſeines Namens ſtille Bitte
Hat mein Geheimniß dir enthüllt.

Die Nachbarin.

Nach meiner ſchönen Nachbarin
Lauſcht' öfters ich von ferne hin,
Wenn ſie am kleinen Fenſter ſtand,
Das Band in ihre Haare wand.
Als ſie bemerkt mein ſtetes Blicken,
So kehrte ſie mir ſchnell den Rücken.
Der Himmel weiß, wie mich's verdroß
Doch als ſie gar den Laden ſchloß,
Wollt' ernſtlich ich ſie haſſen.
Da ſah ich an der Thür ſie ſtehn:
Ich wollte nicht hinüberſehn,
Und konnt' es doch nicht laſſen.

An meinen jüngſtgebornen Sohn.

Und ſo halt' ich dich in Armen,
Süßes, mir geber'nes Kind!
Grüßend küſſen dich die warmen
Frühlingslüfte liebelind,
Und willkommen tauſendmal
Rufen Stimmen ohne Zahl
Aus den grünen Laubgehegen
Goldnes Licht glänzt dir entgegen
Aus der Erde Blütengarten. —
Wie, du weinſt, mein kleiner Sohn?
Ahneſt du die Schmerzen ſchon,
Die hienieden deiner warten?

Auf dem Gottesacker.

Wie ſie ſtill und ruhig ſchlafen,
Die erreicht den Friedenshafen,
Feſt, in neidenswerther Ruh'! —
Nur Geduld! bald ſchläfſt auch du!

Wenn ich unter Gräbern ſtehe
Und die grünen Hügel ſehe,
Frag' ich ſtill: in dieſen Reih'n
Wo wird einſt der meine ſeyn?

Höchſter Schmerz.

Wer ſeinen Pfühl in öder Nacht
Voll Thränen nie geweint,
Wer lange Stunden nie durchwacht,
Dem Krankenbett vereint,
Wer nie in ſeiner höchſten Noth
In brünſtigem Gebet,
Um Leben nicht, um ſanften Tod
Des eignen Kinds gefleht:
Der kennet nicht den höchſten Schmerz. —
O Gott, du armes Mutterherz!

Violette.

Der Ungeduldige.

Herz! was klopfest du so sehr,
Warum bist du so beklommen?
Forderst du noch immer mehr?
Herz! was klopfest du so sehr?
Sie versprach dir zu zu kommen.
Fällt das Warten dir zu schwer?
Herz! was klopfest du so sehr,
Warum bist du so beklommen?

Der Liebende.

Liebe, ſagſt du, ſei ein Glück?
Und doch bringt ſie ſolche Schmerzen?
Gib die Freiheit mir zurück!
Liebe, ſagſt du, ſei ein Glück?
Und doch brennet mir im Herzen
Deiner Augen Liebesblick?
Liebe, ſagſt du, ſei ein Glück?
Und doch bringt ſie ſolche Schmerzen?

Der Halsſtarrige.

Mögt nicht weiter Euch bemühen,
Bleibe doch auf meinem Sinne!
Jeder brauch', was ihm verliehen,
Mögt nicht weiter Euch bemühen!
Seh' nicht ein, was ich gewinne;
Will im fremden Joch nicht ziehen.
Mögt nicht weiter Euch bemühen,
Bleibe doch auf meinem Sinne!

Der Zweifelnde.

Sagt, was ſoll der Menſch beginnen
In den kurzen Erdentagen?
Bald muß er ja doch von hinnen!
Sagt, was ſoll der Menſch beginnen?
Soll er jauchzen, ſoll er klagen?
Soll er kämpfen, ſoll er tragen?
Soll er haſſen, ſoll er minnen?
Sagt, was ſoll der Menſch beginnen
In den kurzen Erdentagen?

Der Kranke.

Ja, ich fühl's, es geht zu Ende,
Lange kann es nicht mehr dauern!
Dieſes Zittern meiner Hände!
Ja, ich fühl's, es geht zu Ende!
Trockner Huſten, kaltes Schauern,
Heiße Stich' in Bruſt und Lende!
Ja, ich fühl's, es geht zu Ende,
Lange kann es nicht mehr dauern!

Die Bauermähte.

Ach! nun muß ich's leider büßen,
Daß ich sonst so spröde war!
Keiner spricht mir mehr von Küssen,
Ach! nun muß ich's leider büßen!
Fern steht mir der Pronomitor,
Seit die Freier mich verließen!
Ach! nun muß ich's leider büßen,
Daß ich sonst so spröde war!

Anakreontiſche Lieder.

1.

Wer könnt' es wohl verſagen,
Wenn goldner Wein ihm duftet
Aus ladendem Pokale,
Das ſüße Naß zu ſchlürfen?
Wer könnt' es wohl verſagen,
Wenn duft'ge Lippen winken
Und ſich zum Kuſſe runden,
Die ſchwellenden zu küſſen?
Drum küſſen nur und trinken,
Drum trinken nur und küſſen,
Bis einſt die Parze winket!

2.

Epheulaub im weißen Haare
Saß ich Abends bei dem Becher,
Sang und trank, und ſang dann wieder:
Lebe wohl, du falſcher Eros,
Dir hab' ich genug geopfert!
Geh und ſuch dir braune Locken,
Silberhaar paßt nicht zur Liebe!
Meine Bruſt iſt unverwundbar,
Widerſtehet deinen Pfeilen.
Du, Lyäos, ſei willkommen!
Du ſollſt mein Begleiter bleiben,
Bis zu Aſche mein Gebein wird!
Wieder füllt' ich mir den Becher,
Hob ihn durſtig auf zum Munde
Und ich ſah im flüſſ'gen Golde
Eine kleine Biene ſchwimmen,
Wie mir's ſchien, ſchon halb ertrunken.
Und als ich den Becher leerte,
Die Betäubte zu erretten,
Stach ſie mich in meine Lippe,
Daß ich laut vor Schmerzen aufſchrie.
Summend flog davon die Biene,
Und ihr Summen klang wie Worte:
Höhne nicht, du greiſer Alter,
Höhne Eros nicht, den Mächt'gen;
Denn der Gott weiß ſich zu rächen!
Schmerzlich brannte mir die Lippe;

Lind'rung ſucht' ich, doch vergebens,
Selbſt der Wein wollt' mir nicht helfen.
Ob ein Kuß wohl Kühlung brächte?
Dacht' ich ſtill. Wohlan, verſuch es!
Und ich küßt' und küßte wieder,
Und der Schmerz war ſchnell verſchwunden.

3.

Wo die Rebe ſich mit Liebes-
Armen um die Ulme ſchlinget,
Dort im Schatten laß uns ruhen,
Amarylli! Wie ſo ſchön hier
Auf dem weichen Vließ des Mooſes,
Reich durchwebt mit bunten Blumen!
Nieder hängt die goldne Traube,
Tief herab mir bis zum Munde;
Nieder neigt ſich deine Lippe,
Ladend mich zum ſüßen Kuſſe.
Kränze mir von Roſ' und Lilien!
Kränze mir von Epheuranken!
Von Lyäos Kraft bezwungen
Und von Eros Macht beſieget
Opfr' ich ſelig zweien Göttern,
Selbſt ein Gott im ſüßen Rauſche.
Und ich hänge doppelt trunken
Bald an deinem feuchten Munde,
Bald laſ' ich der Traube Nektar
Auf die durſt'ge Lippe rinnen,
Weiß nicht, ob ich küſſend trinke,
Weiß nicht, ob ich trinkend küſſe.
Lieb' und ſüßen Weines trunken
Opfr' ich, Eros, dir und Bakchos!

4.

„Auf! mir nach!“ rief geſtern Eros,
Als er mich am Weg' gefunden,
Wo ich lag, vom Weine ſelig.
Und ich auf, und folgte wankend.
Sag', wohin willſt du mich führen?
Fragt' ich, als er ſchnell voranſchritt.
„Dir nicht ziemt es, hier zu ruhen,
Da du biſt in meinem Dienſte!“
So der Knabe, rückwärts blickend.
Und er lud mir auf den Bogen
Und den pfeilgefüllten Köcher,
Daß die Laſt mich niederbeugte.
Doch ich folgt' ihm unverdroſſen
Ueber ungebahnte Wege,
Durch Geſtein und wüſt Geſtrippe,
Bis zuletzt die Kraft verſagte
Und zur Erd' ich keuchend hinſank.
Weiter kann ich dir nicht folgen!
Stöhnt' ich auf; laß hier mich ſterben!
Drauf der Gott mit lauter Lache:
„Wer zum Herrn mich hat erwählet,
Darf nicht ſcheuen Müh' und Wege;
Alter, drum entſag' der Liebe!“

5.

Auf dem Purpurvließe ruhend
Lag ich jüngſt, im feſten Schlummer
Aufgelöſt die müden Glieder,
Denn ich war voll ſüßen Weines.
Und mir däucht', ich höre Hymnen
Zu des Eros Preis geſungen
Hold von ſüßen Mädchenlippen;
Und mir däucht', die goldne Kypris
Habe ſich zu mir gelagert,
Und ich griff, ſie zu umfaſſen.
Da erwach' ich, und im Arme
Hielt ich feſt den Schlauch und gab ihm
Tauſend brünſtig heiße Küſſe;
Ein verbuhltes Sperlingspärchen
Sang dazu das üpp'ge Brautlied.
Kichernd fliehen jetzt die Mädchen,
Die den Schlummernden belauſchet,
Und mir brannt' vor Schaam die Wange.

Der Flauſrock.

Erzählung.

Als ich noch Junggeſelle war,
Seitdem verſtrich manch liebes Jahr,
Kauft' ich mir einſt ein neues Kleid;
Es war gerade Winterszeit.
Das Tuch war dicht, die Farbe grau,
Die Wolle freilich ein wenig rauh;
Doch war es mir ſo gerade recht
Und ſelbſt zum Sonntag nicht zu ſchlecht.
Kam ich früh aus dem Bett' heraus,
Griff ich zuerſt nach meinem Flaus.
Er war mir weder zu eng, noch zu weit,
Und lieber als das koſtbarſte Kleid.
Raſch ging mir die Arbeit von der Hand,
Wenn ich ſtak in dem warmen bequemen Gewand.
Wohl war es mit der Zeit verſchoſſen;
Doch hatt' ich dabei ſo meine Gloſſen:
Auch meine Haare wurden grau,
Seit ich mir nahm die junge Frau.
Auch war es hie und da geflickt;
Doch hatten wir uns in einander geſchickt
Und waren mit einander zufrieden;
Keinen beſſern Reck wünſcht' ich mir hienieden.

Da kam's meinem Weibchen in den Sinn,
Es geh' mit dem Klaus nicht fernerhin;
Ich wäre nun ein gemachter Mann,
Dem ſtehe ſolch alter Klaus nicht an;
Er wär jetzt ganz und gar aus der Mode,
Wir lebten in einer elegantern Periode;
Jetzt müſſe der Mann ſelbſt im Negligée
Geſchmackvoll erſcheinen vom Kopf bis zur Zeh'.
Und was ſie noch weiter hat geſagt.
Da hat das Weib, Gott ſei's geklagt!
Den alten Klaus mir heimlich verſchenkt,
Ein Pekeſchchen dafür an den Nagel gehenkt.
Drob wär' mir bald das Herz gebrochen!
Doch bin ich zuletzt in das Ding gekrochen;
Aber es war mir zu knapp und zu eng,
Es fehlt' in der Weit', es fehlt' in der Läng',
Und wie ſich der Klaus nach mir thät ſchmiegen
Mußt' ich mich nach der Pekeſche fügen.
Sie kneipt mich da, ſie zwängt mich dort,
Und mit der Arbeit will's nicht mehr fort;
Beſchnitten ſind meines Geiſtes Schwingen,
Und nichts will ferner mir mehr gelingen;
Die beſten Gedanken bleiben mir aus,
Ich glaub', ſie ſtaken in dem alten Klaus.
Doch muß zu klagen ich mich wohl hüten,
Sonſt wär's geſchehn um den Ehefrieden.
So hab' ich dem alten treuen Freund
Im Stillen manche Thräne geweint.

Ihr Altgeſellen, wollt ihr euch bequemen,
Ein junges modiſches Weib zu nehmen,
So macht's, das rath' ich euch, zum Beding,
Bevor ihr wechſelt die Eheringe',
Daß ihr behaltet den alten Flaus,
Sonſt iſt's mit eurer Ruhe aus.

Die Kreuzſchnäbel.

Legende.

Als Chriſtus einſt am Kreuze hing,
Für unſre Sünd' den Tod empfing,
Geſchahen viele Wunderzeichen,
Wie vor noch nie geſchehn dergleichen.
Es trauerten die Creaturen
In Lüften, Waſſern, Wäldern, Fluren,
Und nur des Menſchen hartes Herz
Blieb kalt bei des Erlöſers Schmerz.

So flogen auch zwei Vögelein
Herbei mit lautem Wehgeſchrein,
Und als ſie Chriſtum ſahen hangen,
Umgeben von des Todes Bangen,
Ließen ſie beide voll Erbarmen
Sich nieder auf des Kreuzes Armen
Und wollten mit ihren Schnäbelein
Den Gottgeſendeten befrein.
Die Nägel, die die theuren Hände
Hefteten an des Kreuzes Wände,
Verſuchten ſie herauszuziehen.
Doch war vergebens all' ihr Mühen;
Es reichten nicht die ſchwachen Kräfte
Aus zu dem traurigen Geſchäfte,

Es bogen ſich die Schnäblein krumm,
Zur recht' und linken Seite um,
So wie ſie rechts und links geſeſſen,
In frommer Müh' ſich ſelbſt vergeſſen.
Und beide flogen traurig fort,
Verließen ſtumm den Schmerzensort.

Und Gott der Herr mit Wohlgefallen
Sah nieder aus des Himmels Hallen
Und ſprach: es ſei'n zum ew'gen Zeichen
Euch dieſe krummen Schnäbel eigen!
Ihr ſollt ſie zum Gedächtniß tragen
Bis zu den letzten Erdentagen,
Daß meinen Sohn, mit frommen Sinn,
Ihr wolltet ſeiner Qual entziehn!

Und ſo wird heute ihr Geſchlecht
Kreuzſchnabel noch benannt mit Recht

Der heilige Euſtachius.

Legende.

In alter finſt'rer Heidenzeit,
Als man noch verfolgte die Chriſtenheit,
Lebt' einſt ein wackrer Rittersmann,
Der nahm ſich der armen Verfolgten an,
Und ob er gleich ein Heide war,
So liebt' er doch der Chriſten Schaar
Und fördert' ſie, wo er konnt' und wußte,
Obſchon er dafür viel leiden mußte.
Der Mann war Placidus geheißen,
Der ſich ſo thät der Tugend befleißen.
Ihm wohnte hohe Weisheit in,
Und er handelte recht im Chriſtenſinn;
Doch zum Chriſt wollt' er ſich nicht bekennen
Und nicht vom Heidenthume ſich trennen.
Er dacht' in ſeinem ſchlichten Sinn:
Was haſt du deſſen für Gewinn?
Du kannſt ſeyn edel und beſcheiden
Und kühn und mild auch unter den Heiden.
Der Name trägt nichts zur Sache bei,
Und wenn du ſtirbſt, iſt's wohl einerlei,
Ob du Chriſt oder Heide geweſen;
Der Tod macht mit beiden kein Federleſen.

An einem Morgen hell und klar,
Wie das ſo ſeine Gewohnheit war,
Ritt er zu jagen in den Wald,
Und fand auch, was er ſuchte, bald.
Viel Hirſch' und Reh' und andres Gethier
Liefen zu Hauf in dem Waldrevier;
Doch ein Hirſch thät vor den andern allen
Dem Placidus über die Maaßen gefallen;
Der leuchtete vor allen vor,
So daß er ſich ihn zur Jagd erkor.
Schnell waren die Hunde hinterdrein
Und jagten ihn tief in den Wald hinein.
So trieb die Jagd ſich lang' herum;
Doch plötzlich dreht' der Hirſch ſich um
Und blieb gleich einer Mauer ſtehn.
Kein ſchön'rer Hirſch ward je geſehn!
Zwiſchen dem ſtattlichen Hörnerpaar
Stellt' hoch ein güldenes Kreuz ſich dar,
An welchem Jeſus Chriſtus hing,
Wie er den ſchmählichen Tod empfing,
Umgeben das Haupt von einer Glorie,
Wie uns berichtet die heil'ge Hiſtorie.

Der Hirſch ſah ſeinen Verfolger an
Und drauf er ſo zu ſprechen begann:
Was jagſt du, Placide, mich ſo ſehr
Mit deiner Meut' im Wald umher?
Um deines ew'gen Heiles wegen
Erſchein' ich dir in dieſen Gehegen

Und nahm die Thiersgeſtaltung an,
Damit du mir würdeſt unterthan.
Wiß', ich bin Chriſt, der wahre Gott,
Der für dich litt den Kreuzestod.
Um deiner Gutheit lieb' ich dich,
Und doch verfolgſt du jetzo mich.
Dich hält der böſe Feind gefangen!
Willſt du das Himmelreich erlangen,
So glaub' an mich und laß' dich taufen,
Und folge nicht ferner dem blinden Haufen!

Dem Placidus kam ein Grauen an,
Und er war doch ſonſt ein beherzter Mann.
Es wurd' ihm, er wußt' ſelbſt nicht wie,
Er ſtieg vom Pferd, ſank auf die Knie',
Erhob zum Beten ſeine Hände
Und dachte an ſein ſel'ges Ende.
Und ſelbſt die unvernünft'gen Hunde
Die wurden ſtill zu dieſer Stunde
Und hörten verſtändig die Rede an,
So viel ein Hund eben verſtehen kann.

Als drauf der ſchöne Hirſch verſchwand,
Hat Placidus ſich ſchnell gewandt
Und iſt nach ſeinem Schloß geritten,
Das lag nicht fern auf der Felſen Mitten
Und als er dort war gekommen an,
Hat er die heilige Tauf empfahn

Zuſammt mit ſeinem Weib und Kind
Und allem übrigen Hausgeſind',
Und als er ſich zum Chriſt bekannt,
Ward er Euſtachius genannt,
Hat drauf geführt ein chriſtliches Leben
Und Allen ein gutes Beiſpiel gegeben,
Bis ihm zuletzt der gnäd'ge Gott
Vergönnte den heiligen Märtirtod.

An Don Auguſtin Duran in Madrid,

Sammler und Herausgeber altſpaniſcher Romanzen.

Gleich einem Bergmann ſteigſt Du in die Tiefen
Und bringſt zu Tage köſtliche Metalle,
Die tiefverborgen in der Erde ſchliefen,
Smaragd, Rubine, glänzende Kriſtalle.
Dir ſind ſie klar der Vorzeit Hieroglyphen,
Dir öffnet ſich der Dichtkunſt Tempelhalle.
Was längſt der ſchnöden Gegenwart entſchwunden,
Du haſt mit reinem Sinn es aufgefunden.

Die ſchöne alte Zeit mit ihren Sagen,
Der edlen Ritter heldenmüth'ges Schalten,
Ihr hoher Muth und männlichkühnes Wagen,
Der zarten Frauen züchtigſtilles Walten,
Der Sehnſucht Schmerz, verſchmähter Liebe Klagen,
Der ſittigfeine Scherz der muntern Alten,
Vereint ſich hier in lieblichen Geſängen.
Bezaubert lauſcht das Ohr den ſüßen Klängen.

Und alles, was Du liebend aufgefunden
In dieſer Zauberhallen ſtillen Räumen,
Zum ſchönen Kleinod haſt du es verbunden
Und ladeſt zum Genuße ſonder Säumen.
Seid mir gegrüßt, ihr hehren Weiheſtunden,
Du hohe Luſt, du ſehnſuchtvolles Träumen!
Mit treuem Sinne will ich euch genießen.
Und Du, Du wackrer Bergmann, ſei geprieſen!

An denſelben.

Zwei Zauberörter ſeh' ich blühend prangen,
Ob ungleich zwar, doch beide hold zu ſchauen.
Hier breiten endlos ſich ſmaragd'ne Auen;
Dort ſeh' ich glühend Blüt' an Blüte hangen.

Von Hainesnacht ſind' ich mich hier umfangen,
Der Eiche Rieſenhaupt ſtrebt in den blauen
Azurnen Himmelsbogen; liebend thauen
Dort Nektardüft' von tauſend Blumenwangen.

Ja deine heil'gen Haine ſind's, Germanien,
Die mir der Dichtkunſt Götterruf erſchloſſen,
Dein Eden iſt's, du herrliches Hiſpanien!

Aus deutſchen Gau'n bin ich zu Euch gekommen;
Empfangt mich gern, Ihr ſüdlichen Genoſſen!
Kommt Ihr zu uns, ſeid freundlich Ihr willkommen!

An Signora Eduige de Battisti di S. Giorgo de Scolari, in Verona,

Ueberſetzerin von Göthe's Iphigenie, Schiller's Maria Stuart und andern deutſchen Gedichten.

Der Gärtner pflanzt mit kunſtgeübten Händen
Des Nordens Blumen in den heißen Süden,
Und die an heißern Sonnen einſt erblühten,
Sie müſſen ihm im Norden Blüten ſpenden.

Was fernentleg'ne Zonen neidiſch trennten,
Es iſt hinfort nun länger nicht geſchieden,
Da Süd und Nord ſich treu die Hände bieten,
Im Wechſeltauſch ſich holde Gaben ſenden.

So haſt auch Du, Du edle Gärtnerin,
Uns Dichterblüten, reich an Duft und Glanze,
Entlehnt, in Deinen Gärten ſie zu pflegen.

Sei drum gegrüßt, Du Sangesmeiſterin!
Wir kränzen Dich mit deutſchem Eichenkranze
Und rufen Dir ein deutſches Hoch! entgegen.

In das Stammbuch des Dichters

Oehlenſchläger.

In der Mädchen Zaubergarten
Wandelte der Knabe gern.
Golden winkten tauſend Blumen,
Glänzend glühte Stern an Stern.

Und der Knabe ſchwelgte trunken
In dem bunten Farbenſchein;
Hoffnungsvoll und ahndungsſelig
Zog er in das Leben ein.

Doch des Lebens rauhe Stürme
Riſſen Stern' und Blumen ab,
Und der Garten war verſchloſſen,
Hoffnung lag im tiefen Grab.

Da erſchien ein wackrer Gärtner,
Schloß den öden Garten auf;
Was in Grabesnacht geſunken
Zaubert er an's Licht herauf.

Und nun blüht der Garten wieder
In der alten Wunderpracht,
Und es iſt im Mannesbuſen
Alte Sehnſucht neu erwacht.

Habe Dank, Du treuer Gärtner!
Jugendträume, Jugendglück,
Was den Knaben einſt erfreute
Weinſt Du jetzt dem Mann zurück.

Neue Märchen

für meine Enkel,

von

Georg Keil.

Mit Holzschnitten

nach Zeichnungen von E. Hasse und H. Burckner

ausgeführt im [illegible] Atelier für Holzschnitt in Dresden.

Leipzig,

Georg Wigand's Verlag

1849.

Universitätsbibliothek Leipzig

5 6 17
D

Inhalt.

	Seite
Das blinde Kind	1
Die beiden Freunde	6
Der Schneemann	17
Der alte Weidenbaum	26
Der Storch	32
Nack's Schatten	38
Der verschmähte Liebhaber	49
Das dankbare Männchen	57
Die Unglücksgefährten	67
Damon und Chloe	78
Die Erbschaft	92
Der Spielkamerad	103
Die Jungfrau mit dem Barte	118
Das Sonntagskind	133
Die Katzenassemblée	149
Das Heimchen	170

Das blinde Kind.

Es iſt doch ſo ſchön, das helle Sonnenlicht zu ſehen und die grünen Bäume und die bunten Blumen und den Mond und die goldnen Sterne; aber ſchöner iſt es noch, in das Antlitz eines guten Menſchen zu blicken und in ſein helles Liebeslange! Von alle dem konnte der kleine Paul nichts ſehen, er war ja blind, und immer war es Nacht um ihn. Ach! wie muß das Leben einſam und traurig ſeyn in einer ewigen Nacht!

Die Mutter war arm, und der Vater war geſtorben, und ſein letztes Wort, das er zu der weinenden Mutter ſprach, als ſeine Augen brachen, war: „Vertrau auf Gott! Gott verläßt die Seinen nicht!“ — Und da war er todt.

Die arme Mutter war nun mit ihrem blinden Kinde allein in der Welt, ganz allein; ſie hatte weder Freunde noch Verwandte. Und Geld hatte ſie auch nicht; ſie mußte ihren Unterhalt durch Näharbeit mühſam verdienen; aber ſie arbeitete ſo gern Tag und Nacht für ihr armes Kind. Sie hatte ihr blindes Kind ſo recht von Herzen lieb, lieber vielleicht noch, als eine Mutter ihr ſehendes, weil es ihrer mehr bedurfte. Oft ganze Tage lang kam ſie gar nicht nach Hauſe; ſie mußte in fremden Häuſern arbeiten, von früh bis zum ſpäten Abend. Da war nun das Kind allein. Doch ganz verlaſſen war es nicht; die gute Frau Martha, die alte Nachbarin, deren Stubenthür der Thür der Mutter gerade gegenüber war, kam einige Male des Tages herüber und ſah nach dem kleinen Paul; es war eine ſo gute alte Frau! Lange jedoch konnte ſie nicht bei ihm bleiben, da ſie fleißig Wolle ſpinnen mußte, wenn ſie nicht hungern wollte. Aber Munter, ein kleiner Spitz, und Bibi, ein Canarienvogel, blieben immer bei ihm und leiſteten ihm Geſellſchaft. Der Canarienvogel ſetzte ſich auf ſein Kopfkiſſen und ſang ihm ſchöne Lieder vor, und wenn der kleine Paul ſeinen Arm an dem Bettchen herabhängen ließ, ſo lief Munter hin und leckte ihm ſein Händchen, und wenn er aufſtehen wollte, faßte ihn der verſtändige Hund bei ſeinem Kleidchen und führte ihn an demſelben in der Stube auf und ab, damit er ſich nicht an einen Tiſch oder Stuhl ſtieß. Das waren ſeine Promenaden!

Die ſchönſte Zeit für das arme Kind war aber der Abend, wenn die Mutter nach Hauſe kam, und dann fing erſt ſein eigentliches Leben an. Die Mutter ſetzte ihren Nähtiſch an ſein Bettchen und erzählte ihm, während ſie arbeitete, von der Herrlichkeit des Himmels, und von dem lieben Gott, und von den heiligen Engeln, und unterhielt ihn mit vielen ſchönen Geſchichtchen, bis ſpät in die Nacht, bis ihr vor Müdigkeit die Augen zufielen. Oft fragte ſie Paul: „Mutter! Iſt denn die Nacht noch nicht bald aus?“ — Das ſchnitt der armen Mutter allemal tief in's Herz, und ſie wußte oft gar nicht, was ſie ihm antworten ſollte. „Wenn wir in den Himmel kommen“, ſagte ſie zu ihm, „dann iſt die Nacht zu Ende! Aber Gottes Auge dringt durch die Nacht und ſieht Dich immer, und auch jetzt, und wacht über Dich!“

So lebten die Beiden mehrere Jahre, und Paul war sechs Jahre alt geworden. Da klagte eines Morgens die Mutter, daß sie krank sei und vor Mattigkeit nicht aufstehen könne. Sie mußte auch den ganzen Tag über im Bette bleiben, und bekam ein böses Fieber. Am folgenden Tage hatte ihre Krankheit so zugenommen, daß sie ihr Bewußtseyn verlor. Die alte Martha wartete und pflegte sie und das Kind getreulich, und als es nach einigen Tagen nicht besser wurde mit der kranken Mutter, lief sie hin zu einem Arzte und führte ihn in die Krankenstube. Der Arzt war aber ein guter, freundlicher Mann, er fühlte nach dem Pulse der Kranken, untersuchte ihre Krankheit und schüttelte bedenklich den Kopf. Das ist aber immer ein böses Zeichen, wenn der Arzt den Kopf schüttelt. Als er das Kind in seinem Bettchen liegen sah, sagte er: „Hier kann das Kind nicht bleiben, es muß sogleich aus dieser Stube fortgebracht werden, gleich auf der Stelle, denn die Frau ist sehr, sehr krank! Hat sie denn keine Verwandte oder Freunde, wohin man es bringen kann?“

Und die alte Martha antwortete: „Verwandte hat sie nicht, und um den Armen bekümmert sich niemand, und Paul ist ja blind!“

Da nahm der Arzt das Kind aus seinem Bettchen, trug es an das Fenster und setzte es auf seinen Schooß; und als er seine lichtlosen Augen lange Zeit aufmerksam betrachtet hatte, flog ein heller Freudenstrahl über sein Gesicht. Ohne etwas zu sagen, nahm er das Kind auf seinen Arm und trug es hinüber über die Straße in ein großes schönes Haus. Da wohnten reiche Leute, des Arztes Freunde, die gern dessen Bitte erfüllten, das Kind so lange bei sich aufzunehmen, bis seine Mutter genesen sei. Emma, die sechzehnjährige Tochter des Hauses, übernahm seine Pflege, und der menschenfreundliche Arzt besuchte es täglich, und nach einigen Tagen, als der kleine Paul immer und immer nach seiner Mutter verlangte, versprach er ihm, ihn bald zu ihr zu bringen, wenn er ihm das Versprechen geben wolle, recht stille zu halten; seine Augen wären krank, und die müsse er ihm kuriren.

Der Knabe versprach es, und er hielt Wort aus Liebe zu seiner Mutter. Der Arzt nahm mit seinem scharfen Instrumente die dunkle Haut hinweg, die bis jetzt das Kind gehindert hatte, Gottes schöne Erde und den

Himmel zu ſehen, und ſchnell verhüllte er ihm die Augen wieder. Keinen Schmerzensruf hatte Paul ausgeſtoßen, als die ſcharfe Nadel in ſeine Augen ſchnitt, und nur ein paar Mal hatte er leiſe geſeufzt: „Ach! meine Mutter!“ — Die Operation war gelungen!

Am folgenden Tage erlaubte der Arzt der guten Emma, zum Lohn für ihre Pflege des Kindes, auf kurze Zeit die Binde von ſeinen Augen abzunehmen. Der kleine Paul erzitterte am ganzen Körper, als der erſte Lichtſtrahl in ſeine geöffneten Augen fiel, und er rief: „Nun bin ich im Himmel, und die Nacht iſt zu Ende!“ — Und als er die goldene Sonnenkugel erblickte, die ſo eben von einer leichten Silberwolke verſchleiert war, rief er: „Und das iſt Gottes Auge!“ — Und als er die blühende Emma neben ſich ſtehen ſah, jubelte er: „Und du biſt Gottes Engel!“ — Aber die Augen mußten ihm bald wieder verbunden werden, ſo wollte es der Arzt.

Die Krankheit der Mutter war nun durch die Kunſt und Sorgfalt des Arztes gebrochen, aber die ermattete Frau erholte ſich nur nach und nach, und konnte eine ganze Woche lang das Bette nicht verlaſſen. Die Trennung von ihrem Kinde beunruhigte ſie ſo, daß ſie nicht völlig geneſen konnte, obgleich ihr der Arzt die wiederholte Verſicherung gab, daß es gut verſorgt und aufgehoben ſei, und daß ſie es wiederſehen ſolle, wenn ſie nur erſt einige Kräfte gewonnen haben würde. Ach, das dauerte ſo lange für ihr Mutterherz!

Es war ein ſchöner Frühlingsmorgen, die Mutter war zum erſten Male aufgeſtanden und ſchlich langſam durch die Stube, als Emma den Knaben, den ſie in neue ſaubere Kleider gekleidet hatte, über die Straße hinüber führte in das Haus, wo die Mutter wohnte. Sie ſtieg mit ihm die ſteilen, hohen Treppen hinauf, öffnete leiſe die Stubenthür und ſchob ihn in die Stube. Die Mutter ſtand gerade mit hergewandtem Rücken am Fenſter und betete; ſie hatte ſein Eintreten nicht bemerkt, und der kleine Paul blieb ſchüchtern an der Thür ſtehen; es war ihm da Alles ſo fremd, und er kannte ja ſeine eigne Mutter nicht. Aber Munter ſprang ihm vor Freude bellend entgegen; da ſah ſich die Mutter um.

„Mein Paul!“ rief ſie, als ſie ihr Kind erblickte, und Paul, der jetzt ſeine Mutter an ihrer Stimme erkannte, ſtürzte in ihre Arme und an ihre Bruſt. Die Mutter herzte und küßte ihn, und als ſie ihn liebevoll in das Geſicht ſah, rief ſie voll Erſtaunen mit bebender Stimme: „Groſſer Gott! Er ſieht!“

„Ich bin jetzt im Himmel!“ jauchzte das Kind; „ich habe das Auge Gottes geſehen, und ſeinen heiligen Engel, und die Nacht iſt aus!“

Ueberwältigt von Glück und Seligkeit ſank die Mutter auf ihre Knie und erhob ihre gefalteten Hände, und auch der kleine Paul hob ſeine Händchen zum Himmel empor, wie es ihn die Mutter früher gelehrt hatte, und beide beteten ohne Worte; aber ihr ſtummes Gebet drang bis in den höchſten Himmel. Und es kam der glücklichen Mutter vor, als ob ſie aus einer fernen Höhe herab die Abſchiedsworte ihres ſterbenden Gatten hörte: „Gott verläßt die Seinen nicht!“

Da floſſen ihre Augen von Thränen über und erleichterten ihr von zu groſſer Seligkeit gepreſſtes Herz. Und als der kleine Paul ſeine Mutter weinen ſah, da füllte auch ſeine geöffneten Augen die erſte Thräne, und ſeine erſte Thräne war eine Freudenthräne.

Du guter Paul! O möchten alle die Thränen, die Du auf dieſer Erde weinen wirſt, lauter Freudenthränen ſeyn!

Die beiden Freunde.

Da ſtand einmal in einer einſamen Gegend am Rande eines Laubgehölzes ein groſſer prächtiger Roſenſtrauch, und ich weiß nicht, wie er dahin gekommen war; aber er ſtand da, und da kein Gärtner dahin kam mit ſeinem krummen Meſſer und ſeiner groſſen Scheere, der ihm die Zweige beſchnitt und nach der Kunſt verſtutzte, ſo war er hoch emporgewachſen zu einem groſſen Strauche und hatte ſich weit ausgebreitet, wie ein Haſelnuſſtrauch, und war bedeckt mit Hunderten rother herrlicher Roſen, die

dufteten, daß man es weit herum in der Gegend roch. Es war ein prächtiger Roſenſtrauch, wie man ſelten einen ſieht!

Und eine Nachtigall hatte ihre Wohnung in dem Strauche genommen, weil es ſich da ſo herrlich wohnte mitten unter den blühenden Roſen, und die Nachtigall und der Roſenſtrauch hatten ſich einander lieb gewonnen und waren gute Freunde geworden und konnten gar nicht mehr von einander laſſen.

Es war ſo wunderbar, die Nachtigall ſprach in Tönen und der Roſenſtrauch in Düften; aber ſie verſtanden ſich ganz gut, und beide waren glücklich, wenn ſie ſich ſo mit einander unterhielten. In ihrer Freudigkeit hielten ſie oft ordentliche Wettgeſänge.

„Sei geprieſen, herrlicher Wonnemond! Du bringſt Blüten und Freude auf die Erde herab, Du öffneſt die Herzen und erfüllſt ſie mit Liebe! Sei geprieſen, herrlicher Wonnemond!“

So ſang flötend die Nachtigall, wenn der Frühling kam, und der Roſenſtrauch ſang duftend, wenn der Sommer nahte:

„Sei geprieſen, herrlicher Sommermond! Du bringſt Segen auf die Erde herab, Du ſchütteſt Glück und Reichthum aus Deinem Füllhorn, und erquickeſt die Schmachtenden, und tröſteſt die Traurigen! Sei geprieſen, herrlicher Sommermond!“

So unterhielten ſie ſich wetteifernd.

Eines Tages ſagte die Nachtigall zum Roſenſtrauch: „An dem Hofe des Kaiſers möchte ich doch einmal ſeyn! Hier iſt es ſo ſchön, dort ſoll es aber noch viel ſchöner ſeyn. Dort iſt nichts als Gold und Silber und Edelgeſtein, und dort ſind auch die herrlichſten Vögel aus der ganzen Welt verſammelt, und die ſind alle ſo ſchön und ſo gelehrt, und ſie ſprechen und ſingen, wie die Menſchen, ſo daß man ſie gar nicht für Vögel hält. Das hat mir meine Mutter erzählt, die einmal dort vorbeigeflogen iſt.“

„Ja“, erwiederte der Roſenſtrauch, „es mag wol ſehr ſchön ſeyn an dem Kaiſerhofe, und es ſollen dort auch die prächtigſten Blumen blühen, wie man ſie ſonſt nirgends ſieht, und ſie wohnen wie die Menſchen in ordentlichen Häuſern von Glas; aber ich lobe es mir hier! Mich dünkt, hier iſt es doch ſchöner in dem Hauſe Gottes, in der herrlichen freien

Natur! Wir ſind ja hier ſo glücklich, was ſollten wir denn mehr wünſchen!“

Während die Beiden ſo ſprachen, war ein Mann leiſe wie eine Katze herbeigeſchlichen. Er blieb lange Zeit lauernd ſtehen, und man ſah es ihm gleich an, daß er nichts Gutes im Schilde führte. Der Mann war aber ein Vogelſteller und voller Tücke, und er war der Nachtigall ſchon lange nachgeſchlichen. Er ſtellte eine Falle unter den Roſenſtrauch und legte einige Würmchen hinein. Als die Nachtigall die Würmchen unten zappeln ſah, flog ſie hinunter und dachte an nichts Böſes, da ſie ſelbſt ſo gut und unſchuldig war und nie etwas Böſes that. Klapp! ſchlug die Falle zu, und die arme Nachtigall war gefangen.

„Nun ſollſt Du in des Kaiſers Schloß kommen, da Du ſo ſchön ſingſt!“ ſagte der Vogelſteller, „und da bekomme ich eine große Belohnung, und Du wirſt gewiß Hofſängerin werden. Nun, dann vergiß mich nicht!“

Ach, es that der armen Nachtigall ſo weh, daß ſie von ihrem Freunde, dem Roſenſtrauche, getrennt werden ſollte! Sie hätte gern alles Gold des Kaiſers darum gegeben, wenn ſie hätte hier bleiben können.

Da ſah der Vogelſteller den prächtigen Roſenſtrauch und ſagte: „Aber Du kannſt auch mitkommen! Du ſollſt in des Kaiſers Garten ſtehen; denn einen ſo ſchönen Roſenſtrauch habe ich dort noch nicht geſehen! Da kannſt Du Dein Glück machen!“

Und nun grub der Mann den Roſenſtrauch mit der Wurzel aus und trug ihn und die Nachtigall fort, weit fort an den Hof des Kaiſers.

Dort war es aber prächtig! Da ſtand ein großes Vogelhaus, das war aus lauter goldenen Stäben gebaut, und ringsum umzogen mit einem Netze von feinem Golddraht. In dem Hauſe waren kleine Bäumchen gepflanzt, aber keine natürlichen, denn die wären zu gemein geweſen; es waren lauter künſtliche Bäumchen, die ſo natürlich ausſahen, wie die natürlichen; die Stämmchen waren von braunem Mahagoniholze gedrechſelt und polirt, und die Blätter waren von grünem Taffet.

Da hinein wurde die Nachtigall gesetzt, und sie war so ängstlich, als sie die Pracht sah und die schöngeputzten Vögel, die darin saßen oder herumflatterten.

Es machte aber großes Aufsehen, als die Nachtigall da hinein kam. Sie waren Alle so neugierig! Ein paar schnippische Canarienvögel stießen sich einander an und es sagte der eine zum andern: „Sieh nur! Wer ist denn die?“

„Es ist wol ein Landfräulein!“ spottete der andere. „Man sieht es gleich an ihrem engen grauen Röckchen!“

„Sollen wir die dulden?“ frug ein hoffahrter Stieglitz.

Ein grüner Papagei, der auf einer goldenen Stange saß, betrachtete die Nachtigall von allen Seiten und redete sie an: „Sie da! Können Sie französisch parliren? Fripon! Filou! Coquin!“

„Ach nein!“ antwortete sie.

„Können Sie das Trompeterstückchen pfeifen?“ fragte ein Gimpel.

„Ach nein!“ antwortete die Nachtigall.

„Oder können Sie Wasser ziehen?“ fragte ein Stieglitz, und zog sein Trinkwasser in einem kleinen Eimerchen an einem goldenen Kettchen heran.

„Oder können Sie eine Kanone abfeuern und sich todt stellen?“ fragte ein Canarienvogel.

„Ach nein, ach nein! Das kann ich nicht!“ erwiederte die Nachtigall.

„Nun was können Sie denn sonst?“ frugen allesammt auf ein Mal.

„Ich kann singen, wie unser Herrgott es mich gelehrt hat, und wie es aus meinem Herzen kömmt!“ entgegnete die Nachtigall.

„Das ist auch was Rechtes!“ schrieen alle Vögel und lachten überlaut.

„Sind Sie denn schon bei Hofe präsentirt? Und was wollen Sie denn hier in des Kaisers Schlosse?“ fuhren die Canarienvögel fort zu fragen, denn die waren sehr dreist.

„Still! Ich denke!“ rief laut ein großer rother Aras, der sich in einem goldenen Ringe schaukelte, und ein grauer Papagei seufzte: „Ach! wie kurz ist unser Leben!“

Er mochte wol in Trauer ſeyn, das ſah man an ſeinem grauen Kleide, und er ſah auch recht ernſt und betrübt aus.

Die boshaften Canarienvögel und Stieglitze ließen ſich aber nicht irre machen, ſie kamen herbeigeflogen und hackten und biſſen die arme Nachtigall, welche ganz furchtſam auf einem Bäumchen ſaß, daß die Federn umherflogen. Sie wußte ſich gar nicht zu retten.

Da rief es unten vom Boden herauf: „Bück den Rück! Bück den Rück!“ — Es war eine unſcheinbare Wachtel, die ſo rief; ſie kauerte auf der Erde, halb im Sande verſteckt, und die Noth der armen Nachtigall war ihr zu Herzen gegangen.

Und die Nachtigall flog hinab auf den Boden und ſetzte ſich zu ihr. Leiſe flüſterte ihr die Wachtel zu, denn es war eine ſehr gutmüthige Wachtel: „Bück den Rück! und bleibe hier unten auf der Erde! Mach's wie ich, bücke Dich vor Jedem, ſo laſſen ſie Dich in Ruhe. Mir haben ſie ſonſt eben ſo mitgeſpielt!“

Jetzt wurden die Thüren weit aufgemacht, und der Kaiſer ſchritt herein und führte an der Hand ſeine Prinzeſſin Tochter. Er trat mit ihr in das goldene Vogelhaus, und ging von einem Vogel zum andern und beſah ihn und ließ ihn ſeine Künſte machen.

„Ave, Caesar, Victor, Imperator!“ krächzte ihm ein großer ſchwarzer Rabe entgegen, der erſt vor kurzem an den Hof gekommen war.

„Optime!“ antwortete der Kaiſer, denn er war in ſeiner Jugend in die lateiniſche Schule gegangen, und er wollte zeigen, daß er etwas gelernt hatte. Der ſchmeichelnde Gruß gefiel ihm ſo ſehr, daß er den Raben mit eigner Hand ſtreichelte und ihm eine goldene Verdienſtmedaille um den Hals hing.

Dann trat er zu dem grauen Papagei. — „Ach! wie kurz iſt unſer Leben!“ ſprach der Papagei und hoffte, daß auch er eine Medaille bekommen würde.

Die Prinzeſſin aber ſagte zu dem Kaiſer: „Papa! Kann denn der nichts Anderes ſagen? Ich werde immer ſo traurig dabei, und muß an den Tod denken; und das ſchickt ſich doch nicht für eine Prinzeſſin!“

„Still! Ich denke!“ unterbrach ſie der ernſthafte Arak, der einen großen goldenen Orden um den Hals trug.

„Das wiſſen wir ſchon!“ antwortete ihm der Kaiſer, und der Gimpel pfiff dazu das Trompeterſtückchen.

„Fripon! Filou! Coquin!“ rief jetzt der grüne Papagei dem Kaiſer frech entgegen, als er zu ihm trat.

„Du!“ ſagte der Kaiſer, und drohte ihm mit dem Finger.

Die beiden Canarienvögel flogen aber auf den Finger der Prinzeſſin und ſchmeichelten ihr, wie ein paar Katzen, und ſie ließ jeden ein Stückchen Zucker aus ihrem Munde nehmen.

„Hier iſt auch der neue Vogel, den man Nachtigall nennt!“ ſagte jetzt der Miniſter, der die Vögel zu beſorgen hatte, mit einem tiefen Bückling. — „Ich weiß aber nicht, was er gelernt hat, denn er hat noch nichts von ſich hören laſſen. Er wartet nur auf Euer Majeſtät Befehl!“

„Nun, ſo laß einmal hören, was Du kannſt!“ redete der Kaiſer die Nachtigall an.

Die verſchüchterte Nachtigall flog von der Erde auf, ſetzte ſich auf ein Bäumchen und ſang ein ſchönes Lied.

„Papa!“ ſagte die Prinzeſſin, „die ſingt ja wie die Vögel draußen im Walde, ſo ordinair, ſo bäueriſch. Die iſt gewiß noch ohne alle Bildung!“

Und die Nachtigall ſchmetterte ihr ſchönſtes Lied. Da hielt ſich die Prinzeſſin die Ohren zu und rief ihren Hofdamen: „Meinen Flacon, meinen Flacon!“ — Die arme Prinzeſſin war nahe daran, in Ohnmacht zu fallen, ſo hatte das Schmettern der Nachtigall ihre zarten Nerven angegriffen.

Der Kaiſer aber ſagte: „Du haſt eine gute Stimme, nur ein bißchen zu ſtark; Du biſt aber noch ganz roh und ungebildet; vielleicht kann noch etwas aus Dir werden!“

Dann winkte er den Miniſter herbei und ſagte zu ihm: „Nehmen Sie die mit nach Hauſe und ſuchen Sie ihr Etwas beizubringen, etwa: Ei, du lieber Auguſtin, oder ſonſt ein Modeſtückchen!“

Der Miniſter ſetzte die Nachtigall in einen engen dunkeln Bauer, hing ſie neben ſeinen Arbeitstiſch an die Wand, ſtellte eine kleine Drehorgel auf den Tiſch und ſpielte nun in jeder Stunde ein paar Mal: Ei,

du lieber Auguſtin! Und das that er auch ſogar in der Nacht, wenn er vor Miniſterſorgen nicht ſchlafen konnte. Die Nachtigall gab ſich auch alle Mühe, das Liedchen nachzuſingen, ſie wollte ſo gern dem Kaiſer gefallen; aber es gelang ihr nicht; wenn ſie eine halbe Strophe geſungen hatte, ſo fiel ſie immer wieder in ihren eignen Geſang, den ſie von Jugend auf geſungen hatte, ſie dachte dabei an ihren lieben Roſenſtrauch und an ihr glückliches Zuſammenleben, und gleich war das mühſam Gelernte vergeſſen. Der Miniſter ſchwitzte vor Angſt und Sorge, drehte aber unverdroſſen ſeine Orgel, ſo daß ihm zuletzt der Arm ganz ſteif wurde.

Als ſo zwei Monate vergangen waren, und der Kaiſer einmal nach der Nachtigall frug, ſagte der Miniſter, zitternd vor der Ungnade ſeines Herrn, die Nachtigall müſſe ſehr dumm ſeyn, ſie hätte noch nicht das Geringſte begriffen.

„Nun ſo laſſen Sie ſie fliegen!“ antwortete der Kaiſer, der gerade bei guter Laune war. „Wir haben fremde, geſchickte Vögel genug, ſie iſt ja ſo nicht aus dem Auslande!“ — Wäre er nicht bei Laune geweſen, ſo hätte er ſie gewiß köpfen oder hängen laſſen, und den Miniſter dazu.

Wer war aber froher, als der Miniſter, da er nun die Orgel nicht mehr zu drehen brauchte! Er öffnete den Bauer, und huſch! flog die Nachtigall hinaus. Sie war ganz mager geworden vom vielen Studiren.

Aber wie mag es doch mit dem Roſenſtrauche ſtehen? Von dem haben wir ſo lange nichts gehört! — Nun, wir werden's gleich erfahren!

Ach! dem armen Roſenſtocke war es noch viel ſchlimmer ergangen, als der Nachtigall! Der kaiſerliche Gärtner beſah ſich ihn von allen Seiten, und ſagte dann: „Es iſt eine gute Sorte; aber, mein Gott! Wie verwildert und ohne alle Cultur! Man ſieht die Kunſt des Gärtners gar nicht an ihm, er iſt ganz ſo roh, wie die Büſche, die im Freien wachſen! Nun vielleicht iſt noch etwas aus ihm zu ziehen, er iſt geſund und kräftig!“

Und er nahm ſein Meſſer und ſchnitt alle die ſchönen Aeſte und Zweige hart am Stamme ab, und ließ bloß oben an der Spitze ein paar kleine Zweiglein ſtehen, denn der ſchöne Roſenſtrauch ſollte zu einem Bäumchen gezogen werden. Der arme Roſenſtrauch! Er ſetzte ihn in-

einen prächtigen Blumentopf, band das Stämmchen an einen Stab und ſchnürte ihn ſo feſt, daß der Roſenſtock kaum athmen konnte; dann ſtellte er ihn in das gläſerne Haus. Und die andern ſtolzen Blumen, die da ſtanden, ſahen mit Verachtung auf ihn herab, oder würdigten ihn gar keines Anblicks; er war allen zu gemein, und es ging ihm gerade ſo, wie ſeiner Freundin, der Nachtigall.

Ach! wie ſchmerzte es den armen Roſenſtock, als ihm die ſchönen Zweige ſo abgeſchnitten wurden, und wie weh thaten ihm die vielen Wunden! So verlebte er viele traurige Tage in dem gläſernen Hauſe, wo es immer ſo ſchwül und drückend war, wo hinein kein ſüßer Himmelsthau und kein erquickender Regen durch die gläſernen Wände hindurchdringen konnte, und wo man gar nicht wußte, ob die Morgen- oder die Abendſonne ſchien. Wie ſehnte er ſich hinaus, und wie oft dachte er an ſeine Freundin, von der er ſo lange nichts gehört hatte, und die er längſt für todt hielt!

Die einzige Unterhaltung, welche er hatte, war, daß er durch die Glaswand hinaus ſah in den Garten. Das war aber ein wunderlicher Garten! Die Büſche ſtanden alle in Reih' und Glied, wie aufmarſchirte Soldaten, und waren mit der Scheere beſchnitten, ſo daß ſie ausſahen wie hohe grüne Wände, und die Bäume waren zu allerlei Figuren zugeſtutzt und glichen Pyramiden und Vaſen und Löwen und Männern und Frauen mit langen Kleidern. Das war ſo wunderlich, und der Roſenſtock hätte lachen müſſen, wenn er nicht ſo traurig geweſen wäre und nicht ſo viele Schmerzen zu leiden gehabt hätte an ſeinen vielen Wunden.

So waren einige Monate vergangen, und der Roſenſtock wurde immer hinfälliger und ſchwächer, und ließ die wenigen Blätter und Blumen, die er noch hatte, immer mehr niederhängen, oder verlor ſie ganz und gar. Der Gärtner beſuchte ihn von Zeit zu Zeit und begoß ihn und legte Heilpflaſter auf ſeine Wunden; zuletzt ſchüttelte er aber den Kopf und ſagte: „Aus Dir wird nichts, und Du nimmſt mir nur den Platz weg für beſſere Blumen!“ Und ſo riß er ihn aus der Erde und warf ihn hinaus in den Kehrichtwinkel auf dem Hofe.

Da lag nun der arme Roſenſtock mehrere Stunden lang, beinahe verſchmachtet, in der Sonne, als ſeine Freundin, die Nachtigall, welche ſo eben ihre Freiheit wiederbekommen hatte, über den Hof flog, und ſich auf einen Fliederbuſch, der da ſtand, niederließ. Die Freude über ihre wiedererlangte Freiheit war ſo groß, daß ſie ſich gar nicht darein finden konnte; es kam ihr Alles wie ein Traum vor, und ſie bedurfte einiger Zeit, ihres Glücks gewiß zu werden.

Da ſah ſie den kahlen Strunk auf dem Hofe liegen, und erkannte in ihm ihren gemißhandelten Freund. Er ſah ſo erbärmlich aus, daß das ſcharfe Auge eines Freundes dazu gehörte, ihn wieder zu erkennen; aber ſie erkannte ihn und ſein Elend ging ihr tief zu Herzen. Ohne lange zu überlegen, faßte ſie den dürren Strunk mit ihrem Schnabel, hob ihn auf und flog mit ihm fort über Berg und Thal, weit fort, ihrer alten Heimath zu. Kam ſie an einem Waſſer vorbei, ſo flog ſie nieder und tauchte den Strunk in das Waſſer, damit er ſich ein wenig erfriſchen und nicht ganz verſchmachten ſollte.

So trug die treue Freundin ihren halbtodten Freund bis an den Ort, wo ſie beide ſonſt gewohnt hatten und ſo glücklich geweſen waren, und da das Loch noch offen dalag, wo der Vogelſteller den Roſenſtrauch herausgenommen hatte, ſo ſetzte ſie ihn wieder hinein und ſcharrte mit ihren Füßen die Erde auf ſeine Wurzeln. An jedem Tage flog ſie nun wol dreißig Mal an die Quelle und brachte einen Schnabel voll Waſſer und ſpritzte es auf den Roſenſtock, und der kranke Stock erholte ſich nach und nach, und bekam neue Kräfte, und trieb neue Blätter, und der Duft ſeiner erſten Roſe, die wieder aufgeblüht war, war ein Lob der Freundſchaft und ein Dank an ſeine treue Freundin.

Im nächſten Frühling war der Roſenſtrauch wieder in die Höhe geſchoſſen, ſeine Zweige hatten ſich ausgebreitet und er war wieder mit herrlichen purpurnen Roſen bedeckt, und er duftete wieder, wie früher. Aber die Nachtigall konnte ihre ſonſtige Heiterkeit nicht wieder erlangen; ſie war immer traurig und ſang nicht mehr, wie ſonſt, denn ſie ſchämte ſich, daß ſie ſo unwiſſend war und gar nichts gelernt hatte. Wenn d[illegible]

Roſenſtrauch ſie gar zu ſehr bat, ihm ein Lied zu ſingen, ſo that ſie es nur ſpät am Abend, oder des Nachts, wenn Alles ſchlief.

Um dieſe Zeit kam oft ein Jüngling in das Laubgehölze, der da im Mondenſcheine luſtwandelte. Er mußte wol einen geheimen Kummer in ſeinem Herzen tragen, weil er die Einſamkeit ſo ſuchte und immer ſo traurig war. Er kannte die Nachtigall und den Roſenſtrauch, in welchem ſie ſaß, und er hörte ihr oft unbemerkt zu, wenn ſie ihrem Freunde ein nächtliches Lied ſang. Der Jüngling kam jetzt an jedem Abende und er baute ſich einen Sitz von grünem Raſen unter den Roſenſtrauch, und da ſaß er oft ſinnend ſtundenlang und bewegte ſich nicht, damit er die Nachtigall nicht ſtöre.

Die Nachtigall hatte aber keine Furcht mehr vor ihm und ſang fort, denn ſie ſah, wie ihr Geſang ihm Troſt brachte.

An einem Abende kam der Jüngling nicht allein. Eine hohe, edle Jungfrau war an ſeiner Seite, und ſie ſetzten ſich beide auf die Raſenbank nieder, und der Jüngling pflückte die ſchönſte Roſe und heftete ſie in die braunen Locken der Jungfrau. Ach! es war ſo wunderherrlich da! Der Mond ſchien hell und klar und goß Silber über die ganze Gegend, und der Roſenſtrauch glänzte und hauchte ſeine ſüßeſten Düfte, und die Nachtigall ſang und flötete in ſchmelzenden Tönen!

Und es wurden die Augen der Jungfrau feucht und füllten ſich mit Thränen, und der Jüngling blickte ihr in die thränenden Augen und ergriff ihre Hand, und umfaßte ſie mit ſeinen Armen, und drückte den erſten Kuß der Liebe auf ihre Lippen.

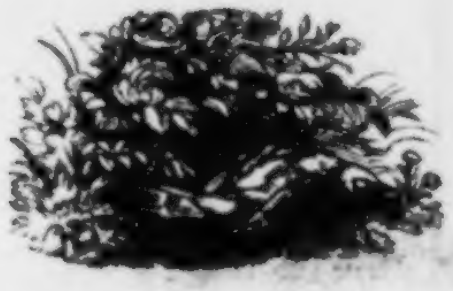
Da ergriff ein hohes Entzücken die Nachtigall, und ſie ſchmetterte aus tiefſter Bruſt ihr ſchönſtes Lied voll Sehnſucht und voll Liebe. Aber ach! ſie hatte ſich ſo angeſtrengt, daß ihre kleine melodiſche Kehle zerriß, und ſie fiel todt nieder auf die Erde.

Der Jüngling und die Jungfrau bemerkten nicht, daß die Nachtigall verſtummte, denn ſie waren beide zu glücklich und zu ſelig; aber der Roſenſtrauch ſah ſeine Freundin ſinken und todt niederfallen, und er ſtreute [illegible]ende Blätter über ſie und überdeckte ſie mit einem Roſenhügel.

Am folgenden Morgen hing in jeder Roſe eine glänzende Thräne, und die Roſen hatten in der Nacht ihren Purpur verloren und waren alle weiß gebleicht vor Gram, und ſie duftеten von nun an nicht mehr, wie ſie früher gedufteт hatten.

Und die Nachkömmlinge des Roſenſtrauches trauern noch heute um die geſchiedene Freundin, und ihre Wangen tragen noch heute die bleiche Farbe des Grams und der Trauer.

Ihr habt ja wol einmal ſolche weiße Roſen geſehen? Nun — das ſind die Kinder und Enkel des Roſenſtrauchs, der um ſeine Freundin trauerte.



Der Schneemann.

Ach! es war ſo herrlich draußen im Garten! Der Schnee lag faſt eine halbe Elle hoch, und die Sonne ſchien ſo hell und klar, und Alles glänzte und blitzte wie lauter Edelgeſtein, und die Luft glitzerte und funkelte, als ob jemand Demantſtaub hineingeſtreut hätte. Die Aeſte der Aepfel- und Birnbäume waren wie mit Zuckerkant überzogen, man hätte ſich gleich einen Zuckerſtengel abbrechen und aufeſſen mögen, und die Zweige der Tannen und Fichten hatten weiße Röcke und Pelze angezogen von Schnee, der großen Kälte wegen, und jeder Roſenpfahl hatte ein

weißes Mützchen aufgesetzt, damit er nicht so frère, und das stand ihm so niedlich. Ach! das war so gar wunderherrlich!

Paul und Arthur liefen hinaus; sie sprangen so gern in dem weichen Schnee herum und jagten sich und lachten einander aus, wenn einer in den tiefen Schnee fiel und so weiß aussah, wie ein Müllerknecht. Auch der Spitz sprang mit herum und wälzte sich und bellte vor Freude und kratzte mit den Füßen, so daß der Schnee weit herum stob. — „Ach! wer doch auch ein Hund wäre, daß man sich so wälzen könnte!“ sagte Paul.

Sie holten die kleine Schwester Lili heraus, packten sie in warme Tücher ein und setzten sie in den kleinen Schlitten und spannten sich vor, wie ein Paar Pferde. Trapp! trapp! nun ging's fort im Galopp. Voraus sprang der Spitz und bellte, und sie fuhren durch alle Gänge die Kreuz und die Quere und zwischen allen Rabatten her und hin, und Lili erschrak und schrie, wenn eine Krähe von einer hohen Fichte herab einen großen Schneeball auf sie warf, der sie über und über mit Schnee bedeckte. Aber die Brüder lachten sie aus, und auch die Krähen oben lachten: Krah! krah!

„Nun bin ich müde!“ sagte endlich Paul, und Arthur sagte: „Und mich friert es an die Finger!“

Sie hoben die kleine Schwester aus dem Schlittchen und führten sie hinein in die warme Stube. Die beiden Knaben liefen aber wieder hinaus, sie konnten nicht in der Stube bleiben; sie rieben die Hände mit Schnee, da wurden sie so warm und roth, als ob sie sie an den Ofen gehalten hätten; dann ging's wieder los. Sie machten jetzt Schneebälle und warfen sich einander, und dann hullerten sie einen Ball auf dem Schnee hin, und er wurde immer größer und größer, so daß sie ihn zuletzt gar nicht mehr fortwälzen konnten, so groß und schwer war er geworden.

„Nun laß uns einen Schneemann machen!“ sagte Paul zu seinem Bruder.

„Ja, ja! einen Schneemann, einen Schneemann!“ jubelte Arthur, und so wälzten sie große Bälle und setzten einen auf den andern, und als

ſie nicht mehr hinaufreichen konnten, ſtellten ſie ſich auf einen Stuhl und hoben einen großen Ball hinauf und ſetzten ihn als Kopf oben auf den Rumpf. Dann drückten ſie ſtatt der Augen ein paar ſchwarze Kohlen hinein, und ſtatt des Mundes einen breiten rothen Ziegelſtein und in die Hand gaben ſie ihm einen dicken Stock. So war der Schneemann fertig, und er ſtand gerade vor dem Stubenfenſter und es ſah aus, als ob er hineinſehen wollte in die Stube.

Die kleine Lili erblickte ihn ganz nahe vor ſich, als ſie an das Fenſter trat. „Ei! der große prächtige Mann!“ rief ſie aus und klatſchte in die kleinen Hände, und es war ordentlich, als ob der Schneemann lächelte mit ſeinem breiten Munde, als ihn Lili ſo lobte.

Am folgenden Tage putzten die beiden Knaben ihren Schneemann noch mehr heraus. Sie malten ihm rothe Backen mit dem Safte von Hollunderbeeren, die ſie von den kahlen Sträuchern herabriſſen, damit er nicht ſo bleich ausſehen ſollte, und ſetzten ihm einen alten Strohhut auf den Kopf, auf den ſie ein grünes Tannenreis ſteckten. Dann drückten ſie rothe Hagebutten in ſeinen weißen Schneerock ſtatt der Knöpfe. Nun ſah er erſt wie was Rechtes aus, und Lili hatte ihn ſo lieb, daß ſie gar nicht vom Fenſter wegging.

Auch die beiden Brüder hatten ihre wahre Freude an ihm; ſie ſprangen und tanzten um ihn herum und ſangen:

„Schneemann, Schneemann kreideweiß,
Mit dem grünen Tannenreis,
Sieh' doch nicht ſo duſtig drein,
Tanz' mit uns den Ringelreih'n!
Steh doch nicht ſo dummlich da!
Trallala! Trallala!“

Er blieb aber ganz ernſthaft und regte und rührte ſich nicht; das würde ſich auch gar nicht für ihn geſchickt haben.

Es war von neuem Schnee gefallen, und ſo ſah der Rock des Mannes ſo flockig aus, wie ein Bärenpelz, und der eine Knabe ſagte zu ihm: „Nun biſt Du von außen gut verwahrt, und wir müſſen ſorgen, daß Du auch etwas Warmes in den Leib bekommſt.“

So ſagte er und gab ihm eine kleine Thonpfeife in den Mund, in die er ein glimmendes Räucherkerzchen geſtellt hatte, welches dampfte und gerade ſo ausſah, als ob er eine Pfeife Tabak rauchte.

Das war nun eine neue Luſt; aber nach einigen Tagen waren die Knaben ſeiner überdrüſſig. „Nun wollen wir ihn bombardiren!“ ſagte Arthur, und ſie machten eine Menge Schneebälle und fingen an nach ihm zu werfen, und ſangen dazu:

„Schneemann, o Du feiger Wicht!
Biſt ſo groß, und wehrſt Dich nicht!
O Du kalter Block,
Brauche Deinen Stock,
Wehr' Dich Deiner Haut!
Huſſa! Aufgeſchaut!“

Und nun flogen die Schneeballen gleich Kugeln auf ihn los, piff! paff! Sie wollten ihn zu Tode werfen.

Ein Glück war es für den Schneemann, daß Lili dazu kam. „O laßt doch den armen Mann leben!“ rief ſie ihren Brüdern zu, und ſie weinte und bat ſo lange für ihn, bis die Brüder abließen vom Werfen und ihr denſelben ſchenkten.

„Nun ſoll er aber auch Dein Mann ſeyn“, ſagten die Brüder, „und Du ſollſt ihn heirathen!“

„Ja, wenn ich groß wäre!“ ſeufzte Lili und nickte dem Schneemanne zu.

Die beiden Knaben liefen jetzt hinaus auf den Fluß, der da am Garten vorbeifloß und feſt zugefroren war; er war ſo blank, wie ein Spiegel. Da ſchlitterten ſie auf dem Eiſe, wie es die Knaben zu thun pflegen, und bekümmerten ſich gar nicht mehr um den Schneemann. Lili aber blieb ihm treu und kam an jedem Tage heraus, ihm einen Beſuch zu machen.

„Du mußt aber recht frieren, Du armer Mann! Es iſt heute ſo kalt!“ ſagte ſie einmal zu ihm.

„Ach nein, verehrteſte Demoiſelle!“ antwortete der Schneemann, „äußerlich friere ich gar nicht; ſehen Sie nur meinen dicken Pelz; aber

innerlich bin ich ſo kalt, hu, hu! Ich werde nur ein Bißchen warm, wenn ich Sie ſehe, meine wertheſte Demoiſelle!“

„Aber warum nennſt Du mich denn Sie?“ ſagte Lili; „ich bin ja nur noch ein kleines Kind.“

„Werden ſchon groß werden, verehrteſte Demoiſelle!“ erwiederte der Schneemann. „Ich kenne meine Schuldigkeit! Habe Ihnen auch ſo noch nicht gedankt, daß Sie mir das Leben gerettet haben, als die wilden Knaben mich zu Tode werfen wollten.“

„Das werden ſie nicht mehr thun!“ ſagte Lili; „Du gehörſt jetzt mir und biſt ja mein Mann. Ach! wenn ich doch groß wäre! — Aber wirſt Du denn nicht müde von dem langen Stehen, und hungrig?“

„Ich ſtütze mich auf meinen dicken Stock“, entgegnete der Schneemann, „und was das Hungern betrifft, meine wertheſte Demoiſelle, ſehen Sie, ich bin ein genügſamer Mann und nehme mit Wenigem vorlieb. Knapp geht es freilich her!“

„Lili! Lili!“ rief jetzt die Mutter, und Lili ſprang fort, nachdem ſie ihrem lieben Schneemanne noch zugerufen hatte: „Sei ohne Sorgen! Ich werde Dir täglich etwas zu eſſen bringen!“

Und ſie hielt Wort. Sie theilte ihr Frühſtück und ihr Veſperbrod mit ihm, und auch ihre Puppen bekamen von nun an nur halbe Portionen. Sie legte Alles auf ein Tellerchen und ſtellte es vor den Schneemann hin, und wenn ſie ihm am folgenden Tage ihren Beſuch machte, war das Tellerchen leer, und ſie dachte, es habe ihrem lieben Schneemanne recht gut geſchmeckt.

Im Grunde führte aber der arme Schneemann ein recht trauriges und langweiliges Leben. Er ſtand immer ſo einſam da bei Tag und bei Nacht; die beiden Knaben, die ſonſt um ihn herum geſpielt und getanzt hatten, ließen ſich nicht mehr ſehen, und auch die kleine Lili kam nur auf Augenblicke heraus, da es ſo kalt geworden war. Am häufigſten beſuchte ihn noch der Spitz, und der knurrte und bellte auch nicht mehr, wie er früher gethan hatte, wenn er in ſeine Nähe kam. Mit einem Hunde läßt ſich aber nicht viel Vernünftiges ſprechen; ſo war der Schneemann faſt immer allein.

Aber des Nachts, ach! da war es noch viel ſchlimmer! Es gehörte auch vieler Muth dazu, ſo allein zu ſtehen im Garten während der langen dunkeln Nächte. Es war ſo grauerlich in der Einſamkeit, und der arme Schneemann konnte oft kein Auge zuthun vor Furcht, und er zitterte und bebte, wenn ein Aſt knackte, oder ein Schneeklumpen von dem Gipfel eines Baumes herabfiel. Kam endlich der Morgen, ſo ging ſeine Noth erſt recht an. Es kamen die Krähen herbeigeflogen und fraßen ihm ſein Frühſtück weg, und wollten ihm ſeine ſchwarzen Augen aushacken. Er konnte ſich ihrer kaum erwehren.

„Mein wertheſter Herr Spitz", ſagte er einmal zu dem Hunde; „wenn Sie nur ſo gut wären und hier bei mir blieben während der Nacht, wo es ſo einſam und ſchauerlich iſt, und des Morgens die Krähen wegjagten, die mein Frühſtück ſtehlen und mir die Augen aushacken wollen!"

Der Spitz lachte und ſagte: „Biſt ſo groß wie ein Rieſe, und fürchteſt Dich vor den elenden kleinen Krähen! Haſt wol gar kein Herz im Leibe!"

„Uf!" ſeufzte der Schneemann, und der Spitz fuhr fort: „Das geht nicht an! Während der Nacht muß ich drinnen bleiben und das Haus bewachen; aber die Krähen wollen wir bald los ſeyn!"

Und nun kam der Spitz an jedem Morgen ſo wie es Tag wurde, und die Krähen wagten es gar nicht mehr, das Frühſtück anzurühren, welches der Hund nun ſelber fraß.

In einer Nacht hatte der Schneemann einen recht großen Schreck, der ihm durch alle Glieder fuhr. Es raſchelte und knitterte und ſchrapte dicht neben ihm, er konnte aber gar nicht erkennen, was es war, da eine dicke Wolke gerade vor dem Monde ſtand. Gern wäre er davongelaufen, wenn er nicht dazu zu ſchwerfällig geweſen wäre. So mußte er aushalten, bis die Wolke vorübergezogen war, und da erblickte er denn zu ſeinem großen Schrecken gerade vor ſich ein paar Spieße, die ſich zu ihm empor richteten, als wollten ſie ihm zu Leibe.

„Hülfe! Hülfe!" ſchrie jetzt der Schneemann in ſeiner Angſt und wagte noch einen verſtohlnen Blick nach den ſchrecklichen Spießen, die ſich

vor ihm bewegten, und er ſah jetzt, daß es ein Paar lange Ohren waren. Die Ohren gehörten aber einem Häschen, das da in dem Beete ſaß und den Kohl aus dem Schnee herausſcharrte. Beide, der Schneemann und das Häschen, ſtanden ganz nahe einander gegenüber und beide zitterten und bebten vor einander.

Das Häschen erholte ſich zuerſt und ſagte: „Ach! thun Sie mir nichts, lieber Herr! Draußen auf dem Felde liegt ſo tiefer Schnee, daß ich kein Hälmchen Gras mehr finden kann. Schon drei Tage lang habe ich gehungert, und bin über das Eis hereingekommen in den Garten, um ein wenig an den Kohlſtrunken zu knappern. Ich will es aber in meinem ganzen Leben nicht wieder thun!“

Der Schneemann, der jetzt wieder Muth bekam, und der ein ſehr weiches Gemüth hatte, antwortete darauf: „Nun, ſo iß Dich einmal ſatt, Du armer Schelm; aber komme mir ja nicht wieder, das rath' ich Dir!“

Die einzige Freude, die der arme Schneemann hatte, war des Abends, wenn in der Stube Licht angezündet wurde. Da konnte er zu dem Fenſter hineinſehen bis hinten an die Stubenwand, wo die kleine Lili mit ihren Puppen ſpielte, und dann ſeufzte er immer: „Ach, wäre ich doch drinnen bei ihr!“ — Bald kam aber das Stubenmädchen und machte den Fenſterladen zu, und da war die Freude zu Ende.

Es war jetzt ſo kalt geworden, daß Lili gar nicht mehr hinaus durfte, und die Fenſter waren dick zugefroren; ſo konnte ſie ihren lieben Schneemann nicht einmal mehr ſehen, und das that ihr ſo leid. Sie mußte nun beſtändig mit ihren Puppen ſpielen, um die ſie ſich ſeit lange gar nicht mehr bekümmert hatte. Die waren aber indeſſen ſo unartig geworden und lärmten und ſchrieen ſo ſehr, daß Lili manchmal recht böſe wurde. „Seid gleich ſtille!“ ſagte ſie dann zu ihnen, „ſonſt hole ich den Schneemann herein!“

Die Puppen hatten aber eine ſolche Furcht vor dem großen Schneemanne, daß ſie gleich mäuschenſtille waren.

Einmal war Lili auf den Stuhl geſtiegen und hatte ein kleines Loch in das Fenſtereis gehaucht und konnte nun durch daſſelbe ihren lieben Schneemann einmal wieder ſehen. Der ſtand noch ſteif und feſt und

guckte nach dem Fenſter. Der Wind bewegte eben das Tannenreis auf ſeinem Hute, und es ſah gerade ſo aus, als ob er Lili zunickte. Da freute ſie ſich ſo ſehr, daß er ſie nicht vergeſſen hatte.

„Mama", ſagte ſie zur Mutter, „erlaubſt Du nicht, daß ich den Schneemann hereinbringen laſſe, in die warme Stube, da ich nicht hinaus darf?"

„Das geht nicht, liebes Kind", antwortete die Mutter; „hier iſt es zu warm für ihn, er würde zerſchmelzen und die ganze Stube vom Waſſer überfließen!"

Da mußte Lili ſich ſchon zufrieden geben und warten, bis es draußen wärmer wurde.

Und es wurde wärmer! Der Frühling kam und ſchon war aller Schnee im Garten geſchmolzen; aber der Schneemann ſtand noch ſtramm und ſteif vor dem Fenſter auf dem grünen Raſen.

„Wie geht Dir's denn?" fragte ihn Lili, als ſie zum erſten Male wieder hinauslaufen durfte. „Nun beſuche ich Dich alle Tage; ſei nur recht luſtig! Bald kommen nun die Blumen aus der Erde und die Blätter aus den Bäumen; da will ich Dir einen prächtigen Kranz flechten, und Du kannſt auch Deinen Pelz ablegen, damit er Dir nicht zu warm wird. Dann gehen wir mit einander ſpaziren in den grünen Wald, das wird herrlich ſeyn!"

„Uf!" ſeufzte der Schneemann, und der Schweiß ſtand ihm dabei in dicken Tropfen auf der Stirne und die hellen Thränen liefen ihm aus den Augen an dem Pelze herab. Es war Thauwetter.

Der arme Schneemann mußte recht krank ſeyn und er hatte wol die Auszehrung, denn er wurde von Tag zu Tage magerer und kleiner, und ſchrumpfte immer mehr zuſammen. Er war jetzt nur noch ſo groß, wie die kleine Lili und ſtand ihr Auge gegen Auge gegenüber. Er ſah ſie ſo ſtarr mit ſeinen großen ſchwarzen Augen an, die nicht kleiner geworden waren, daß es ihr ordentlich bange wurde.

„Mann", ſagte Lili zu ihm, „Du mußt mich nicht ſo anglotzen, ſonſt fürchte ich mich!"

„Krick! krack!“ erſcholl es jetzt vom Fluſſe her, und es rollte wie ein anhaltender Donnerſchlag. Das Eis war geborſten.

„Was iſt das?“ fragte die zitternde Lili.

„Der Tod!“ ächzte der Schneemann, „nun kömmt er zu mir!“ Und dabei rollten ſeine Augen und ſein breiter Mund zog ſich ganz ſchief. Er warf ſeinen Stock weg und neigte ſich auf die Seite.

Die kleine Lili erfaßte ein ſolches Grauen, daß ſie ſchreiend davonlief.

Am folgenden Morgen war der Schneemann verſchwunden und es lag nur noch ein kleines Häufchen Schnee auf dem Platze, wo er geſtanden hatte. Aber aus dem Schnee ſtreckte ein Schneeblümchen ſeine weißen Glöckchen und grünen Blätter hervor. Das wartete und pflegte Lili und dachte dabei an ihren lieben Schneemann.

Der alte Weidenbaum.

Nun hört einmal eine Geſchichte, die ich ſelbſt erlebt habe! Es iſt eine wunderliche Geſchichte!

Am Ende der großen Wieſe draußen vor dem Thore ſteht ein alter verkrüppelter Weidenbaum. Oben an ſeinem knorrigen Kopfe befindet ſich ein Loch, das wie ein offener gähnender Mund tief in den hohlen Baum hineingeht, und ſeine Rinde iſt riſſig und runzelig. Aber das kleidet ihn gerade gut, er ſieht ſo recht ehrwürdig aus und man ſieht ihm ſein hohes

Alter gleich von außen an. Sein Gipfel iſt jedoch ſchön grün und dicht belaubt, und die langen ſchwanken Zweige hängen herab bis auf das Bächlein, das an ſeinem Fuße hinfließt. Er ſieht gerade aus, wie ein alter Mann mit Falten und Runzeln im Geſichte, deſſen Scheitel aber mit langen Haaren bedeckt iſt.

Der alte Weidenbaum macht immer eine ernſthafte Miene, und er hat auch Urſache dazu, da er ſo alt iſt; aber das Bächlein, das unter ihm hinrauſcht, iſt ein junger luſtiger Geſell, der nichts als Poſſen und Neckereien im Kopfe hat. Bald hüpft und ſpringt es in die Höhe und küßt die Blumen, welche an ſeinem Ufer ſtehen, wenn ſie ſich des Morgens niederbücken, um ſich zu waſchen und ihre Toilette zu machen, bald murmelt es ein Scheimenliedchen, bald rollt es die kleinen runden Kieſelſteine, die auf ſeinem Boden liegen, her und hin, als ob es mit ihnen ſchuſſern wollte. Es kann niemals ruhig ſein, und es macht ſich manchmal ſogar an den alten ernſthaften Weidenbaum und neckt ihn und beſpritzt ſeine herabhängenden Zweige, daß ſie tröpfeln und triefen.

Macht es aber das Bächlein dem Weidenbaum gar zu toll, dann wird der manchmal böſe und gibt ihm die Ruthe und peitſcht es mit ſeinen langen Zweigen, klitſch! klatſch! ſo daß es ächzt und ſchäumt und wehklagt. Das geſchieht ihm aber ſchon recht, warum läßt es den alten guten Weidenbaum nicht ungeneckt, der doch gar keine Luſt zu Poſſen hat.

Demungeachtet ſind aber die Beiden ganz gute Freunde und thun ſich einander zu Liebe, was ſie nur können. Das Bächlein tränkt die Wurzeln des Baumes, damit er nicht verſchmachtet, und ſingt ihm Schlummerliederchen vor, wenn der Alte nicht einſchlafen kann; und wenn die Sonne recht heiß auf das Bächlein brennt, ſo bückt ſich der Baum nieder und breitet ſich aus, wie ein Sonnenſchirm, und beſchattet es mit ſeinen Zweigen, damit ſein Waſſer nicht warm wird und eintrocknet, was dem Bächlein ſehr läſtig iſt, da es die Kühle liebt.

Unter dem Baume wächſt feines weiches Gras, wie ein grüner Sammetteppich, und ich habe das Plätzchen ſo lieb, daß ich, wenn ich ſpazieren gehe, immer einen Umweg mache, denn der Baum ſteht nicht am Wege, und mich oft ſtundenlang in ſeinen Schatten ſetze. Man kann da die

ganze große Wiese, die ſich von da hinabzieht, mit all' ihren Tauſenden von Blumen mit einem Blicke überſehen, und iſt da ſo recht in der Einſamkeit, weil nur ſelten einmal Jemand hier vorbeigeht.

Einmal ſaß ich auch da im weichen Graſe. Es war ein ſchöner Sommerabend und der Vollmond erhob ſich eben hinter dem fernen Hügel. Ich hatte mich niedergelegt, den Rücken auf die Erde und das Geſicht nach oben gewendet, und betrachtete die große goldene Mondkugel, die langſam am Himmel heraufſchiffte, und zog den ſüßen Blumenduft ein, der von der Wieſe herauſduftete.

So lag ich lange in Gedanken vertieft. Da rauſchte auf einmal das Bächlein ſtärker und lispelte leiſe: „Schläft er denn? Schläft er denn?"

Der Weidenbaum rüttelte ſich und flüſterte: „St! St! noch nicht! Er wird aber bald ſchlafen!"

Ich war ganz erſtaunt und traute meinen Ohren nicht, blieb aber ruhig liegen, ohne mich zu regen. „Nun, was ſoll das werden!" dachte ich.

Nach einer Weile fragte das Bächlein wieder: „Schläft er nun?"

„Ja!" ziſchelte der Weidenbaum; „aber halte Ruhe, damit Du ihn nicht aufweckſt!"

„Nun ſo laß uns ein Bischen mit einander plaudern", fuhr leiſe das Bächlein fort, „wir haben uns ja ſeit drei Nächten nicht geſprochen. Das war ja ein Lärm in jeder Nacht! Was gab es denn?"

„Ach!" ſeufzte der Baum, „das waren böſe Nächte! Au!"

„Nun was ſeufzeſt und klagſt Du denn?" frug theilnehmend das Bächlein. „Erzähle doch, was es gibt!"

Der Weidenbaum nahm ſich zuſammen, und ſagte: „Ach! ich habe ſeit der Zeit viele Schmerzen erlitten. Sie haben mich ſo krank gemacht, und es liegt mir wie Blei im Leibe und drückt und preßt mich!"

„Nun, was iſt es denn?" frug wieder das Bächlein. „Erzähle!"

„Ja höre nur!" fuhr wieder der Weidenbaum fort. „Mitten in der Nacht kamen zwei Männer, der eine mit einem ſchweren Beutel, der andere mit einem ſchweren Sacke. Der erſte kletterte an meinem Stamme in die Höhe und warf den ſchweren Beutel durch das Loch an meinem Gipfel in meinen Leib, und den Sack hinterher, ſo daß es ordentlich klang,

wie ſie ſo tief hinabſteigen. Dann ſtieg der Mann wieder herab und ſagte: „Nun da iſt es ſicher, da ſucht es Niemand!“ — „In der folgenden Nacht kamen ſie wieder und warfen wieder neue Beutel in meinen Leib, und ſo die geſtrige Nacht noch einmal. Das muß ich nun Alles tragen und es drückt mich faſt nieder. Ich muß berſten, wenn ſie in dieſer Nacht noch einmal kommen. Es wird mein Tod ſeyn!“

„Nun, ſie werden wol nicht wiederkommen!“ ſagte das Bächlein, um den guten Weidenbaum zu tröſten.

„Sie kommen gewiß!“ erwiederte dieſer; „ich habe in der geſtrigen Nacht ihr Geſpräch gehört, als ſie unter mir ausruhten. Der Eine der Männer ſagte: „Nun wollen wir es gut ſeyn laſſen, wir haben genug! Laß uns lieber unſer Gut bei Seite ſchaffen; denn hier ſcheint es mir auf die Länge nicht ſo recht ſicher.“ — Darauf erwiderte der Andere: „Das wäre ſchön! Morgen iſt gerade unſer beſter Fang. Der Herr, den wir morgen beſuchen wollen, hat vor einigen Tagen eine große Summe eingenommen, und Alles ſteckt in ſeinem Schreibpulte, und dabei noch die vielen Ringe und Uhren! Das wäre ſchön! Ich habe mich geſtern in das Haus geſchlichen und mir die Gelegenheit beſehen. Da ſteht auf dem Vorſaale ein großer Kleiderſchrank, an welchem immer der Schlüſſel ſteckt. Nachmittags ſchleiche ich mich in den Saal und verſtecke mich in den Kleiderſchrank, und wenn der Herr Abends ausgegangen iſt, wie er täglich thut, ſo packe ich ein und nehme Alles mit in den Schrank, wo ich ſo lange verborgen bleibe, bis er zurückgekehrt und zu Bette gegangen iſt.“

„Wie willſt Du aber die zwei Treppen hoch herunter auf die Straße kommen, wenn die Hausthür verſchloſſen iſt?“ frug der Andere.

„Auch das habe ich mir überlegt!“ entgegnete der Erſte. „Du lauerſt draußen, und vom Vorſaal geht ein Fenſter auf die Straße. Wenn Alles ſtill iſt und ich Dir ein Zeichen am Fenſter gebe, ſo ....“

Eine mir in die Naſe geflogene Mücke zwang mich jetzt unwillkürlich zu nieſen, und der Weidenbaum unterbrach augenblicklich ſeine Erzählung und verſtummte. Ich blieb wol noch eine halbe Stunde unbeweglich liegen, es blieb aber Alles ſtill und ich hörte nichts, als das leiſe Rauſchen der vom leichten Winde bewegten Zweige des Baumes und das Murmeln

des Bächleins. Es war beinahe Mitternacht, und ich machte mich langsam auf meinen Rückweg nach der Stadt.

Unterwegs dachte ich über das nach, was ich gehört zu haben glaubte, und es kam mir immer unwahrscheinlicher und zuletzt selbst lächerlich vor, daß ein alter Weidenbaum und ein kleiner Bach wie ein paar vernünftige Menschen mit einander gesprochen haben sollten. Ich glaubte zuletzt, ich hätte geträumt; und wirklich hatte ich auch in einem träumerischen Zustande unter dem Baume gelegen.

So kam ich bei meiner Hausthür an, gerade als der Wächter die zwölfte Stunde rief. Der Hausknecht öffnete mir und ich stieg die Treppen hinauf mit einem Lichte in der Hand, das ich mir unten angezündet hatte. Indem ich über meinen Vorsaal ging, sah ich, daß die Thür meines Kleiderschrankes nur angelehnt, nicht zugeschlossen war, und etwas klaffte. Ich drückte sie im Vorübergehen zu und drehte den Schlüssel im Schlosse herum. Wie ich dieß that, schien es mir, als ob ich in dem Schranke ein Geräusch hörte, und mein unter dem Weidenbaume erlebtes Abenteuer stand lebhaft vor meiner Seele. „Ob Du selbst am Ende der gemeinte Herr bist!“ dachte ich, und trat in die Stube. Hilf, Himmel, wie sah es da aus! Mein Pult war erbrochen und ein großes Capital in Golde, das ich am nächsten Tage für einen Freund auszahlen sollte, all' mein übriges Geld, meine Uhren und Pretiosen — Alles war verschwunden.

Jetzt machte ich Lärm im Hause und weckte die Mitbewohner desselben, und schloß in deren Gegenwart meinen Kleiderschrank auf. Da stand zitternd der Dieb und neben ihm lag ein Sack, in den er das gestohlne Gut gepackt hatte. Wir nahmen ihn gefangen, banden ihn und übergaben ihn einigen herbeigerufenen Gerichtsdienern, die ihn in das Gefängniß führten.

Früh am nächsten Morgen benachrichtigte ich die Polizei von dem, was ich am vorigen Abende gehört hatte, und es wurden sogleich ein paar Gerichtsdiener abgeschickt, den Weidenbaum zu untersuchen. Ich begleitete sie, um ihnen den Ort zu zeigen, wo derselbe stand. Aber der Baum war nicht zu erblicken. Als wir näher kamen, sahen wir, daß derselbe nahe am Boden umgebrochen war. Er war hohl und nur die äußere

Rinde hatte den beſchwerten Wipfel aufrecht erhalten. Der Wipfel war über das Bächlein herabgefallen, das er ganz bedeckte. Von dem in ihm verborgen geweſenen Säcken und Beuteln war keine Spur zu finden.

Der zweite Diebsgeſell hatte wahrſcheinlich die Gefangennehmung ſeines Genoſſen in der Nacht gehört oder von fern mit angeſehen, und in derſelben Nacht den alten morſchen Baum umgebrochen und das in ihm verborgene Gut in Sicherheit gebracht.

Aus Dankbarkeit nahm ich eine der langen Ruthen des Weidenbaumes mit mir nach Hauſe und flocht einen Kranz aus derſelben, um ihn zum Andenken aufzubewahren, und den könnt Ihr über meinem Spiegel hängen ſehen, wenn Ihr mich einmal beſucht.

Der Storch.

„Nun paßt auf!“ ſagte die alte Katharine zu den beiden Kindern; „nun paßt auf, wenn der Storch kömmt! Der bringt Euch ein kleines Schweſterchen oder Brüderchen!“

Und ſie führte die Kinder hinaus in den Garten, und ſie ſetzten ſich auf die Bank unter den großen Birnbaum und guckten unabläſſig in die Höhe, um den Storch nicht zu verfehlen, und ſangen dazu:

„Storch, Storch, Langbein,
Bringe uns ein Schwesterlein!
Hol' es aus dem Erlenteich,
Wo es schlummert sanft und weich,
Doch such' uns das Schönste aus,
Trag's fein säuberlich in's Haus!“

Sie hatten sich beinahe die Augen aus dem Kopfe geguckt und sich ganz heiser gesungen, aber der Storch wollte immer noch nicht kommen.

„Ob nur der Storch noch kömmt!“ sagte die kleine Else.

„Er wird schon kommen!“ antwortete ihr Bruder Christian; „und dann bringt er uns auch ein paar Zuckerdüten mit, Dir eine ganz große, und mir eine noch viel größere, denn ich bin der Aelteste!“

„Was macht Ihr denn da?“ rief jetzt Nachbars Peter, der seinen Kopf durch den Zaun herüberstreckte.

„Wir warten auf den Storch,“ antwortete Christian, „der bringt uns ein kleines Schwesterchen.“

„Dummes Zeug!“ lachte der pfiffige Peter. „Der wird Euch auch bald ein Schwesterchen bringen, der dumme Storch! Da könnt Ihr lange passen! Laßt Euch doch nichts weis machen! Ich weiß es besser, wo die Kinderchen herkommen. Die bringt der liebe Gott aus dem Himmel und legt sie des Nachts in die Wiege; da sind sie da!“

Indem kam der Storch über die Gärten geflogen. Er hatte einen großen weißen Lappen im Schnabel, den er von einem Bleichplan mitgenommen hatte, und trug ihn in sein Nest, das mitten auf der Esse stand.

„Der Storch! der Storch!“ jubelten die Kinder, und Christian rief über den Zaun dem ungläubigen Peter zu: „Na, da hast Du's! Und er hat auch gleich die Windel mitgebracht!“

Peter wurde ganz nachdenklich, denn auch er hatte die Windel gesehen.

Jetzt trat die alte Katharine unter die Hausthür und rief: „Kommt geschwind herein, das Schwesterchen ist da! Aber der Storch wollte es gar nicht hergeben, er mochte es gern für sich behalten, so wohl gefiel es ihm, und da hat er die Mutter in's Bein gebissen; die muß nun im Bette liegen.“

Die Kinder ſtürzten in die Stube. Da lag in der Wiege ein niedliches Schweſterchen mit einem kleinen rothen Geſichtchen und Aeuglein ſo blau wie Kornblumen, und aus dem Bettchen ragte auf jeder Seite eine große bunte Zuckertüte heraus. „Die hat der Storch für Euch mitgebracht!“ ſagte die alte Katharine. — Aber die Kinder waren ſo glücklich, daß ſie gar nicht an die Zuckertüten dachten, vor Freude über das Schweſterchen.

Nun hätten ſie gern auch noch ein Brüderchen dazu gehabt, und ſie liefen am folgenden Morgen hinaus, als der Storch auf dem Neſte ſaß, und ſangen:

„Storch, Storch, Langbein,
Bring' uns auch ein Brüderlein!
Hol' es aus dem Erlenteich,
Wo es ſchlummert ſanft und weich;
Doch ſuch' und hol' Schöne aus,
Trag's fein ſäuberlich in's Haus!“

Der Storch hörte ihnen aufmerkſam zu und drehte den Kopf auf die Seite und betrachtete die kleinen Sänger. Dann machte er eine Verbeugung, indem er den Schnabel gerade auf den Rücken legte, und klapperte. Er wollte ihnen wol etwas ſagen, aber das verſtanden ſie nicht, da ſie die Storchenſprache nicht kannten.

Die Kinder ſangen nun jeden Morgen, aber der Storch brachte ihnen kein Brüderchen. Der pfiffige Peter getraute ſich gar nicht mehr an dem Hauſe vorüberzugehen, denn er ſchämte ſich, daß er den guten Storch dumm genannt hatte.

So kam alſo kein Brüderchen; aber nach vier Wochen guckten aus dem Storchneſte vier kleine Köpfchen mit ſchwarzen Schnäbelchen heraus. Der Storch hatte ſich ſelbſt vier Kinderchen geholt, die lagen im Neſte; ſie waren aber noch ſo klein und dumm, daß ſie nicht auf den Beinen ſtehen konnten, deshalb guckten nur die Köpfchen hervor. Nach und nach wurden die kleinen Storchlein aber größer und kamen immer mehr zum Vorſchein. Sie konnten ſich ſchon ein bischen in der Welt umſehen und mit den Flügeln ſchlagen, und das thaten ſie, und bald fingen ſie auch an aus dem Neſte herauszuklettern und auf dem Dachfirſte herumzuſpa-

zirren. Das sah freilich recht linkisch und tölpisch aus, sie wankten hin und her.

Einmal hatte sich das kleinste der Störchlein ein bißchen zu weit hervorgewagt; es that einen Fehltritt, fiel auf das Dach, zuschte vom Dache herab, und bauz! da lag es unten zu den Füßen der beiden Kinder. Es suchte sich zwar aufzurappeln und die Flügel zu heben, aber auffliegen konnte es nicht; es hatte sich beim Falle einen Flügel verstaucht. Da es nicht fortkonnte, so kniete es in seiner Angst nieder vor den Kindern und sah sie bittend an, gleich als wollte es sagen: „Habt Erbarmen mit mir!“

Christian sagte aber zu ihm: „Nun laß es nur gut seyn und stehe auf; wir thun Dir nichts! Ich mag's gar nicht leiden, wenn einer vor mir kniet. Du kannst bei uns bleiben, und wenn es kalt wird und Deine Aeltern und Geschwister in die warmen Länder fliegen, da kannst Du mit uns in die warme Stube gehen und Dich unter den Ofen legen, da liegst Du warm. Sage aber Deinem Vater, wenn er wiederkömmt solle er uns ein Brüderchen mitbringen! Hörst Du!“

Die Kinder warteten und pflegten nun den lahmen Storch so gut sie konnten. Sie fingen ihm Frösche und Mäuse, und gaben ihm den Abfall vom Fleische in der Küche, so daß er keine Noth litt; er hatte vollauf. Und als es kalt wurde, nahmen sie ihn mit in die warme Stube, wo er sich so gut aufführte, daß sogar der mürrische Pudel ihm seine Freundschaft schenkte und ihn jeden Mittag mit aus seiner Schüssel essen ließ; und das war eine große Ehre für den Storch.

So ging der Winter hin und der Frühling kam, und die Bäume wurden wieder grün, und alle Vögelchen kamen wieder und sangen, und die Schwalben segelten wieder durch die Luft. Da kamen auch die fortgezogenen Störche wieder und nahmen ihr altes Nest in Besitz. Der junge Storch sah sie kommen und setzte sich auf den Dachforst, sie zu empfangen, denn er konnte jetzt wieder fliegen. Wie freuten sich da die beiden Storchältern, als sie ihr liebes Kind wiedersahen, so groß und so gut erzogen! Es war des Klapperns kein Ende, denn sie hatten sich viel zu erzählen; sie sprachen aber Aegyptisch mit einander, und das verstand kein Mensch.

Der junge Storch wollte sich nun wieder in das Nest setzen, wie früher, aber das litten die Alten nicht. „Das geht nicht!“ klapperte der Storchvater; „das Nest ist zu klein für zwei Familien, wenn du etwa heirathen willst! Du siehst ja, es hat nur die eine Etage, und ich selbst muß mich ja behelfen, wenn meine Kinder größer werden, so gut es gehen will, und draußen auf dem Dachfirste sitzen.“ — Er wies ihn hinüber auf das Scheunendach, da könne er sich ein Nest bauen nach seinem Geschmack, meinte er.

Das that nun auch der junge Storch; er baute sich ein Nest auf das Scheunendach, und als es fertig war, holte er sich ein schönes junges Storchfräulein aus der Nachbarschaft, und führte es als seine junge Frau in das Nest, und richtete seine eigene Wirthschaft ein.

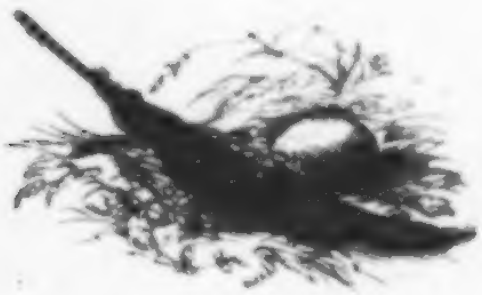
Der Sommer war da, und aus jedem der beiden Nester guckten wieder Storchkinderchen ihre Köpfchen heraus; aber ein Brüderchen hatten sie nicht gebracht, obgleich die beiden Kinder ihr Liedchen oft genug gesungen hatten. „Es ist doch recht schlecht und undankbar von dem alten Storchvater,“ sagte Christian ganz ärgerlich, „daß er uns kein Brüderchen bringt; wir haben doch sein Kind so gut erzogen!“

Einmal lagen die Kinder in ihren Bettchen und schliefen; es war noch ganz früh und die Sonne eben erst aufgegangen. Da rüttelte sie die alte Katharine aus dem Schlafe und rief ihnen zu: „Steht auf! Der Storch hat in der Nacht ein Brüderchen gebracht!“

Ei, wie schnell sprangen da die Kinder aus ihren Bettchen! Es war richtig, in der Wiege lag ein kleines Brüderchen, und drei Zuckertüten guckten aus den Kissen hervor, die kleinste für das kleine Schwesterchen. Aber die Mutter hatte der böse Storch wieder in's Bein gebissen. In seiner Freude sprang Christian gleich hinüber zu Nachbars Peter, ihm die große Neuigkeit mitzutheilen, und er rief ihm schon von weitem zu: „Heute Nacht hat uns der Storch ein Brüderchen gebracht!“

Der pfiffige Peter sagte aber: „Da siehst Du's nun, daß sie Dir etwas aufbinden wollen! Des Nachts liegt der Storch im Neste und schläft, und kann kein Brüderchen holen. Aber der liebe Gott hat Euch das Brüderchen gebracht und in die Wiege gelegt.“ Und dabei blieb er.

Das Brüderchen wurde von Tag zu Tag gröſser, und auch die jungen Störchlein in beiden Nestern wuchſen und wurden groß. Und als der Herbſt kam und die Störche ſich verſammelten, um in die warmen Länder zu ziehen, da warf der junge Storch, den die beiden Kinder ſo gut gepflegt hatten, aus Dankbarkeit und zum Andenken ein Ei und eine groſse ſchöne Schwungfeder aus ſeinem Neſte herab auf das unten liegende Heu, das Ei für Chriſtian und die Feder für Elſe.



Nack's Schatten.

Aus einem Hauſe in einem kleinen Städtchen ragte eine lange eiſerne Stange heraus, an welcher drei blanke gelbe Becken hingen, die der Wind klappernd hin und her ſchaukelte. Das war das Zeichen, daß in dem Hauſe ein Barbier wohnte, und die Becken läuteten, damit die Leute hereinkommen ſollten, ſich für weniges Geld den Bart ſcheeren zu laſſen. Es war aber ein recht ungeſchickter Barbier, der da wohnte, das wußten

Alle, die er einmal unter ſeinem ſtumpfen und ſchartigen Meſſer gehabt hatte. Es gab jedoch keinen andern in dem Städtchen, und ſo mußten die Leute wol hinein in das Haus, wenn ſie nicht mit langen ſtruppigen Bärten herumlaufen wollten, was damals unter netten Leuten nicht Mode war. Wer aber aus der Barbierſtube wieder herauskam, der ſah roth aus wie ein geſottener Krebs, und ſein Geſicht war zerkratzt und voller Schnitte. Man nannte deshalb den ungeſchickten Barbier nur den Bartſchaber, oder ſchlechtweg den Schaber. Wenige kannten ſeinen eigentlichen Namen und die Meiſten glaubten, daß er ſo hieße und nannten ihn ſo. Er nahm es aber gewaltig übel, wenn man ihn Meiſter Schaber nannte.

Der Barbier hatte einen Sohn mit Namen Nack, der war ein recht verwilderter böſer Bube, ſo ein rechter Taugenichts. Er zog den ganzen Tag lang in den Gaſſen herum, ohne etwas zu thun; aber Müßiggang iſt aller Laſter Anfang! Nack ſann auf nichts, als die Leute zu foppen oder ihnen Poſſen zu ſpielen. War er einmal zu Hauſe und ſaß einer, der ſich raſiren laſſen wollte, auf dem Stuhle, ſo ſtellte er ſich ſeitwärts vor ihn hin und verzerrte ſein Geſicht ſo widerwärtig und ſchnitt ſo häßliche Fratzen, daß der Kunde, dem das Meſſer im Geſichte herumkratzte, lachen mußte, und wipps! ſchnitt das Meſſer in die Haut, ſo daß das rothe Blut an dem Barttuche herunterfloß.

So trieb er es in und außer dem Hauſe, und es lebte kaum ein einziger Menſch im Städtchen, dem Nack nicht irgend einmal einen Poſſen geſpielt hatte. Das war ſo bekannt, daß Jeder, dem ſo etwas widerfuhr, gleich auf Nack rieth und ſagte: „Das iſt gewiß Schaber's Nack geweſen!“ Und ſo nannte man einen ſolchen Poſſen einen Schabernack.

In demſelben Hauſe gleich über dem Barbier wohnte ein ſehr gelehrter Mann. Man hieß ihn nur den Sterngucker, weil er immer nach den Sternen ſah; Manche ſagten ſogar, er wäre ein Zauberer, und das mochte er auch wol ſo ein Bischen ſeyn, denn er ſagte jede Sonnen- und Mondfinſterniß auf die Minute jahrelang voraus, ja er prophezeite ſogar auch aus den Sternen, ob der Sommer naß oder trocken, ob der Winter

warm oder kalt, und ob das Jahr fruchtbar oder unfruchtbar werden würde. Und das konnte doch nicht mit rechten Dingen zugehen. Dieſer gelehrte Sterngucker wohnte aber in einem engen Stübchen gleich unter dem Dache, wie die meiſten Gelehrten; er wohnte wol auch ſo hoch oben, um den Sternen ein bischen näher zu ſeyn.

Ihm hatte der böſe Nack ſchon manchen Poſſen geſpielt und eben jetzt hatte er ſich einen neuen ausgeſonnen. Der Sterngucker hatte viele wunderbare Inſtrumente in ſeinem Stübchen herumſtehen und liegen, die ich gar nicht einmal zu nennen weiß. Er brauchte ſie zu ſeiner Sternguckerei. Unter andern ſtand da ein Fernrohr, ſo groß und dick, wie eine Kanone. In ſeinem niedrigen Stübchen konnte er es nicht aufrichten, und ſo hatte er ein Loch in die Stubendecke und in das Dach der darüber befindlichen Dachkammer gemacht, durch das er das Fernrohr hindurchſchob, wenn er nach den Sternen ſehen wollte.

So eben ſtand er unten vor dem Rohre und guckte nach dem Monde. Nack, der das bemerkt hatte, ſchlich ſich leiſe in die Bodenkammer und ſchob ſeine Hand nach und nach vor das Glas. Der Sterngucker erſtaunte, als ſich der Mond zu verfinſtern anfing, und noch dazu von der unrechten Seite her. Er wiſchte ſich die Augen und ſah noch einmal durch das Glas. Jetzt war der Mond beinahe ganz verſchwunden.

„Das iſt doch ein wunderbares und unerhörtes Phänomen, ganz gegen alle Regel! Das darf nicht Statt finden! Das brächte Verwirrung in alle unſere Berechnungen! Das iſt eine Aberration, ja ein wahrer Error, der noch nicht dageweſen iſt und den wir nicht dulden dürfen! Ich muß es gleich zu Papier bringen; das wird Aufſehen machen unter den Aſtronomen!“

So ſprach der Sterngucker in ſeinem Eifer vor ſich hin, und Nack, der es oben in der Bodenkammer durch das Loch hindurch hörte, konnte ſich eines leiſen Kicherns nicht enthalten.

„Ah! biſt Du es?“ rief jetzt unten der Sterngucker, der das Kichern gehört hatte. „Nun warte, wir wollen gleich ein Wort mit einander reden!“ — Aber Nack war längſt davongelaufen, als er hinauf kam.

„Der kömmt gewiß wieder!“ dachte der Sterngucker, ſetzte ſich hin und baute eine künſtliche Falle, die von außen wie ein gewöhnlicher Kaſten ausſah. Den ſtellte er in die Dachkammer ſo hin, daß man auf ihn treten mußte, wenn man zu dem Loche wollte. Und als es wieder Vollmond war, da ſchob er ſein Fernrohr durch das Loch, um den Mond zu betrachten.

Nack, der ſchon auf der Lauer ſtand, wollte wieder eine künſtliche Mondfinſterniß machen und ſchlich ſich hinzu; ſo wie er aber auf den Kaſten trat, krach! brach ein Brett ein, die Falle ſchlug zu und er ſtak in dem Kaſten. Der Deckel war aber ſo ſchnell zugefallen, daß Nack's Schatten, den der Mond an die Wand warf, nicht Zeit hatte, mit in den Kaſten zu kommen; nur ſein lebloſer Körper ſtack darin und der lebendige Schatten war ausgeſperrt. Nack's Schatten verſuchte es nun, den Deckel aufzuheben, um zu ſeinem Körper zu kommen, der Deckel war aber ſo ſchwer, daß er es nicht vermochte, und da er hörte, daß der Sterngucker jetzt die Treppe heraufkam, ſo hielt er es nicht für rathſam, länger zu warten, kroch ohne ſeinen Körper zum Dachfenſter hinaus und lief über die Dächer davon.

Der Sterngucker trat jetzt mit einem derben Stocke in der Hand in die Kammer und hob den Deckel des Kaſtens auf, um Nack eine Lection zu geben; aber, hilf Himmel! da lag Nack's entſeelter Körper in der Kiſte, kalt und hart wie ein Marmorbild!

„Du gerechter Gott! was habe ich gethan!“ rief jetzt der erſchrockene Sterngucker in ſeiner Angſt. „Das habe ich nicht gewollt! Man wird nun ſagen, ich habe Nack todtgeſchlagen, man wird mich ins Gefängniß ſetzen und am Ende wol gar als einen Mörder hinrichten! Ich armer, geſchlagener Mann! Was fange ich nur an in meiner Noth!“

Er wußte lange nicht, was er thun ſollte, doch zuletzt entſchloß er ſich, legte Nack's Körper in einen leeren Koffer, der in der Bodenkammer unter andern vielen Kiſten und Kaſten und Inſtrumenten ſtand, ſchloß den Koffer feſt zu und ſchob ihn in einen dunkeln Winkel tief unter das Dach, wo man ihn nicht ſo leicht finden konnte.

Nack's Schatten war indeß aus Furcht vor dem Sterngucker über die Dächer hingelaufen und von einem niedrigen Häuschen herabgesprungen auf die Straße. Es war ihm ganz wohl zu Muthe, er fühlte sich so leicht, da er seinen schweren Körper nicht zu tragen hatte und konnte jetzt Sprünge machen, wie nie vorher. „Das soll von nun an ein lustiges Leben werden!" dachte er bei sich; „jetzt soll es erst recht angehen! Meinen Körper brauche ich gar nicht, um mich lustig zu machen; nun kann ich alle Welt zum Narren haben, ohne daß sie mich erwischen und mir den Rücken ausbläuen!"

So dachte er, machte vor Freude einige Luftsprünge und tänzelte die Gasse hinunter; er war so leicht, wie eine Feder. Ganz unten in der Gasse lärmte ein Haufen Knaben. Sie spielten Soldaten und marschirten einer hinter dem andern und freuten sich und jubelten, als sie ihre Schatten im Mondschein an der Mauer mitmarschiren sahen; ihre Compagnie war dadurch noch einmal so groß geworden. Nack mischte sich unter sie, fuchtelte bald den, bald jenen, stellte sich als Offizier an ihre Spitze und kommandirte: „Marsch! Eins — zwei, eins — zwei!"

Das ging so eine Weile, aber als die Knaben bemerkten, daß ein Schatten zu viel unter ihnen war, ergriff sie ein panischer Schrecken, sie warfen ihre Stöcke weg, die sie als Flinten gebraucht hatten, und liefen schreiend davon. Nack lachte laut auf und jagte sie durch mehrere Gassen hindurch.

Als er aber so an den Häusern und Mauern hinsprang, kamen ihm ein paar Hunde nach; sie bellten seinen Schatten an und verfolgten und hetzten ihn, und der eine packte ihn bei seinem Rocke und riß — ratz! riß er ihm den ganzen Rockschooß ab. Nack mußte rechte Sprünge machen, den Hunden zu entkommen, damit sie ihm nicht auch Stücken aus seinen Beinen rissen, was sie eben so leicht gekonnt hätten, da der Schatten so dünn war wie ein Spinnenwebe. Er ließ sich aber dadurch nicht irre machen und trieb, als er den Hunden glücklich entgangen war, sein Wesen die ganze Nacht hindurch und brachte das ganze Städtchen in Aufruhr. Er riß an allen Hausklingeln und weckte die Leute aus dem Schlafe, und wenn sie zum Fenster herausſahen, da war er fort, oder

ſtand im Schatten eines Hauſes, ſo daß man ihn nicht ſehen konnte. An andern Häuſern bellte er wie ein Hund, oder ſchrie wie eine Katze, und machte alle Hunde und Katzen rebelliſch, ſo daß die ganze Nacht hindurch Niemand ein Auge zuthun konnte vor Hunde- und Katzengeſchrei und vor Klingeln. „Das iſt gewiß einmal Schabers Nack geweſen!“ ſagten Alleſammt, aber keiner hatte ihn erblicken können.

Zuletzt wurde er doch müde und legte ſich in einen Schattenwinkel, um zu ſchlafen, denn da konnte man ihn nicht ſehen. Er erwachte, als die Sonne ſchon längſt aufgegangen war und wollte nun ſein Treiben von neuem beginnen. Er war aber ſo hungrig, daß er ſich erſt nach etwas zu eſſen umſehen mußte. Wo ſollte er das aber bernehmen! Da er ſelbſt nur ein Schatten war, ſo konnte er auch nur Schattenkoſt vertragen. Er ſtellte ſich deshalb an eine Straßenecke, und wenn ein Knabe mit ſeinem Butterbrode in der Hand vorbeikam, um in die Schule zu gehen, ſo riß er ihm den Schatten des Brodes weg und verzehrte ihn. Das Butterbrod wurde aber dadurch ganz hart und kraftlos, wie ein Stück Leder, und die armen Schulknaben biſſen ſich an demſelben beinahe die Zähne aus und wurden doch nicht ſatt. Mit dem Trinken ging es ſchon leichter; er ſtellte ſich an den Brunnen und ſog den Schatten des Waſſerſtrahls mit dem Munde auf.

So trieb ſich der Schattennack viele Tage und Nächte herum und machte nichts als tolle Streiche; aber er nahm ſich jetzt in Acht, daß man ſeinen Schatten nicht ſah, vorzüglich hütete er ſich vor den Hunden, die gleich Jagd auf ihn machten, wenn er ſich irgendwo blicken ließ. Jedermann, dem ein Poſſen geſpielt wurde, ſagte gleich: „Das iſt gewiß Schaber's Nack geweſen!“ aber Keiner konnte den Nack finden. Sein Vater vermißte ihn wol, aber er machte ſich nichts daraus und dachte, Nack wäre davongelaufen, und er freute ſich, daß er den böſen Buben los geworden war.

Nach und nach kamen aber die Knaben dahinter, daß es Nack war, der ſie ſo oft foppte und mißhandelte, und ſie verloren zuletzt alle Furcht vor ihm, und wenn er es einmal verſah und ſich unter ihnen blicken ließ, fielen ſie gemeinſchaftlich über ihn her und verjagten ihn. An einem Abend

im Mondſchein verfolgte ihn auch ein Haufe Knaben, die ihn entdeckt hatten. Nack wollte um die Ecke eines Hauſes herumſpringen, das Haus war aber gerade an dem Tage von den Maurern abgeputzt und mit Farben angeſtrichen worden und noch ganz naß. Nack verſah es, als er um daſſelbe mit einem hohen Sprunge herumwiſchen wollte, berührte mit dem einen Beine die feuchte Mauer und blieb an derſelben kleben. Je mehr er ſich bemühte, ſich loszumachen, je feſter wurde er gehalten, und ſein ganzer Schatten klebte zuletzt feſt an der Mauer wie ein Stück dünnes Papier. Er konnte ſich weder regen noch rühren. Jetzt brachten die Knaben Steine herbei und warfen nach ihm, und bald war der Schatten ſo durchlöchert, daß man die weiße Wand durch die Löcher ſah. All ſein Schreien und Wehklagen half ihm nichts, und erſt als eine dunkle Wolke den Mond verfinſterte und der Schatten unſichtbar wurde, ließen die Knaben ab vom Werfen.

Da hing nun der arme Nack, wie eine durchlöcherte Scheibe, und konnte ſich nicht bewegen. Und ſo hing er die ganze Nacht hindurch, und erſt als am folgenden Morgen die Sonne das Haus beſchien und die Wand abtrocknete, konnte er ſich nach und nach loslöſen, und das mußte er ſehr vorſichtig thun, damit er nicht in Stücken riß.

Die ſchlimmſte Zeit für Nack war die Mittagszeit, wenn die Sonne ſenkrecht über ſeinem Scheitel ſtand. Da hatte er immer viel zu leiden und bekam die entſetzlichſten Krämpfe; er mußte ſich vor Schmerz zuſammenziehen und krümmen, und ſah dann aus, wie ein kleiner verkrüppelter Zwerg. Deshalb brachte er dieſe Tageszeit gewöhnlich in einem dunkeln Winkel zu. Dagegen waren die frühen Morgen- und Abendſtunden für ihn am angenehmſten, und dann trieb er recht ſein Weſen. Es war ihm dann ſo wohl, daß er ſich vor Luſt zu einem Rieſen ausdehnte und ſtreckte, hoch wie ein Haus. Er guckte zu den höchſten Fenſtern hinein in die Stuben und rief: „Guten Morgen! Ihr Schlafratzen, wollt Ihr gleich heraus aus dem Bette!“ ſo daß die Kinder laut aufſchrieen, wenn ſie das ſchwarze Geſicht vor dem Fenſter erblickten. Und Abends machte er es eben ſo. „Mummel! mummel!“ rief er zum Fenſter hinein, „ſchlaft, Ihr Krabben!“ und die Kinder krochen vor Furcht unter die Bettdecke und

ſchwitzten, als ob ſie Kiederther getrunken hätten; einſchlafen konnten ſie aber ſo bald nicht.

Eines Tages ſchlich ſich Nack in ein Bierhaus; es war gegen Abend, welche Zeit er gern wählte, weil in der Dämmerung ſein Schatten nicht ſo leicht geſehen wurde. Er miſchte ſich unter die Gäſte, die da an mehrern Tiſchen beim Biere und Kartenſpiele ſaßen, und fing den Unfug damit an, daß er bald dieſen bald jenen bei der Naſe oder den Haaren zupfte, dem Einen die Karten aus der Hand riß, dem Andern das Bierglas umſtieß. Da Jeder glaubte, ſein Nachbar hätte das gethan, ſo geriethen ſie mit einander in Wortwechſel und ſchimpften ſich, und aus dem Schimpfen wurde eine allgemeine Prügelei; jeder ſchlug auf ſeine Nachbarn los und keiner wußte in der Dämmerung, die in der Stube herrſchte, wohin er traf. Nack ſtand an der Seite und wollte ſich todtlachen.

Jetzt brachte der Wirth ein Licht herein, Alle richteten die Augen nach dem hellen Scheine, und da ſtand Nack's Schatten leibhaftig an der Wand. Ein Jeder erkannte ihn, und Alle riefen: „Haſt Du uns den Schabernack geſpielt? Nun warte, wir wollen Dich dafür bezahlen!“

Und nun fielen ſie über den unglücklichen Schatten her, der Eine faßte ihn bei den Haaren und riß ſie ihm alle auf einen Ruck aus, Andere riſſen ihm ſeine Kleider vom Leibe, noch Andere ſchlugen mit Knitteln auf ihn los; aber zwei der Zechbrüder hatten ſich auf ihn geſtürzt, jeder faßte ihn bei einem Beine und ſie wollten ihn von einander reißen. Glücklicher Weiſe ſtieß jetzt in dem Tumulte einer das Licht vom Tiſche, ſo daß es wieder ganz dunkel in der Stube wurde und Nack's Schatten verſchwand, ſonſt hätten ſie ihn gewiß in zwei Hälften zerriſſen, und wer weiß, was dann aus ihm geworden wäre. Alle riefen nach Licht, ehe das aber kam, war Nack längſt zur Thür hinausgehuſcht.

Wie ſah der aber jetzt aus! Es war zum Erbarmen! Von ſeinem Kopfe waren alle Haare geriſſen, von ſeinen Kleidern hingen nur noch einige Fetzen um ihn herum und ſein Körper war aufgeſchlitzt bis hinauf an das Herz und es ſah aus, als ob er auf Stelzen ginge, ſo lang waren ſeine Beine. Er ſchämte ſich vor ſeinem eignen Schatten und

kroch durch ein Kellerloch in einen dunkeln Keller, um ſich ſelbſt nicht mehr zu ſehen.

Am folgenden Morgen, als kaum der Tag dämmerte, kroch er wieder hervor, ſchleppte ſich zu einem Hauſe, in welchem ein Schneider wohnte, griff zu dem offenen Fenſter hinein und ſtahl einen Knauel Zwirn und eine Nähnadel, um ſich ſeinen aufgeſchlitzten Leib wieder zuſammen zu nähen. Er fing nun an, ſich auszuflicken, hatte aber in der Eile, ſtatt ſchwarzem, einen Knauel weißen Zwirn ergriffen, und ſo ſahen die vielen weißen Nähte auf dem ſchwarzen Schatten ganz wunderlich aus. Er machte ſich aber nichts daraus. Konnte er doch nun wieder ordentlich ausſchreiten und gehen, ohne daß ſeine zu langen Beine beim Auftreten zuſammenknickten.

Die vielen Mühſeligkeiten, die Nack, ſeit er ein Schatten war, zu ertragen gehabt hatte, hatten ihm aber das Schattenleben recht verleidet und er war deſſen ganz überdrüſſig. „Das geht ſo nicht länger!“ ſeufzte er. „So hätte ich mir es nicht gedacht! Ich dachte ein recht freies und fröhliches Leben zu führen ohne Körper, es geht mir aber jetzt ſchlechter, als da ich noch einen Körper hatte. Allenthalben Wunden und Löcher, die nicht wieder heilen und zuſammenwachſen, kein Haar mehr auf dem Kopfe, auf dem Leibe nur noch ein paar Lumpen, die mich des Nachts nicht wärmen! Verdammt! Und an all' dem Elend iſt der verwünſchte Sterngucker ganz allein Schuld, der mich durch ſeine hölliſche Zauberfalle um meinen Körper gebracht hat! Nun warte nur, Du Hexenmeiſter, Du ſollſt es empfinden!“

So dachte und ſeufzte Nack und machte ſich gleich auf, um Rache zu nehmen an dem Sterngucker. Er hatte ſich, ſeit er ein bloßer Schatten war, nicht getraut dem Sterngucker zu nahe zu kommen, eine ſo große Furcht hatte er vor ihm, da er ihn für einen Zauberer und Hexenmeiſter hielt, und ſo hatte er das Haus ſeines Vaters gänzlich gemieden. Jetzt hinkte er hin, kroch die Treppe hinauf bis an die Dachkammer, trat durch die offenſtehende Thür ein und hatte vor, alle die Inſtrumente, die da ſtanden, zu zertrümmern. Der Mond leuchtete ihm und er fing an, Fernrohre, Himmelskugeln und Alles was er fand zu zerſchlagen.

Zuletzt entdeckte er auch den Koffer, in welchem ſein lebloſer Körper lag. „Darin muß etwas Koſtbares ſeyn,“ dachte er, „da er ſo feſt verſchloſſen iſt!“

Er ſchlug das Schloß entzwei, und ſo wie er den Deckel aufhob, huſch! ſchlüpfte ſein Schatten hinein, als ob er mit Gewalt hineingeſtoßen worden wäre, und ſo wie er hinein war, bekam der todte Körper, der nun ſeinen Schatten wieder hatte und nun wieder ein Ganzes war, augenblicklich neues Leben. Er richtete ſich auf und rieb ſich die Augen; es war ihm gerade, als ob er geträumt hätte.

Eben als er aus dem Koffer ſteigen wollte, trat der Sterngucker zur Thür herein. Der Lärm und das Gepolter in der Kammer hatte ihn aus dem Schlafe geweckt, und er kam herauf um zu ſehen, was es wäre. Wie er Nack lebend vor ſich ſtehen ſah, war er außer ſich vor Freude. Er ſchloß ihn in ſeine Arme und rief einmal über das andere: „Du lebſt, Nack! Du lebſt, Nack! Und ich bin kein Mörder! Oh! ich glücklicher Mann!“

Nack war aber, ſeit er ſeinen Körper wieder hatte, ein ganz anderer Menſch geworden; er war völlig umgewandelt. Er ſah jetzt ein, was für ein ſchlechtes Leben er bisher geführt hatte and fühlte, daß das anders werden müſſe, und das ſagte er dem Sterngucker. Der war darüber ſo erfreut, daß er ihn noch einmal umarmte und zu ihm ſagte: „Nack, wenn das Dein Ernſt und feſter Wille iſt, ſollſt Du von nun an mein Sohn ſeyn! Ich will Dich in meiner Wiſſenſchaft unterrichten, ſo wirſt Du ein geachteter Mann werden und dereinſt Dein reichliches Auskommen haben!“

„Topp, Herr!“ ſagte Nack. Und er hielt Wort. Er ſaß von früh bis Abends in der Stube des Sternguckers über den Büchern, und obgleich ihm das Lernen anfangs ſchwer wurde, ſo gewöhnte er ſich doch daran und es war bald ſeine größte Freude. Er machte mit ſeinem Lehrer die ſchwierigſten Berechnungen und wurde ein geachteter Gelehrter. Er war ſo emſig und eifrig, in ſeiner Wiſſenſchaft weiter zu kommen, daß er die Stube faſt nie verließ, ſo daß der Sterngucker ihn nöthigen mußte, zuweilen ins Freie zu gehen, damit er nicht von dem zu vielen Sitzen

erkrankte. Bei Sonnen- oder Mondſchein wagte er es aber nicht auszugehen, denn er entſetzte ſich vor ſeinem Schatten, der nicht wieder wuchs und kahlköpfig, zerriſſen und zerfetzt und mit weißen Nähten beſetzt neben ihm herlief.

Nack iſt nun längſt geſtorben, aber man ſagt noch heute, wenn Einem ein argliſtiger Streich angethan worden iſt: es iſt ihm ein Schabernack geſpielt worden. Die gelehrten Sprachforſcher wiſſen nicht, wo das Wort herzuleiten iſt; wir wiſſen es aber nun.

Der verſchmähte Liebhaber.

Ein dicker fetter Maikäfer ſaß ſchlaftrunken auf einem Kaſtanienbaume. Die Sonne ſchien klar und hell, und das Gras und alle Blumen glänzten, und Schmetterlinge und Fliegen aller Art, große und kleine, flogen umher und freuten ſich des hellen Sonnenſcheins, und ſummten und ſangen, ſo gut es ein jedes konnte.

Nur der dicke Maikäfer konnte die Sonne nicht leiden. Er hatte ſich unter ein breites Kaſtanienblatt in den Schatten geſetzt, und hatte ſeine

großen buschigen Augenwimper über die Augen heruntergezogen, wie eine Nachtmütze, und saß da träumerisch und unbeweglich.

„Wenn es doch erst Abend wäre!“ dachte er. „Warum nur die heiße Sonne scheint und mir die Augen blendet! Die könnte recht gut am Tage zu Hause bleiben und nur scheinen, wenn es Nacht ist, wie es der Mond thut. Das wäre vernünftig. Und da lärmt es und summt es um mich herum; man kann nicht einmal ruhig schlafen!“ — So dachte der faule Käfer.

Da flog eine schöne bunte Fliege daher und setzte sich auf eine Kastanienblüte und senkte ihre kleine Zunge in die Blüte hinab und schlürfte ein Tröpfchen Thau und aß ein Bißchen Blütenstaub. Es war eine prächtige Fliege; ihr schlanker Körper war stahlblau und ihre dünnen Florflügel schillerten grün und violet und golden, als ob sie von schillerndem Taffet gemacht wären. Sie blitzten ordentlich, wie ein [illegible] warfen ihren Schein gerade auf den schläfrigen Maikäfer, so daß er seine Augen noch fester zudrücken mußte, so wurden sie geblendet. Er blinzte nur so ein Bißchen, um zu sehen, was es wäre, und da sah er die Fliege in ihrer ganzen Pracht.

„Ei, die ist schön!“ dachte er, und konnte gar nicht zum Einschlafen kommen.

Die Fliege umschwärmte den ganzen Tag lang den Kastanienbaum, bald setzte sie sich, bald flog sie auf, bald neckte sie sich mit andern Fliegen und Schmetterlingen, so daß das Herz des Maikäfers, der das Alles mit ansah, gewaltig klopfte und ordentlich warm wurde, was doch sonst eben nicht der Fall war.

„Was mir nur so im Herzen rumort!“ brummte er, und setzte dann in Reimen hinzu:

„Ich weiß nicht, was es gibt,
Tief im Herzen
Fühl' ich Schmerzen.
Ich glaub', ich bin verliebt!“

Und da er auf einmal Verse machen konnte, was er noch nie versucht hatte, so glaubte er es wirklich; denn er hatte sagen hören, daß alle Verliebten Verse machten.

Als der Abend kam, flog die Fliege nach einem nahen Blumenbeete und ließ ſich auf eine Feuerlilie nieder, die auf demſelben ſtand. Das war ihr Häuschen, in welchem ſie jede Nacht ſchlief. Sie ſetzte ſich zuerſt auf das goldene Stühlchen, das in der Lilie ſtand, putzte noch einmal ihre glänzenden Flügel, ſtieg ſodann tief hinab in den Kelch der Blume, wo ihr Schlafkämmerchen war, und ſchlief ein und träumte von dem morgenden Sonnenſchein.

Jetzt wurde der faule Maikäfer lebendig, er rappelte ſich auf, dehnte ſeine Beine und Flügel, wie ein Schlaftrunkener, und rief ſeinen Diener. Sein Diener war aber ein Glühwürmchen, das ihm Abends, wenn kein Mondſchein war, vorleuchten mußte, denn er war ſchlecht zu Fuße und hatte ein blödes Geſicht.

Als das Glühwürmchen herbei kam, rief er ihm zu:

„Nun, Burſch, zünd' Dein Laternchen an,
Und leuchte mir gemach voran;
Will gehen zu dem Liebchen mein
Zu einem ſüßen Stelldichein!
Doch ſind wir erſt in Liebchens Haus,
Dann löſche Dein Laternchen aus;
Denn nur allein im Dunkeln
Läßt ſich's behaglich munkeln."

Der Käfer war ganz verwundert über ſich ſelbſt, daß er auf einmal ſo ſchöne Verſe machen konnte. „Ja, ja, das iſt die Liebe!" ſagte er, und machte ſich auf den Weg, Glühwürmchen mit ſeinem Lichtchen voraus. Er ſtolperte nach dem Blumenbeete, kletterte langſam an dem hohen Lilienſtengel in die Höhe und ſteckte, als er oben war, ſeinen Kopf in die Lilie. Da ſaß die ſchöne Fliege mitten darin, wie ein Juweel in einem Ringe. Lange Zeit betrachtete ſie der verliebte Käfer mit Entzücken, dann erhob er ſeine Stimme und brummte in die Lilienblume hinab:

„Schöne Fliege, ſchöne Fliege,
Komm aus Deiner Blumenwiege,
Komm hervor, es harret Dein
Ein verliebtes Käferlein!

Laß mich rub'n an Deinem Herzen,
Laß uns koſen, laß uns ſcherzen,
Küſſen uns die ganze Nacht,
Bis der helle Tag erwacht!"

Die Fliege erwachte und erſchrak nicht wenig, als ſie oben den dicken Kopf des Maikäfers erblickte. Sie nahm aber ſogleich einen recht großen Tropfen Thau und ſpritzte ihm denſelben in's Geſicht, daß er zurücktaumelte. Sie hatte ihn gut getroffen, und er war ſo über und über naß, daß er nach Hauſe gehen mußte, um ſich zu trocknen.

Der erſchrockene Käfer war ſo verdutzt durch den unerwarteten Empfang, der ihm von ſeinem Liebchen geworden war, daß er jetzt keine Reime finden konnte; er ſagte deshalb zu ſeinem Diener ungereimt: „Wie freundlich doch mein Liebchen iſt! Sie wollte mir zum Empfange einen Labetrunk reichen, hat ihn aber in der Eile verſchüttet, da bin ich ein Bißchen naß geworden!" — Das Glühwürmchen hatte aber ſo ſeine eignen Gedanken und lachte im Stillen.

Und am folgenden Abend ſtolperte der verliebte Käfer mit ſeinem vorleuchtenden Diener wieder nach dem Blumenbeete, kletterte wieder an dem Lilienſtengel in die Höhe, ſtieg dießmal in die Lilie hinein und ſetzte ſich auf das goldene Blumenſtühlchen, das darin ſtand. Nachdem er die ſchöne Fliege, die ſo ſüß ſchlummerte, lange mit ſtiller Freude betrachtet hatte, ſang er brummend in den Kelch der Lilie hinab:

„Du lieblich ſüßes Zuckerkind,
Komm doch herauf geſchwind, geſchwind!
Es wartet hier ſchon lange
Dein Liebſter mit Geſange!
Laß uns mit Scherz und Küſſen
Die lange Nacht verſüßen.
Kömmt dann der heiße Sonnenſchein,
Schläfſt Du an meinem Herzen ein!"

Von ſeinem Brummen erwachte Schönfliege und es überfiel ſie ein wahrer Todesſchreck, als ſie den plumpen Käfer oben auf ihrem Stühlchen ſitzen ſah, das von dem Laternchen des Glühwürmchens ganz erleuch-

tet war. Sie flog auf, um ihm zu entfliehen, stieß aber in der Angst rechts und links an die Wände ihres Lilienhauses, so daß der gelbe Blütenstaub wie eine dicke Wolke emporflog, die den Käfer umhüllte. Er war ganz betäubt davon und mußte seine Augen fest zudrücken vor Schmerz, da der Staub in dieselben gedrungen war. Er kroch rückwärts zurück aus der Lilie und da er seine Augen nicht öffnen konnte, so versah er es und plump! stürzte er von der Lilie hinab auf den Boden.

Da lag er nun mit geschlossenen Augen auf dem Rücken und Glühwürmchen mußte ihm wieder auf die Beine helfen und nach Hause führen. Unterwegs sagte er zu seinem Diener: „Wie gut doch mein Liebchen ist! Sie wollte mich mit Blütenstaub bewirthen, aber sie trug vor Freude ein Bischen zu viel auf!“ — Glühwürmchen sagte: „So, so!“ und dachte im Stillen: „Du alter Geck!“

Die arme Fliege konnte sich kaum wieder erholen von dem gehabten Schreck, sie konnte kein Auge mehr zuthun die ganze Nacht, und als es Tag wurde, flog sie zu einer Freundin, einer kleinen Biene, ihr ihre Noth zu klagen. „Heute Abend kömmt gewiß der plumpe Gesell wieder, und das wird mein Tod seyn, da ich mich gar nicht vor ihm zu retten weiß.“

Die Biene erwiederte darauf: „Laß das gut seyn, wir wollen schon Rath schaffen, verlasse Dich auf mich! Ich kenne einen Sperling, der soll Dir den lästigen Wicht schon vom Halse schaffen, der versteht keinen Spaß.“

„Gott behüte!“ rief die Fliege. „Da käme ich aus dem Regen unter die Traufe! Vor dem Sperlinge fürchte ich mich mehr, als vor dem Käfer; der könnte vielleicht Appetit bekommen, mich aufzufressen. Gott behüte und bewahre!“

„Sei deshalb ohne Sorgen“, entgegnete die Biene, „der thut Dir nichts zu Leide, und er ist mein bester Freund. Ja, höre nur! Er saß einmal auf einem Kirschbaume und ließ sich die rothen Kirschen herrlich schmecken. Ich saß nicht weit davon und sah ihm zu und freute mich über seinen guten Appetit. Da kam ein Mann mit einer Flinte unter den Baum geschlichen, erhob die Flinte und wollte sie eben auf den armen Sperling anlegen, als ich schnell hinzuflog und den Mann in den Finger stach.

Puff! ging die Flinte los, und der Sperling flog davon. Das kann mir der gute Sperling nicht vergessen, und seitdem sind wir die besten Freunde, und er thut mir Alles zu Gefallen, was er mir an den Augen absehen kann.

Als es wieder Abend geworden war, machte sich der Maikäfer mit seinem Vorleuchter wieder auf den Weg. Er wollte heute den letzten Sturm auf das Herz der Fliege wagen und hatte sich deshalb recht aufgeputzt. Er preßte seine großen Augenwimper, auf die er sich nicht wenig einbildete, recht vor, hatte seinen braunen Rock sauber abgestäubt und seine Unterflügel, wie ein gefälteltes Hemde, hervorgezogen, so daß sie etwas zu sehen waren. So wackelte er fort.

Unterwegs begegnete ihm eine Heuschrecke und sagte zu ihm: „Guten Abend!"

„Schönen Dank!" antwortete der Maikäfer, und setzte dann hinzu: „Höre einmal! Du kannst mit mir kommen. Ich gehe zu meiner Liebsten und will ihr ein Ständchen bringen; da kannst Du die Geige dazu spielen, während ich singe. Ich will schon erkenntlich dafür seyn!"

„Gut!" sagte die Heuschrecke, „ich habe ohnehin jetzt nichts zu thun." — Und sie kam mit.

Wie sie wieder ein Stückchen fortgeschritten waren, trafen sie auf ein kleines rothes Lilienhähnchen. Als das Käferchen den Zug auf sich zukommen sah, dachte es: „Da kömmt gewiß ein vornehmer Herr, da ein Bedienter mit der Laterne ihm vorleuchtet.!" Und es ging schnell aus dem Wege und trat bescheiden auf die Seite, um Platz zu machen.

Der Maikäfer hatte es aber doch gesehen und rief ihm zu: „Höre einmal! Du kannst mit mir kommen. Ich gehe zu meiner Liebsten und will ihr ein Ständchen bringen; da kannst Du die Flöte dazu spielen, während ich singe. Ich will schon erkenntlich dafür seyn!"

„Gut!" sagte das Lilienhähnchen, „ich bin so hier in der Nähe zu Hause." — Und es zog mit.

Sie waren wieder ein Stückchen weiter gegangen, da klang es: „Brumm, brumm, brumm!" — Es war eine Hummel, die sich ver-

ſpätet hatte, und die in der Dunkelheit ihr Schlupfloch nicht finden konnte.

„Höre einmal!“ ſagte der Maikäfer zu ihr, „Du kannſt mit mir kommen. Ich gehe zu meiner Liebſten und will ihr ein Ständchen bringen; da kannſt Du den Brummbaß dazu ſpielen, während ich ſinge. Ich will ſchon erkenntlich dafür ſeyn!“

„Gut!“ ſagte die Hummel, „es iſt zwar Schlafenszeit, ich will Dir aber gefällig ſeyn.“ — Und ſie kam mit.

Die ganze Geſellſchaft war jetzt bei der Lilie angekommen und die drei Muſikanten ſetzten ſich in einen Roſenbuſch, der gleich neben der Lilie ſtand und fingen ihre Muſik an. Das war ein ſchönes Concert! „Si, ſi, ſi! Zirp, zirp, zirp! Brumm, brumm, brumm!“ erklang es; und der verliebte Maikäfer öffnete ſeine Flügel und erhob ſich und ſchwebte im Kreiſe um die Lilie herum und ſang dazu mit ſeiner tiefen Baßſtimme:

„Da Du nicht kömmſt zu mir heraus
Aus Deinem ſchönen Blumenhaus,
So komm' ich jetzt herein zu Dir,
Du aller Fliegen ſchönſte Zier!
Du ſollſt mein treues Liebchen ſeyn,
Dir will ich ganz mein Leben weih'n!
Komm, laß mich Dich umfaſſen,
Ich kann nicht von Dir laſſen!“

Er wollte eben in die Lilienblume hineinhuſchen zu ſeinem Liebchen, da kam der Sperling geflogen, der auf ihn gelauert hatte, und pick! faßte er ihn bei einem Flügel, den er ihm ſogleich vom Leibe riß. Der erſchrockene Maikäfer taumelte und ſtürzte hinab, tief in den Roſenbuſch hinein, wo er in Ohnmacht fiel, aus der er erſt am folgenden Morgen erwachte. Ein Glück war es aber für den Käfer, daß der Sperling ihn nur beim Flügel gepackt hatte und daß dieſer abriß; denn hätte er ihn ganz gefaßt, ſo würde der arme Käfer nicht mit dem Leben davon gekommen ſeyn. Ein Glück war es auch für ihn, daß er in den Roſenbuſch fiel, wohin der Sperling nicht kommen konnte, wegen der vielen ſcharfen Dornen.

Der verſtümmelte Maikäfer war nun für immer von der Liebe geheilt, und er verlebte den Reſt ſeines Lebens ganz ſtill unter dem Kaſtanienblatte im Schatten. Er ſetzte ſich aber immer ſo, daß er Schönfliege nicht ſehen konnte, wenn ſie ihre Flügel in der Sonnne glänzen ließ. Denken mußte er aber immer an ſie.

Das dankbare Mänschen.

Es wohnte einmal in einem kleinen Dorfe in einer schlechten Hütte eine alte Großmutter, die hatte zwei Kinderchen bei sich, Gottfried und Gretchen hießen sie, und die beiden waren ihre Enkel. Der Vater und die Mutter waren gestorben, deshalb wohnten sie bei der alten Großmutter. Die war aber eine recht arme Frau, sie mußte fleißig spinnen, damit sie was zu leben hatte für sich und die Kinder; aber sie war so alt und so schwach, daß sie nur wenig verdienen konnte mit ihrer Arbeit.

Da gab es denn nun ſchmale Biſſen und das Stückchen Brod, das jedes bekam, reichte oft nicht hin, ihren Hunger zu ſtillen, ja manchmal mußten ſie halbſatt ſchlafen gehen; und der Hunger thut doch ſo weh!

„Wenn ich nur erſt groß bin!“ ſagte Gottfried; „dann will ich ſchon arbeiten! Dann werde ich ein General, und Du kannſt ausruhen, Du alte gute Großmutter, und ſollſt alle Sonntage ein Stückchen Fleiſch zu den Kartoffeln haben, und wir eſſen die Brühe!“

Er war aber noch nicht groß und ſo konnte er auch noch kein General werden; aber er ſchnitzte Quirle von Tannenholz und verkaufte das Stück für einen Pfennig und den brachte er jedesmal der Großmutter. Gretchen haspelte das Garn, welches die Großmutter geſponnen hatte. Sie war ja noch ſo klein, daß ſie nichts anderes arbeiten konnte.

Aber die Großmutter war doch eine gute und mildthätige Frau, obgleich ſie arm war. Kam einmal ein armer alter Mann an ihre Thür und bat um ein Almoſen, ſo ließ ſie ihn nicht wieder weggehen, ohne ihr Brod mit ihm getheilt zu haben, und auch die Kinder überließen ihm ihr Töpfchen Milch, das ſie Mittags zu ihrem Brode erhielten, und begnügten ſich mit bloßem klarem Waſſer; das Waſſer ſchmeckte ihnen aber ſo ſüß wie Honig, weil ſie etwas Gutes gethan hatten.

Zuweilen ging die alte Großmutter in den Wald, um dürres Holz für den Winter zuſammenzuleſen. Einmal war ſie auch dahin gegangen, und die Kinder ſuchten ſich Erdbeeren und Himbeeren in ihr Töpfchen, und nebenbei ſah ſich Gottfried um, ob er nicht irgendwo einen Tannenſchößling erblickte, der zu einem Quirle zu brauchen war. Da ſchoß ganz in ihrer Nähe ein großer Geier nieder und flatterte über den Boden hin, und man ſah, daß er etwas jagte. Gretchen that einen lauten Schrei, denn ſie dachte, der Geier wollte ihr ein Leid anthun; aber der muthige Gottfried ſchleuderte einen Knittel nach ihm, ſo daß der Geier davonfliegen mußte. Ja, er hatte Muth, und er wollte ja ein General werden! Zu ihnen heran kroch jetzt ein niedliches weißes Mäuschen, welches der böſe Geier hatte fangen und freſſen wollen; es konnte ſich aber kaum fortſchleppen, ſo matt war es, und es blutete ſehr, denn der

garſtige Raubvogel hatte es ſchon mit ſeinen ſcharfen Krallen gepackt gehabt, als ihn Gottfried verjagte.

„O Großmutter, das arme Thierchen!“ riefen die Kinder, „ſieh nur, wie es blutet! Der häßliche, böſe Vogel!“ Und Gottfried ſetzte hinzu: „Den ſchöß ich gleich todt, wenn ich ein General wäre und eine Kanone hätte!“

Die Kinder baten die Großmutter, das Mäuschen mit nach Hauſe nehmen zu dürfen, um es zu warten und zu pflegen, bis es wieder geſund wäre, und die Großmutter erlaubte, daß es Gretchen in ihrem Schürzchen nach Hauſe trug.

Das arme Mäuschen war aber beinahe todt, als ſie zu Hauſe ankamen; es konnte gar nicht auf ſeinen Beinchen ſtehen vor Mattigkeit. Die Kinder ſetzten ihm ihre Milch vor und ſtreuten ihm Brodkrümchen hin; es konnte aber weder freſſen, noch ſaufen, ſo krank war es. Das arme Mäuschen!

„Großmutter,“ ſagte Gretchen, als es Abend wurde, „Weißmäuschen muß in meinem Bettchen ſchlafen, da es ſo krank iſt, und ich will auf der Erde liegen!“

„Da würde es ein ſchlechtes Lager haben,“ antwortete die Großmutter; „wir wollen ihm ein beſſeres Bettchen machen!“

Und die Großmutter brachte einen Topf herbei und that Wolle hinein, darauf wurde das Mäuschen gelegt, und Gretchen deckte es mit ſeinem Schürzchen zu; ſo lag es weich und warm.

Am Morgen hatte ſich Weißmäuschen etwas erholt; es trank ein wenig von der Milch und nahm ein Bröckchen von dem Brode, und es erholte ſich in einigen Tagen ſo, daß es luſtig umherſpringen konnte. Darüber hatten die Kinder eine große Freude; es war aber auch ſo gar niedlich, ſein Fellchen war weiß, wie friſchgefallener Schnee, und ſeine glänzenden Augen waren roth, wie ein paar Korallen. Dabei war es ſo munter und poſſirlich, machte Männchen und ſprang herum und ſpielte mit den Kindern. Es war gar nicht ſchüchtern, wie ſonſt die Mäuſe ſind.

Eines Abends ſaß Gottfried auf einem Schämel und ſchnitzte Quirle, und neben ihm lag ein Bündel Holz, aus welchem er ſich die

brauchbaren Stücke dazu aussuchte. Gretchen kauerte auf der Erde und spielte mit dem Mäuschen, das lustig um sie herumsprang, sich bald versteckte und bald wieder hervorkam, gleich als ob es Versteckens spielen wollte. Jetzt kroch das Mäuschen in den Holzbündel und zog aus demselben einen Tannenschoß heraus und fing an mit seinen spitzigen Zähnchen die Rinde von demselben abzubeißen und ihn zu schälen, wie es Gottfried mit den übrigen that. Es war gerade, als ob es dem fleißigen Gottfried helfen wollte, und es hätte gewiß einen ganzen Quirl fertig gemacht, wenn nicht die Nacht gekommen wäre, wo die Kinder zu Bette mußten. Man hörte es aber die ganze Nacht hindurch rumoren und schroten.

Das erste, was die Kinder an jedem Morgen thaten, wenn sie aufgestanden waren, war, daß sie sich nach dem Mäuschen umsahen. War es nicht gleich da, so brauchten sie nur zu rufen: „Weißmäuschen! Weißmäuschen!“ und gleich kam es lustig herbeigesprungen. Auch jetzt riefen sie, aber das Mäuschen kam nicht. Sie guckten in den Topf, in welchem es sein Bettchen hatte, aber der war leer; sie durchsuchten die ganze Stube, aber Weißmäuschen war nirgends zu finden.

„Gewiß ist des Nachbars garstige Katze in der Nacht hereingekommen und hat es gefressen!“ So sagte Gottfried, und Gretchen vergoß viele Thränen über seinen verschwundenen Spielgesellen.

Jetzt wollte Gottfried auch den Holzbündel durchsuchen, der von gestern Abend noch auf der Erde lag, und siehe! da lag oben auf demselben der Quirl, an welchem Weißmäuschen gearbeitet hatte. Er war fertig und so schön, als Gottfried noch nie einen gesehen hatte. Er war so glatt und weiß, als ob er von dem schönsten Elfenbein geschnitzt und gedrechselt gewesen wäre.

„Sieh nur, Großmutter,“ rief Gottfried, „den prächtigen Quirl! Den muß das Mäuschen in der Nacht fertig gemacht haben. Ich muß ihn gleich probiren, ob er bequem in der Hand liegt und sich gut drehen läßt!“

Und er steckte den Quirl in einen leeren Topf und fing an zu quirlen. Aber o Wunder! der leere Topf fing an sich zu füllen und je mehr Gott-

fried quirlte, je voller wurde er, bis oben an den Rand. Es war eine herrliche Graupensuppe, mit welcher er sich gefüllt hatte, die so kräftig roch, daß die Großmutter sich nicht enthalten konnte, sie zu kosten. Sie schmeckte aber eben so gut, als sie roch, und so setzten sich alle gleich an den Tisch und verzehrten sie, ohne sich lange den Kopf über das Wunder zu zerbrechen. Es schmeckte allen vortrefflich.

So oft nun Gottfried mit dem Quirle in dem leeren Topfe quirlte, so oft füllte er sich, bald mit Reiß- oder Nudeln- oder Milch- oder einer andern guten Suppe. Gewöhnlich schwammen in der Suppe auch Würstchen, oder Klößchen, oder Fleischstückchen.

Die gute Großmutter führte nun mit ihren beiden Enkeln ein herrliches Leben. Sie hatte nicht mehr nöthig, für ihren Tisch zu sorgen, denn sie brauchten nur zu quirlen, so füllte sich der Topf, und die Speisen waren so gut und kräftig, daß die alte Großmutter ordentlich wieder jung wurde, und die beiden Kinder wuchsen heran und wurden stark und kräftig bei der guten Kost. Auch die Armen bekamen ihren Theil von den köstlichen Speisen und waren damit gar sehr zufrieden.

Einmal saß die Großmutter mit den Kindern bei Tische und sie waren alle heiter und fröhlich und scherzten und lachten. Da guckte ein dicker Kopf zu dem niedrigen Fenster herein, das eben offenstand. Es war der Nachbar Claus, der sein breites rothes Gesicht durch das kleine schmale Fenster zwängte und in die Stube hereinsteckte. „Hei!“ rief er herein, „da geht's ja lustig her! Ihr habt ja die Hülle und die Fülle!“

„Wir sitzen eben beim Mittagessen,“ antwortete die Großmutter; „wollt Ihr unser Gast seyn, so kommt nur herein!“

„Da bin ich dabei!“ sagte der Nachbar und er kam herein, setzte sich mit an den Tisch und ließ sich die herrliche Suppe wohl schmecken. Er war neidisch, daß die armen Leute so gut zu essen hatten und sagte: „Nun, Ihr müßt doch einen guten Verdienst haben, daß Ihr so leben könnt. Ich bin ein reicher Mann, aber so eine Suppe kommt nicht auf meinen Tisch. Gottfried verdient wol so viel mit seinen Quirlen, daß Ihr so leben könnt, oder versteht Ihr vielleicht lange Finger zu machen und Euch das viele Geld herbeizuschaffen, das Euer Tisch kosten muß?“

„Dafür behüte uns der allgütige Gott!“ antwortete die alte Großmutter, und ſie erzählte dem Nachbar die Geſchichte mit dem Quirl.

„Das macht doch einem Kinde weis,“ erwiederte der Nachbar, „daß ein bloßer Quirl etwas in einen Topf bringt, in welchem nichts iſt!“

Da winkte die Großmutter Gottfried, der brachte den leeren Topf und den Quirl herbei, und fing an zu quirlen. Und der Topf füllte ſich mit einem Linſengerichte und Bratwürſtchen.

„Das iſt doch curios!“ ſagte der erſtaunte Nachbar, ſetzte ſich noch einmal an den Tiſch und verzehrte das ganze Linſengericht. Dann ging er brummend nach Hauſe, ohne auch nur „Habt Dank!“ zu ſagen.

Von nun an dachte der mißgünſtige und geizige Nachbar an nichts anderes, als wie er ſich den Quirl verſchaffen könnte. „Das Bettelvolk braucht keine ſo köſtlichen Speiſen!“ ſagte er, „Kartoffeln und Waſſer ſind gut genug für die! Die ſind an nichts Beſſeres gewöhnt!“

An einem Morgen ging einmal die Großmutter mit den Kindern wieder in den Wald, um dürres Holz zu holen. Wie der Nachbar ſah, daß ſie ſich entfernt hatten, ſchlich er hinüber zur Hütte der armen Frau, ſtieß die ſchlechtverſchloſſene Thür mit dem Fuße auf, trat in die Stube, nahm den Quirl aus dem Topfe und ſteckte dafür einen andern hinein, der jenem ſehr ähnlich war. Dann machte er die Thür wieder zu und trug den Quirl in ſeine Wohnung.

Der Mittag war ſchon längſt vorbei, als die Großmutter aus dem Walde zurückkam. Alle waren müde und hungrig, denn auch jedes der Kinder mußte jetzt ein Bündelchen Holz tragen. „Nun wollen wir uns erholen!“ ſagte die Großmutter, „bringe nur bald etwas zu eſſen, Gottfried!“

Gottfried holte den Topf herbei und quirlte; aber der Topf blieb leer; er quirlte wol eine halbe Stunde lang, aber der Topf blieb ſo leer, wie er geweſen war.

„Was iſt denn das?“ ſagte die Großmutter. „Gewiß haben wir den Quirl zu ſehr angeſtrengt und zu oft gebraucht! Wir wollen ihn heute ruhen laſſen; morgen wird es ſchon beſſer gehen!“

Und ſo kochten ſie eine Waſſerſuppe, wie ſie ſonſt gethan, und

schnitten das alte Brod hinein, das sie von gestern übrig behalten hatten. Das schmeckte ihnen freilich nicht so gut, wie die kräftigen Suppen, welche sie durch den Quirl erhielten; aber sie wurden doch satt und dankten Gott auch für diese Gabe. Am folgenden Morgen quirlte Gottfried von neuem; aber auch jetzt blieb der Topf leer; der Quirl hatte seine Kraft verloren.

„So müssen wir wieder, wie sonst, auf Gott vertrauen," sagte die Großmutter, „und von nun an recht fleißig seyn, und Du, Gottfried, kannst jetzt schon mehr verdienen, als sonst, da Du größer und stärker geworden bist. Unser Herrgott wird uns nicht verlassen!"

Die Großmutter kochte die letzten Kartoffeln, die sie noch besaß, und trug sie auf, als sie gar geworden waren. Dann stellte sie sich mit den Kindern um den Tisch herum, und alle drei falteten die Hände und dankten Gott, daß er sie auch heute nicht Hunger leiden ließe. Da hörten sie draußen Geschrei und Hülferuf. Sie erschraken und die Großmutter sagte: „Das scheint aus dem Hause des Nachbars Claus zu kommen! Laufe hinüber, Gottfried, und sieh, ob ihm ein Unglück begegnet ist! Vielleicht können wir ihm helfen."

Gottfried sprang hinüber nach dem Hause des Nachbars und guckte durch die Scheiben zu dem Fenster hinein. Da sah er, daß die ganze Stube fast bis an die Decke voll Wasser war. Claus, dem Ertrinken nahe, stand auf dem Tische und rief um Hülfe.

Der Nachbar Claus hatte den ersten Versuch mit dem gestohlenen Quirl gemacht. Er hatte ihn in einen leeren Topf gesteckt und, wie er von Gottfried gesehen hatte, tüchtig gequirlt. Der Topf fing auch sogleich an, sich zu füllen, aber nicht mit einer lieblich duftenden Suppe, sondern mit grünlichen übelriechendem Wasser. Schnell hörte er mit Quirlen auf, der Topf füllte sich aber immer mehr, bis er überlief. Immerfort quoll das Wasser heraus und lief auf den Stubenboden, und stieg da immer mehr, so daß Claus genöthigt war, sich auf einen Stuhl zu stellen, um nicht in dem Wasser zu waten. Statt der Fleischklößchen und Würstchen quollen Kröten und Frösche und Krebse und häßliches Gewürm aus dem Topfe, die den geängsteten Claus in die Arme und

Beine knippen und zwicken. Immer höher ſtieg das Waſſer in der Stube; Claus ſprang auf den Tiſch und rief um Hülfe. Als Gottfried kam, ſtand dem verzweifelnden Nachbar das Waſſer ſchon bis an das Kinn und er war nahe daran zu ertrinken.

Da ſtieß Gottfried entſchloſſen eine Fenſterſcheibe ein, aus der das Waſſer wie aus einer Schleuſe auf die Straße herausſchoß, und oben auf ſchwamm der Quirl, den Gottfried ſogleich als den ſeinigen erkannte. Er fing ihn auf, trug ihn nach Hauſe und machte ſogleich die Probe, ob es der ächte ſei, und ſo wie er zu quirlen anfing, füllte ſich der Topf, wie ſonſt, mit kräftig duftender Suppe.

So wie aber der Quirl aus der Stube des Nachbars entfernt war, ſo hörte auch das Waſſer in derſelben zu ſteigen auf. Es lief durch die eingeſtoßene Fenſterſcheibe und durch die indeß geöffnete Thür nach und nach ab, ſo daß Claus von dem Tiſche herabſteigen konnte. Der böſe Nachbar war aber durch die Todesangſt, die er gehabt hatte, genug geſtraft für ſeinen Neid und Geiz und für ſeine Unredlichkeit.

Die alte Großmutter lebte mit ihren Enkeln nun wieder ohne Sorgen, und ſie dankten Gott für die Gabe, durch die ihnen ihr Leben ſo ſehr erleichtert wurde. Der Nachbar Claus ließ ſich aber von nun an nicht mehr vor ihnen ſehen und machte, wenn er ausging, allemal einen Umweg, um nicht vor der Hütte der alten Frau vorbeizukommen. Er mochte ſich doch ein Bißchen ſchämen.

Eines Morgens ganz früh raſſelte einmal eine prächtige mit vier Pferden beſpannte Kutſche in das Dorf herein und hielt gerade vor der Hütte der alten Großmutter. Ein Bedienter in einer reich mit Gold beſetzten Livree ſprang herab, öffnete den Kutſchenſchlag und half einer ſchönen vornehmen Dame ausſteigen. Die trat in die Hütte und in die Stube, als ob ſie da ganz gut bekannt wäre. Die Großmutter und die Kinder waren ganz erſchrocken über den vornehmen Beſuch, von dem ſie nicht wußten, was er zu bedeuten hatte, und die alte Frau wiſchte aus Verlegenheit geſchwinde mit ihrer Schürze einen hölzernen Stuhl ab, auf den ſich die Dame ſetzen ſollte.

Dieſe gab ihr aber die Hand und ſagte: „Erſchreckt nicht, gute

Mutter, aber meinen Beſuch! Ich bin nur gekommen, Euch zu danken für eine große Wohlthat, die Ihr und Eure Enkel mir erwieſen habt!"

„O du mein Gott!" ſagte die Großmutter, „wie wäre denn das! Wir armen Leute!"

„So hört denn zuerſt, was ich Euch zu verdanken habe!" fuhr die Dame zu ſprechen fort. „Ich bin die Tochter einer mächtigen Fee, und die Leute ſagten, ich wäre ſehr ſchön. Ein böſer alter Zauberer, der mich einmal auf einem Spaziergange geſehen hatte, verlangte von meiner Mutter, ſie möchte mich ihm zum Weibe geben; ich hatte aber keine Luſt, den alten häßlichen Mann, von dem ich wußte, daß er nichts als Böſes that, zu heirathen, und gab ihm eine abſchlägliche Antwort. Von nun an ſtellte er mir nach und wollte mich meiner Mutter mit Gewalt entreißen. Da verwandelte mich dieſe in ein weißes Mäuschen, weil ſie glaubte, daß ich ſo ſicher ſeyn würde vor den Nachſtellungen des Zauberers. Dieſer brachte es aber durch ſeine Kunſt heraus, daß ich das Mäuschen ſei, und als er mich eines Tages unterwegs traf, verwandelte er ſich in einen Geier und jagte mich, um ſich meiner entweder mit Gewalt zu bemächtigen, oder mich zu tödten, wenn ich ſeinen Willen nicht erfüllte."

„Ihr erinnert Euch wol noch, daß Ihr vor Jahren einmal ein Mäuschen aus den Krallen eines Geiers befreitet, und daß Ihr es wartetet und pflegtet, bis es von ſeinen Wunden geheilt war. Dieſes Mäuschen war ich, und Ihr habt mir damals das Leben gerettet. Der böſe Zauberer iſt jetzt geſtorben und kann mir nicht mehr ſchaden, und ſo bin ich gekommen, Euch für Eure Wohlthat zu danken und zu lohnen."

So ſagte die vornehme Dame und die Großmutter und die Kinder konnten vor Erſtaunen keine Antwort finden. Sie mußten ihre Hütte und Alles, was ſie beſaßen, auf der Stelle verlaſſen und ſich mit der ſchönen Dame in die Kutſche ſetzen, welche den Weg nach der Stadt nahm. Daſelbſt angekommen ſtiegen ſie an einem großen prächtigen Hauſe ab, in welchem die Dame wohnte. Es wurden ihnen in demſelben ſchöne Zimmer angewieſen, in denen ſie von nun an leben ſollten, und ſie fanden darin Hausgeräth und Kleider und Alles, was ſie zum Leben brauchten. Für Gottfried und Gretchen war ein Lehrer beſtellt, der ſie in Allem

unterrichtete, was die Kinder reicher Leute lernen müssen, und nach mehrern Jahren, als Gretchen zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, verheirathete sie ihre Wohlthäterin mit einem vornehmen Manne, und Gottfried, der die Soldaten so sehr liebte, kam als Cadet in ein Regiment.

Alle waren nun glücklich und die gute Großmutter starb zuletzt altersschwach in den Armen ihrer Enkel. Gottfried führte sich aber so gut auf, daß er bald Offizier wurde und von einer Stelle zur andern emporstieg, und wenn er noch lebt, so muß er gewiß jetzt ein General seyn, was er schon als Knabe zu werden wünschte.

Der wunderthätige Quirl hatte nun Ruhe und wurde nicht mehr gebraucht; Gottfried bewahrte ihn aber in einem schönen Kästchen als ein theures Familienstück sorgfältig auf.

Die Unglückskalloschen.

Am Ende der Stadt ſtand ein kleines baufälliges Häuschen und daneben war ein kleines Winkelchen, nicht viel größer als ein Tiſch. Es ſtand ein einziger Baum darin, ein ſchöner Kirſchbaum, und unter ihm ein halbes Dutzend Kohl- und Krautbäuerlein und ein paar Salatſtauden; das Winkelchen hieß der Garten. Aber daneben ſtand ein hohes ſchönes Haus und nahm dem Gärtchen die halbe Sonne weg.

In dem kleinen Hause wohnte ein armer Tagelöhner Namens Nam mit seiner Frau. Er suchte etwas zu verdienen, wo und wie er nur konnte, um etwas zu leben zu haben für sich und seine Frau; er sägte und spaltete Holz, oder er zog ein Faß mit frischem Trinkwasser auf einem kleinen Handwagen zum Verkaufe durch die Straßen, wobei ihm die Frau als Vorspann diente, oder er kehrte vor den Thüren den Schmutz auf Haufen zusammen. Am meisten wurde er aber zu Botengängen über Land gebraucht, und Jedermann nahm ihn gern zu diesem Dienste, weil er ein ehrlicher und pünktlicher Mann war, auf den man sich verlassen konnte.

Das war aber ein saurer Verdienst für ihn. Er mußte im Sommer und Winter, bei Hitze und Kälte, oft viele Stunden weit laufen, und noch dazu barfuß, denn er hatte keine Schuhe und auch kein Geld, welche zu kaufen. Seine Füße waren deshalb immer voller Schwielen und Beulen, und jeder Schritt machte ihm Schmerzen.

„Wenn ich mir nur ein Paar Schuhe erschwingen könnte!“ sagte er oft; „das wäre mein Glück!“ — Er konnte es aber nicht dahin bringen. Schon öfters hatte er ein paar Groschen von seinem Taglohne dazu zurückgelegt; da kam aber ein Tag, oder gar ein paar, an welchen er keine Arbeit fand und also auch nichts verdiente, da ging das Ersparte wieder hin und er mußte es für Brod ausgeben. — „Wenn ich mir nur ein Paar Schuhe erschwingen könnte!“ wiederholte er jeden Morgen, wenn er aufstand.

Eines Tages wurde er nun auch einmal nach der nächsten Stadt geschickt, die fünf Stunden entfernt war, um dahin eine Botschaft und von dort zurück auch gleich die Antwort zu bringen. Die Antwort mußte aber binnen einer bestimmten Zeit zurück seyn, wenn sie etwas nützen sollte, und es kam viel darauf an. Nam versprach zu rechter Zeit wieder da zu seyn, und er hatte bisher immer Wort gehalten, so daß man sich auf ihn verlassen konnte. Er machte sich auf den Weg und schritt tüchtig darauf los.

Es hatte seit langer Zeit nicht geregnet, der Weg war hart und steinig, der Boden heiß, wie ein Backofen, und die Luft schwül und drückend. Der arme Nam konnte kaum mehr fort, nachdem er einige Stunden

gewandert war; ſeine Füße brannten und das rothe Blut floß an denſelben herab, ſo hatte er ſich an ſcharfen Steinen geritzt. — „Könnte ich nur ein Paar Schuhe erſchwingen!“ ſeufzte er, und da er gerade am Saume eines Waldes vorüberkam, legte er ſich in den Schatten eines Baumes und ſtreckte ſeine brennenden Füße in das kühle Gras. Er wollte nur ein paar Minuten lang ruhen und ſich nur ein bißchen erfriſchen und neue Kräfte ſammeln.

Wie er ſo dalag und um ſich blickte, ſah er nicht fern von ſeinem Lager Etwas aus dem grünen Graſe hervorragen, und er ſprang auf, um in der Nähe zu ſehen, was es wäre. Himmel! es waren ein Paar neue, prächtige Galloſchen. Die hohen Oberſchuhe waren von ſtarkem Juchtenleder und die Sohlen von dickem Eichenholze, unten wegen der Dauer mit vielen großen Nägeln beſchlagen.

„Wem mögen die nur gehören!“ dachte Nam, und getraute ſich kaum die Galloſchen in die Hand zu nehmen. Er wartete eine halbe Stunde lang, in der Hoffnung, daß ihr Beſitzer kommen werde, und da er nicht kam, rief er laut nach ihm und wartete noch eine halbe Stunde; aber Niemand kam.

„Nun, wenn Niemand ſie will“, ſagte er endlich für ſich, „ſo nehme ich ſie für mich; denn wenn einer nach mir kömmt, ſo nimmt der ſie. Und wenn ich ihren Beſitzer finde, gebe ich ſie ihm zurück!“

Er zog die Galloſchen an; aber ſie waren ſo groß und weit, daß ſein Bein darin herumfuhr, wie ein Quirl in einem Topfe, und dabei waren ſie wegen der dicken Sohlen und vielen Nägel ſo ſchwer, wie Gewichte, die an ſeinen Füßen hingen, welche nicht einmal an einen gewöhnlichen Schuh gewöhnt waren, da ſeit ſeines Lebens noch nie ein Schuh an ſeine Füße gekommen war. Er glitſchte deshalb nach allen Seiten aus und kam nur langſam und mit großer Beſchwerde von der Stelle. Aber das that nichts; ſeine Freude über die Galloſchen war ſo groß, daß er alles dieſes Ungemach nicht achtete und keine Müdigkeit fühlte. Er kam viele Stunden ſpäter, als er ſollte, an dem Orte an, wohin er geſchickt worden war, und noch viel mehr Stunden ſpäter kam er zurück,

denn er machte auch den Rückweg mit den Galoschen, die ihm seine bloßen Füße ganz wund gerieben hatten.

Als er endlich in Tode müde seine Botschaft zurückbrachte, fuhr ihn der, welcher ihn geschickt hatte, mit harten Worten an und gab ihm seinen Lohn, da ihm, wie er sagte, die Botschaft nun nichts mehr nütze, und er noch obendrein großen Schaden dadurch erleide. So mußte der arme Nam ohne Lohn nach Hause gehen.

„Kömmst Du endlich!“ rief ihm seine Frau entgegen, „und bringst Du Deinen Lohn? Ich habe heute noch nichts gegessen und muß Brod kaufen!“

Ganz kleinlaut antwortete der arme Nam: „Lohn bringe ich nicht; aber sieh nur die prächtigen Schuhe!“

Da sie kein Geld hatten, so konnten sie auch kein Brod kaufen, und sie mußten mit einem paar harten Brodrinden vorlieb nehmen, die von gestern übrig geblieben waren. Aber Nam vergaß Hunger und Durst über seine Schuhe. Er legte sie des Nachts unter sein Kopfkissen, damit sie ihm die Diebe nicht stehlen möchten, und er träumte die ganze Nacht, daß sie ihm gestohlen wären, worüber er sich sehr ängstigte.

Er konnte kaum den Morgen erwarten, als er aufstand und seine Galoschen, nachdem er sie von dem gestrigen Staube gereinigt und geputzt hatte, anzog und in die Stadt nach dem Markte ging, um sich an die Straßenecke zu stellen, wo er gewöhnlich zu Arbeiten gedungen wurde. Aber sein Gang war auf dem schlechten holprigen Pflaster noch weit unsicherer, als auf der Landstraße. Er wankte hin und her und taumelte wie ein Betrunkener. Jeder, der ihm begegnete, blieb stehen und sah ihm nach, und die ganze Stadt wunderte sich, den armen Nam, den man Zeit seines Lebens immer barfuß gesehen hatte, jetzt mit so schönen neuen Galoschen zu erblicken, die fast so hoch wie Halbstiefel und ihm noch dazu viel zu groß und weit waren. Bald sammelte sich ein ganzes Heer von Straßenbuben um ihn, das ihn unter Schreien und Höhnen begleitete, wohin er auch gehen mochte. Sie hatten sich gleich ein Schimpfliedchen ausgesonnen, mit welchem sie ihn anfingen, das ungefähr lautete:

„Seht doch Nam's Galloschen,
Kosten einen Groschen.
Seht doch, wie er humpelt,
Wie er quirlt und pumpelt!
Nam, Nam,
Halt' Dich stramm,
Daß Du, Jung und Alt zum Spaße,
Nicht hinpurzelst auf die Nase!"

Wo er sich nur blicken ließ, erscholl dieses Liedchen, so daß er sich endlich genöthigt sah, sich schnell zurückzuziehen, um sich nach Hause zu begeben. Er hob die Füße so hoch er nur konnte, und klipp! klapp! erschollen seine Tritte in der engen Gasse. Das nahm ein großer Fleischerhund sehr übel, der hinter ihm herkam und der sich so über dieses Klappen ärgerte, daß er den armen Nam von hinten in die Wade biß. Nam schrie laut auf vor Schmerz und stürzte zu Boden. Das Blut lief an seinen Beinen herab, und die Galloschen waren ihm von den Füßen gefallen. Er raffte sich jedoch auf, nahm die Galloschen in die Hand und schlich langsam nach Hause. Seine Frau verband ihm seine Wunden, der arme Mann mußte aber acht ganzer Tage zu Hause bleiben, ehe er wieder gehen konnte, und da ging es knapp her während dieser Zeit, in der er nichts verdienen konnte.

Endlich konnte er wieder auftreten, und er sagte: „Nun soll's besser gehen!" — Er wickelte sich alte Lappen um die Füße, um den leeren Raum zwischen den Galloschen auszufüllen, die ihm jetzt wie angegossen paßten, und ging aus, sich Arbeit zu suchen. Er war aber kaum auf die Straße gekommen, als ihn ein paar Gerichtsdiener aufhielten und zu ihm sagten: „Komm mit!"

„Wohin denn?" fragte er.

„Du wirst's schon sehen!" sagten sie und führten ihn vor den Richter. Dieser nahm ihn in's Verhör und frug ihn, woher er die Galloschen hätte? Nam erzählte ehrlich, wie er zu denselben gekommen sei, der Richter aber sagte: „Das mache einem Andern weis; wir wissen schon woher Du sie hast!" — Und er ließ ihn in's Gefängniß führen.

Es war aber zu dieser Zeit in dem Walde, an welchem Ram auf seiner Botschaft vorbeigekommen war, der Leichnam eines ermordeten und beraubten Reisenden aufgefunden worden. Dem hatten die Galleischen gehört und sie waren von mehreren Leuten in der Stadt bei ihm gesehen worden. Jetzt heißt sie Ram, und so wurde er für den Mörder gehalten, um so mehr, als man wußte, wie oft er sich so ein Paar Schuhe gewünscht hatte. Es wurde ihm der Prozeß gemacht und er wurde zum Tode verurtheilt und sollte nach vier Wochen hingerichtet werden. Das war nun recht traurig für den armen Ram, der doch ganz unschuldig war!

Es fehlten nur noch zwei Tage bis zum Tage seiner Hinrichtung, da erhörte der Himmel sein Gebet, ihn doch nicht den Tod eines Mörders erleiden zu lassen. Man brachte ein paar Straßenräuber als Gefangene in die Stadt, welche schon seit langer Zeit die Gegend unsicher gemacht und viele Räubereien an Reisenden begangen hatten. Sie waren überführt, da man sie auf frischer That ertappt hatte, und so gestanden sie, da ihnen das Leugnen nichts geholfen haben würde, alle Räubereien ein, die sie verübt hatten, und unter andern Mordthaten auch die an dem Reisenden, dem die Galleischen gehörten, von dem sie wußten, daß er einen großen Beutel mit Geld bei sich führte, als sie ihn im Walde anhielten. Sie schlugen ihn todt, nahmen ihm Alles, was er bei sich hatte, ließen aber die Galleischen stehen, weil sie fürchteten, sich durch sie zu verrathen, und so hatte sie Ram gefunden und, da sie seinen Herrn hatten, mit sich genommen.

Dem glücklichen Ram wurde nun seine Freiheit angekündigt, und der Richter erlaubte ihm die hervorleuchtenden Galleischen zu behalten und mit sich zu nehmen, als eine Art Vergütung für seine lange Gefangenschaft. Um schneller nach Hause zu kommen, nahm der glückliche Ram die schweren Galleischen in die Hand und lief, wie er sonst gewohnt war, darauf zu seiner Frau. Schon von weitem rief er ihr zu: „Nun, wie geht's?“

„Schlecht genug!“ antwortete sie; „ich wäre beinahe vor Hunger gestorben! Die Kirschen draußen an unserm Baume sind reif und ich wollte sie auf den Markt tragen und verkaufen, um ein paar Groschen zu Brot

zu erhalten. Da kamen aber die Sperlinge und fraßen sie auf, so oft eine roth wurde. Sieh nur hin!"

Nam, der noch nicht einmal in die Stube getreten war, sah hin, und erblickte eine ganze Schaar Sperlinge, die sich die rothen Kirschen wohl schmecken ließen. „Wartet", sagte er, „ich will Euch helfen!" — Und er schleuderte die Galloschen unter den Haufen und war auch so glücklich, einen zu treffen, der alsbald todt vom Baume herabstürzte, während die übrigen sich aus dem Staube machten. Aber die Galloschen trafen das Fenster in dem Nachbarhause, flogen durch die großen Spiegelscheiben auf das Büreau in die Stube und zertrümmerten alle die herrlichen Porzellanvasen und kostbaren Gläser und eine Bronzeuhr, die auf demselben standen.

Es war kaum eine halbe Stunde verflossen, als Nam wieder in dasselbe Gefängniß geführt wurde, aus dem er so eben erst entlassen worden war. Er sollte den Schaden ersetzen, den er angerichtet hatte; aber, du mein Himmel! sein ganzes Häuschen war nicht so viel werth, als eine einzige der prächtigen Porzellanvasen, die in Scherben zerschmettert waren. Da er nun nicht bezahlen konnte, so verurtheilte ihn der Richter zu einer halbjährigen Gefängnißstrafe. Aber schon nach drei Wochen wurde er wieder freigelassen, da seine Frau den reichen Nachbar so lange mit Bitten bestürmt hatte, bis er die Schuld erließ.

Nam kam wieder nach Hause und sagte zu seiner Frau: „Auf den Schuhen ruht kein Segen; sie haben uns nichts als Unglück gebracht! Zuerst bekam ich keinen Botenlohn, dann biß mich der Hund, dann sollte ich als ein Mörder hingerichtet werden und jetzt habe ich wieder im Gefängniß gesessen; alles um der verwünschten Schuhe willen. Ich will mich von ihnen losmachen und lieber wieder barfuß gehen, wenn ich auch Schwielen bekomme!"

So sagte er, und als es Abend wurde, setzte er die beiden Galloschen vor die Hausthür auf die Straße und schloß die Thür zu. „Da wird sich schon ein Liebhaber zu ihnen finden", dachte er, „der mag zusehen, wie er mit ihnen zurecht kömmt!"

Das Erste, was er that, als er am nächsten Morgen erwachte, war, daß er seinen Kopf durch das kleine Fenster steckte, um nach den Galloschen

zu ſehen. Sie waren glücklich fort. Spät Abends waren ein paar luſtige Geſellen aus einem Bierhauſe gekommen und an Nam's Häuschen vorübergegangen. Sie hatten die Galloſchen ſtehen ſehen und mitgenommen, um ſie zu irgend einem luſtigen Streiche zu gebrauchen.

Nun muß man wiſſen, daß mitten in der Stadt ein großer offener Platz liegt, von allen vier Seiten mit großen ſchönen Häuſern umgeben. Der Platz iſt mit Bäumen und Geſträuchen bepflanzt, und mitten auf demſelben ſteht auf einem hohen Poſtamente die Statue des verſtorbenen Königs von weißem Marmor gearbeitet. Der König ſitzt auf einem großen galoppirenden Pferde, iſt in altrömiſche Tracht gekleidet, und hat auf dem Kopfe eine große Allongenperücke und in der rechten Hand einen Commandoſtab. Das ſieht recht ſtattlich aus! Aber der Platz iſt nicht gepflaſtert und ſehr feucht und ſumpfig, und wer darüber geht, der muß ſich in Acht nehmen, daß er ſeine Schuhe oder Stiefeln nicht im Kothe ſtecken läßt.

Die beiden luſtigen Brüder hatten nun dem galoppirenden Könige Nam's Galloſchen an die Füße gezogen und an das Poſtament einen Bogen Papier befeſtigt, auf den ſie mit großen Buchſtaben geſchrieben hatten:

„Herr König, zieh Galloſchen an,
Wenn Du, vom Reiten müde,
Willſt promeniren auf dem Plan
Der Himmel es verhüte,
Daß Du nicht ſtecken bleibſt im Quark
In dieſem butterweichen Park!“

Wer am Morgen vorüberging, blieb ſtehen und lachte. Bald kam jedoch die Polizei, nahm die Galloſchen und den Zettel weg, und da man gleich erkannte, daß es Nam's Galloſchen waren, ſo holte man ihn aus ſeinem Häuschen, damit er ausſage, wer dieſen Scherz, den man für eine Beleidigung Sr. Majeſtät betrachtete, gemacht habe. Nam konnte aber nichts weiter ſagen, als was er wußte, und ſo entließ man ihn zuletzt mit einer tüchtigen Tracht Prügel und der Verwarnung, er möge ſeine Galloſchen in Zukunft beſſer in Acht nehmen.

Mit einem zerbläuten Rücken, seine Galloschen in der Hand, kam der arme Nam Abends nach Hause. „Da Ihr so nicht wollt, muß man es anders anfangen!“ So sagte er, trug seine Galloschen an den Fluß, und paus! lagen sie im Wasser, wo sie sogleich untersanken wegen ihrer Schwere. Nam ging nun nach Hause und legte sich zu Bette. Es war die erste Nacht, seit er die Galloschen im Hause gehabt hatte, daß er einen ruhigen und festen Schlaf fand; denn anfangs hatte er aus Furcht vor den Dieben nicht schlafen können, und später aus Furcht vor neuem Unglück, welches die Galloschen vielleicht über ihn bringen könnten. Jetzt war er ganz ruhig und sagte: „Nun bin ich sie los!“

Am folgenden Morgen war Nam so eben aufgestanden und stand mit seiner Frau in der Stube, um die Arbeit des Tages zu besprechen, als das kleine Stubenfenster in tausend Splitter zerschmettert in die Stube stürzte, und mit ihm zugleich flogen die beiden Galloschen herein, der eine derselben der armen Frau gerade in das Gesicht, so daß ihr das Blut aus der Nase und aus dem Munde strömte, in welchem ihr ein halbes Dutzend Zähne ausgeschlagen waren. Die arme Frau stürzte zu Boden und ihr erschrockener Mann wußte in seiner Angst gar nicht, wie er das strömende Blut stillen sollte.

Was war das nun wieder! Die Fischer hatten am vorigen Abend ein großes Netz in den Fluß gelegt, um am folgenden Morgen die gefangenen Fische mit denselben herauszuziehen. Als sie nun das Netz zogen, war es so schwer, daß sie einen guten Fischzug gethan zu haben glaubten. Nur mit vieler Mühe brachten sie es an das Land; da war aber nicht ein einziger Fisch darin, und statt dessen hatten sich Nam's schwere Galloschen, die in der ganzen Stadt bekannt waren, in das Netz verwickelt und mit ihren scharfen Nägeln schrecklich zerrissen. Voll Aerger darüber nahm einer der Fischer die Galloschen und warf dem armen Nam mit denselben sein einziges Fenster ein.

„Das habe ich dumm gemacht!“ sagte Nam, als er dieß erfuhr. „Nun, heute soll es besser werden!“ — Und als der Abend kam warf er die Galloschen in die Schleuse, in welche vieler Unrath aus der Stadt geworfen wurde, und legte sich dann ruhig zu Bette, er

konnte aber vor dem Stöhnen ſeiner Frau, die viele Schmerzen litt, nur wenig ſchlafen.

Er ſtand früh auf und ging an ſeine Arbeit. Da verbreitete ſich die Nachricht, daß der untere Theil der Stadt durch eine Waſſerflut überſchwemmt ſei, und daß das Waſſer von Minute zu Minute immer höher ſteige. Man konnte ſich die Ueberſchwemmung gar nicht erklären, da es ſeit langer Zeit nicht geregnet hatte, und der Fluß ſehr klein war. Man unterſuchte nun die Schleuſen, und nach langem Suchen zogen die Schleuſenwärter mit ihren langen Haken Nam's Galloſchen heraus, welche die Schleuſe ſo verſtopft hatten, daß kein Tropfen Waſſer abfließen konnte. So wie ſie entfernt waren, fiel auch das Waſſer wieder.

Der unglückliche Tagelöhner wurde wieder vor das Gericht geführt, da man ſeine Galloſchen gleich erkannte, und da er ſo arm war, daß er keine Geldſtrafe bezahlen konnte, wurde er zu zwanzig Peitſchenhieben verurtheilt, die er auch auf der Stelle richtig erhielt. Vor Schmerz ſtöhnend und mit blauem Rücken kam er wieder nach Hauſe, ſeine unglücklichen Galloſchen in den Händen tragend.

Er brauchte mehrere Tage, ſich zu erholen und er betrachtete mit Angſt und Sorge die Galloſchen, die da in ſeiner Stube ſtanden. Endlich kam ihm ein guter Gedanke. „Da Euch das Waſſer nicht will“, ſagte er, „ſo macht wol das Feuer meinen Sorgen ein Ende!“ — Er wollte nun auf der Stelle die Galloſchen verbrennen, aber ſie waren noch ſo naß und vom Waſſer ſo durchzogen, daß ſie nicht gebrannt haben würden. Sie mußten vorher getrocknet werden. Und ſo ſetzte er ſie in das geöffnete Fenſter in die Sonne, die gerade recht warm ſchien, und ging an ſeine Arbeit.

Gegen Mittag erhob ſich ein ſtarker Wind, der das Fenſter bald zuſchlug, bald wieder aufriß. Das Fenſter ſchob die Galloſchen her und hin, und rüttelte ſo lange an ihnen, bis ſie zuletzt das Gleichgewicht verloren und hinausſtürzten. Platſch! da lagen ſie; aber nicht etwa gleich auf der Erde, was ein Glück geweſen wäre; ſie fielen auf eine große Schüſſel mit Sauerkraut und Bratwürſtchen, die eine Frau unten vorbeitrug. Das war aber doch noch ein Glück; denn wären ſie der Frau auf den Kopf gefallen, ſo hätten ſie ſie ſicherlich auf der Stelle todtgeſchlagen;

aber die Schüſſel war in tauſend Scherben zertrümmert und das ſchöne Sauerkraut und die duftenden Bratwürſtchen lagen auf der Erde und wurden ein Feſtſchmaus für die Hunde, die von allen Seiten herbeigerennt kamen.

Nam ſollte den Schaden erſetzen; aber er hatte keinen Pfennig im Vermögen. So erlaubte man ihm, am Ende jeder Woche einige Groſchen von ſeinem Wochenlohn abzuzahlen, ſo lange bis der Schaden vergütet ſeyn werde. Das verſprach er auch.

Die Galloſchen waren nun trocken und glänzten von dem Fette, welches Nam öfters in ſie eingerieben hatte, um das harte dicke Leder geſchmeidig zu erhalten. Er trug deshalb am folgenden Morgen dürres Holz zuſammen, legte es auf dem Heerde auf einen Haufen, ſtellte oben darauf die Galloſchen und zündete das Holz an.

Hochauf loderte die Flamme, die durch das aus den Galloſchen fließende Fett reichlich genährt wurde, ſie ergriff den Ruß der Eſſe, entzündete ihn, ſo daß in wenigen Augenblicken die ganze baufällige Eſſe brannte, die dann das ſchlechte Schindeldach und zuletzt das ganze Haus in lichte Flammen ſetzte, ſo daß es bis auf den Boden niederbrannte.

Ja, nicht immer gereicht die Erfüllung unſrer Wünſche zu unſerm Glücke!

Damon und Chloe.

Mitten auf dem großen grünen Tische stand der Christbaum mit seinen bunten Lichtern und rothen Aepfeln und goldenen Nüssen, und um ihn herum lagen Spielsachen holterpolter bunt unter einander geworfen. Aber die Lichter am Baum waren halb heruntergebrannt und ausgelöscht; es war stockfinstere Nacht. Ein paar Stunden früher war es so hell gewesen, wie bei hellem Sonnenschein; da war Christbescheerung für die

kleine Anna und ihren Bruder Karl, und der Baum hatte geglänzt; aber die Kinder mußten zu Bette, denn es war schon spät. „Jetzt sollt Ihr schlafen!“ hatte der Vater gesagt, „morgen könnt Ihr wieder spielen, da wird der Baum wieder angezündet!“

Ach, die Freude hatte gar zu kurze Zeit gedauert! Aber was der Vater einmal gesagt hatte, das mußte geschehen; das wußten die Kinder. So lagen sie in der Schlafkammer in ihren Bettchen, und sollten schlafen. Ja, wenn sie gekonnt hätten! Sie mußten ja immer an morgen denken und an die neue Lust. In der Stube war stockfinstere Nacht.

„Uff! rücke doch ein Bischen auf die Seite, Du zerbrichst mir ja die Rippen!“ sagte es jetzt unter den Spielsachen. Es war der Hampelmann, der so sagte, und quer über ihm lag der dicke Nußknacker, der ihn fast zu Tode drückte.

„Ich kann ja nicht!“ antwortete der Nußknacker, „centnerschwer liegt es auf mir, ich kann mich nicht rühren! Hätten wir nur Licht, daß man sehen könnte! Nu! ich erstücke fast!“

Und unten an dem Stamme des Christbaums lehnte ein kleines buckeliges Männchen, das hatte einen Korb auf seinem Buckel, und in dem Korbe staken Zündhölzchen, denn das Männchen war ein Feuerzeug, so ein künstliches, modiges, ohne Stahl und Stein. Es zog ein Hölzchen aus dem Korbe, strich es über seine grobe braune Schürze, und pisch! brannte das Hölzchen lichterloh; es war erbentlich, als ob der Blitz in dasselbe eingeschlagen hätte. Das Buckelmännchen zündete damit die Lichter an, die auf den untersten Zweigen des Christbaums staken, so hoch es reichen konnte; aber es konnte nicht hoch reichen, weil es so klein war.

„Du Faulpelz!“ sagte das Buckelmännchen zu einem Essenkehrer, der sich auf ein umgefallenes Haus gelegt hatte und da schlummerte; „kannst Du denn nicht ein Bischen behülflich seyn!“

Der Essenkehrer brummte, weil er aus der Ruhe gestört worden war, aber er nahm doch seine Leiter, denn im Grunde war er ein guter Essenkehrer, lehnte sie an den Christbaum, stieg hinauf auf die Zweige und zündete alle Lichter an.

„Nimm Dich in Acht,“ rief ihm das Buckelmännchen von unten zu,

„daß Du die blanken Aepfel und Nüſſe nicht beſchmutzeſt mit Deinen ruſtigen Kleidern!“

„Mach' es doch ſelber, Du kleiner Knirps, wenn ich Dir es nicht recht machen kann!“ brummte der Oſenkehrer, und gähnte. Er war jedoch eben fertig mit dem Anzünden.

Jetzt ſtand der Baum wieder in vollem Glanze und die goldenen und ſilbernen Aepfel und Nüſſe funkelten. Aber behüte der Himmel! wie ſah es auf dem Tiſche aus! Alle die ſchönen Spielſachen lagen wie Kraut und Rüben unter und über einander. Die Kinder hatten ſo ſchnell in ihre Betten gemußt, daß ſie gar nicht Zeit gehabt hatten, ein bißchen Ordnung zu machen. Da lag auf dem Hampelmann der Nußknacker mit ſeinem dicken Kopfe, und auf dem Nußknacker lag der Kirchthurm, und daneben lagen Reiter und Bäume und Bleiſoldaten und Häuſer und Schlößchen. Es war eine arge Wirthſchaft!

Jedes ſuchte jetzt hervor und auf die Beine zu kommen, nur der Hampelmann blieb liegen; ſein Bein war ihm eingeſchlafen und that ihm ſo weh.

„Nun, Hampelmann!“ ſagte der Nußknacker zu ihm, „willſt Du denn gar nicht aufſtehen?

„Du mußt mich nicht Hampelmann nennen!“ erwiederte er, indem er ſich aufraffte und ſein Bein mit den Händen rieb; „ich bin Balletänzer und habe ſchon in der Oper auf dem Theater getanzt und bin gerufen worden!“

„Thue doch nicht ſo dick und ſo vornehm!“ antwortete der Nußknacker; „wir wiſſen ja, daß Du nicht weit her biſt! Du biſt aus Nürnberg, und ich aus Kürth, und das liegt gleich neben einander!“

„Aber ich bin nach einem Pariſer Modelle gemacht,“ ſagte der Hampelmann, „und das iſt ſo gut, als ob ich in Paris geboren wäre. Merke Dir das, Du Schnappmaul!“

„Ei, Pez Beiten! Reſpekt vor Euer Gnaden!“ erwiederte der Nußknacker, und machte einen tiefen Bückling.

Auf der einen Ecke des Tiſches ſtand da ein prächtiges Himmelbett mit grünſeidenen Gardinen, und die Gardinen waren zugezogen; und in

dem Himmelbette lag Chloe, die schönste Schäferin, die man jemals bei einer Christbescherung gesehen hat. Sie war eben erst aus Paris gekommen, und hatte ein schönes rothes Porzellangesicht mit himmelblauen Glasaugen und schwarzen Schönpflästerchen. Sie hatte ein weißes Atlaskleid an, auf das rosenrothe Bandschleifchen genäht waren, und auf ihren weißgepuderten Haaren trug sie ein gelbes Strohhütchen mit einer Rose. Sie sah so vornehm aus, daß man sie gar nicht für eine Schäferin würde gehalten haben, wenn sie nicht einen Schäferstab in der Hand gehabt hätte. Sie war prächtig, und lag gleich mit ihrem Schäferstabe im Bette, denn sie konnte ihn nicht ablegen, weil er an ihre Lederfinger festgenäht war; das war aber so bequem, daß sie ihn nicht lange zu suchen brauchte, wenn sie aufstand, ihre Schäfchen zu hüten.

Und vor dem Bette auf einem hölzernen Steine saß ein Schäfer und blies auf seiner Schalmei die herrlichsten Lieder; man konnte sie aber nicht hören, der Drechsler hatte vergessen, die Schalmei auszuhöhlen, und so war sie aus vollem Holze, da konnten die Töne nicht herauskommen; aber denken konnte man sich's, wie schön es würde geklungen haben, wenn man es hätte hören können.

Aber warum schalmeite denn der so schön?

Ich will es nur gleich sagen, damit Ihr es wißt! Der Schäfer hatte die Schäferin so lieb, und er suchte ihr Herz zu erweichen durch seine Musik, da er zum Sprechen zu blöde war; deshalb blies er die ganze Nacht hindurch auf seiner Schalmei, während die Andern schliefen. Sie machte sich aber gar nichts aus ihm, und dazu hatte sie ihre Ursachen. Er hatte nur einen hölzernen Rock an, an welchen nicht einmal Knöpfe genäht waren, und sie trug ein weißes Atlaskleid mit rosenrothen Schleifchen; das paßt ja nun gar nicht zusammen!

Auf der grünen Tischdecke liefen jetzt die Schäfchen zerstreut herum und fraßen, denn sie dachten, sie wären auf einer grünen Wiese; es schmeckte ihnen so gut, und der Hund, der auf sie Acht haben sollte, lag da und schlief; so hatten sie Freiheit hinzulaufen, wohin sie nur wollten, und das thaten sie auch. Ein schönes schneeweißes Schäfchen, das ein blaues Bändchen mit einem Glöckchen um den Hals trug, denn es war

Chloes Lieblingsschäfchen, lief hin zum Himmelbette und ſteckte ſein Köpfchen zwiſchen die Gardinen hinein und rief: „Bä! bä!“

Da erwachte die ſchöne Chloe und ſprang mit ihrem Schäferſtab aus dem Bette; es war ſo hell, daß ſie dachte, die Sonne ſchiene, es war aber nur der Lichterbaum.

Jetzt war Alles wieder in ſchöner Ordnung, Alles was Beine hatte, ſtand auf denſelben, die Reiter ſprengten im Galopp auf dem Tiſche herum, die Soldaten ſtanden in Reih und Glied und marſchirten, links, rechts! links, rechts! und das Dorf mit der Kirche und dem Kirchthurme hatte ſich wieder aufgeſtellt, und drumherum ſtanden die Bäume, wie eine Allee. Unter einem Baume ſaß aber ein Spielmann und drehte ſeine Leier; ſo glaubte man, es ginge die Orgel in der Kirche, und das ſollte man auch glauben; er leierte aber nur Walzer und Contretänze.

„Sollen Sie nicht Chriſtbeſcherung ſpielen, da Alles ſo ſchön hell iſt!“ ſagte die Schäferin; „geſtern Abend bekamen wir nichts ab, die Kinder aßen Alles ſelbſt, was ſie vom Baume herunterriſſen, und wir hatten das Zuſehen!“

„Das wäre was!“ riefen Alleſammt, „das wäre prächtig!“ denn Alle hatten die Schäferin ſo lieb, weil ſie ſo niedlich war; ſie hatte aber nur den gelenken Hampelmann lieb, weil er ſo ſchön tanzen konnte; und das war ihr nicht zu verdenken, denn er hatte eine Jacke an von hellblauem Taffet und faltige weißatlaßene Hoſen, und in der Hand hielt er ein Tambourin mit Glöckchen.

Die Beiden waren aber alte Bekannte, ſie hatten acht Tage und acht Nächte lang in der Spielbude neben einander auf dem Brette geſtanden, und hatten ſich das Wort gegeben, einander zu heirathen, ſobald der Hampelmann eine feſte Anſtellung bekäme; und die hatte er nun. Chloe nannte den Hampelmann ihren Damon; er hieß aber eigentlich nur Dam ſchlecht weg; das klang ihr aber nicht vornehm genug, und ihm auch nicht, und er wurde böſe, wenn man ihn Dam nannte.

„Wollen wir nicht erſt einen Contretanz tanzen, hier auf der grünen Wieſe?“ fragte Damon die ſchöne Chloe, „dann ſchmecken die Pfeffernüßchen deſto beſſer!“

„Das mag ich gern!“ antwortete ſie, und reichte ihm ihre weiße Hand.

„Platz gemacht!“ riefen jetzt die Bleiſoldaten, und Jedermann trat auf die Seite.

Da hätte nun einer den prächtigen Tanz ſehen ſollen! Der Leiermann ſpielte auf der Leier und der Schäfer machte ſtille Muſik und der Hampelmann war ſo behende und gewandt und machte Sprünge, daß es zum Verwundern war. Er hob die Beine ſo hoch, daß ſie oben über ſeinem Kopfe zuſammenklappten, wie eine Schere, und die Arme ſchwang er rückwärts und vorwärts und nach allen Seiten, gleich als ob ſie hundert Gelenke hätten, und dabei ſchlug er den Takt auf dem Tambourin. Chloe verlor ihn manchmal ganz aus den Augen und mußte ihn in der Luft ſuchen, wenn er ſo hoch ſprang.

Das gefiel ihr aber ſo wohl, und es gefiel Allen, und Alle ſtanden drumherum im Kreiſe und ſahen zu, und wer einen Mund und eine Naſe hatte, ſperrte ſie weit auf vor Erſtaunen, und die Häuſer, die keine hatten, ſperrten ihre Fenſterladen und Fenſter auf, um beſſer zu ſehen, und die Bleiſoldaten gaben eine Gewehrſalve, und der Kirchthurm und die Häuſer, die auch herbeigerutſcht waren, ſtießen ihre Dächer an einander und applaudirten, und die Bäume verneigten ſich und bogen ihre Wipfel tief zur Erde. Es war aber auch nichts Gewöhnliches!

Als das Paar ſich endlich außer Athem getanzt hatte, ſagte Chloe: „Nun iſt's genug! Nun mag die Beſcherung angehen!“

Und Alle liefen alsbald zu dem Chriſtbaume, und Jeder langte zu, was er eben erreichen konnte. Der Oſenkehrer ſaß noch oben in den Zweigen und warf herunter mit Pfeffernüßchen und Bonbons, und der dicke Nußknacker, der ſich gern niedlich machen wollte, kletterte mit vieler Mühe auf den Baum und knackte Nüſſe und warf mit den Kernen nach der ſchönen Chloe; ſie mußte ſich recht in Acht nehmen, daß er ihr nicht ein Glasauge auswarf. Aber der flinke Hampelmann brauchte gar nicht zu klettern; er ſprang an dem Baume in die Höhe und riß die ſchönſten Zuckerdevißen ab, die an den äußerſten Zweigen hingen.

Eben hatte er ein rothes Zuckerherz erlangt, in welchem ein Pfeil ſtak; das brachte er ſeiner lieben Chloe, ließ ſich zierlich auf ein Knie

nieder und überreichte es ihr. Sie nickte ihm zu und nahm das Herz aus seiner Hand, denn sie wußte schon, daß es sein eigenes Herz bedeuten sollte, und sie biß gleich in seiner Gegenwart ein Stück davon ab, und das sollte heißen: „Ich möchte Dich gleich auffessen, mein Damon, vor lauter Liebe!“ — Ja sie verstanden Beide die Mienensprache!

Als sie aber so hineinbiß in das Zuckerherz, da fiel ein kleines Zettelchen heraus, darauf stand mit ordentlichen Buchstaben gedruckt, so daß man es lesen konnte:

„Du trafst mich tief in's Herz hinein,
Darum leid' ich nun herbe Pein!“

Das war aber so nett, und gefiel der schönen Chloe so wohl, daß sie gleich das ganze Herz aufaß.

Die Lichter am Christbaum waren jetzt alle heruntergebrannt und verlöscht, nur ganz oben brannte noch ein einziges, und daneben hing ein Rosenbouquet von Zucker. Das wollte Damon gern noch herunter haben, um es seiner Geliebten zu bringen, und er machte danach einen entsetzlich hohen Sprung. Aber unten war es schon so finster, daß er nicht sehen konnte, wohin er zurücksprang, und so sprang er mit beiden Beinen in eine Schale voll Honig, die unten auf dem Tische stand zum Geschenk für die Mutter, und dabei brach er noch dazu das eine Bein. Er stieß einen lauten Schrei aus, und die schöne Chloe stürzte auf die Erde und schloß die Augen. Man sollte glauben, sie wäre in Ohnmacht gefallen; und das glaubte man auch, da sie es so natürlich machte.

Auch das letzte Licht war jetzt verlöscht, und es war wieder finstere Nacht. Der Hampelmann in seinem Honigbade wimmerte und ächzte und rief um Hülfe, denn er konnte sich nicht allein heraushelfen aus dem dicken Honig; aber Keiner der Andern half ihm, Keiner hatte ihn lieb, weil er immer so hochmüthig war und die schöne Chloe heirathen wollte, die Jeder gern für sich zur Frau gehabt hätte. So mußte er in der Honigschale stecken, bis es Tag wurde.

Als aber am Morgen die Kinder aus ihren Betten kamen, da sahen sie die arge Wirthschaft, und riefen ihre Aeltern herbei. Die meinten, daß die Katze während der Nacht den Unfug gemacht haben müsse, nur wun-

derten ſie ſich, daß ſo viele Nußſchalen auf dem Boden herumlagen, da doch die Katzen ſonſt keine Nüſſe freſſen.

Der Hampelmann ſah aber ganz erſchrecklich aus! Bis in die Mitte war er mit Honig dick überzogen, und das eine Bein, das er gebrochen hatte, hing ſchlaff herab. Anna ſteckte ihn in das Waſchbecken, um ihn zu waſchen, aber der Honig ſaß ſo feſt wie Pech in den faltigen Atlaßhoſen und war nicht herauszubringen; und nun war auch ſeine blaue taffeine Jacke bei der Wäſche naß und fleckig geworden. Er troff über und über, und mußte an den Ofen gehängt werden, um zu trocknen.

Die Kinder ſpielten indeſſen mit den übrigen Spielſachen. Mit der ſchönen Chloe war aber nichts anzufangen; ſie war ganz ſteif, denn ſie lag noch immer in Ohnmacht; auch der Schäfer ſaß noch unbeweglich da, als wenn er von Holz wäre, und das war er auch, und ſchalmeite. Da kam der Nußknacker und der Eſſenkehrer an die Reihe; der Eſſenkehrer mußte für die Kinder Nüſſe vom Baume herunterholen, und der Nußknacker mußte ſie aufknacken, und da hatten Beide genug zu thun.

Während die Kinder die Nüſſe verzehrten, war die Katze zu dem Hampelmanne geſchlichen, der da am Ofen bammelte, und ſpielte mit der Schnur, die von ihm herunter hing. Auf einmal bekam der Hampelmann Leben und fing an mit Händen und Füßen zu zappeln. Das gefiel der Katze, ſie riß ihn herunter, faßte ihn um den Leib mit ihrer Schnauze und ſchleppte ihn die Treppe hinunter in den Holzſtall. Da ſtand in der Ecke eine alte Kiſte; es war aber eine alte Rumpelkiſte, in die alle unbrauchbaren Dinge, alte Lumpen, zerbrochene Spielſachen und derlei Krimskrams geworfen wurde. In der Kiſte hatte die Katze ihr Wochenbett aufgeſchlagen, und es lagen darin vier ganz kleine Käpchen, das waren ihre Kinderchen. Zu dieſen trug ſie den Hampelmann und ſagte: „Ihr Kinder, da iſt ein Hofmeiſter für Euch, von dem ſollt Ihr feine Manieren und ſchöne Sprünge lernen, damit ich Ehre mit Euch einlege, wenn ich Euch einführe in die Welt. Der ſoll mit Euch ſpielen und Euch Märchen erzählen, wenn ich ausgehen muß, um Mäuſe zu fangen. Aber geht fein ſäuberlich mit ihm um, damit Ihr ihm nicht die Augen auskratzt!“

„Ei! der prächtige Hofmeiſter!“ ſagten die Katzenkinderchen, und ſtreichelten ihn, denn ſie konnten noch nicht kratzen.

„Da oben iſt noch eine wunderſchöne Schäferin,“ fuhr die Katzenmutter zu ſprechen fort, „die hätte ich auch gern mitgebracht und ſie ſollte Eure Gouvernante ſeyn; aber die iſt krank und muß im Bette liegen und Kamillenthee trinken!“

Ach, wie ſchmerzte das den armen Hampelmann, als er hörte, daß ſeine liebe Chloe ſeinetwegen, wie er glaubte, ſo leiden mußte! Er vergaß darüber ſein eigenes Unglück; und es war doch fürwahr ein groſſes Unglück für einen Ballettänzer, mit einem lahmen Beine in einer Rumpelkiſte zu liegen und der Hofmeiſter junger Katzen ſeyn zu müſſen. Es war aber keine Rettung; er mußte ſich in ſein Schickſal fügen, der arme Hampelmann!

Anfangs ging's noch; die jungen Katzen waren noch ſo dumm und ſo tölpiſch, daß ſie zwar auf ihm herumkrochen und ihn bald in das Geſicht, bald auf ſein lahmes Bein traten, ſie thaten ihm jedoch nichts zu Leide; wie ſie aber etwas gröſſer wurden, wurden ſie boshaft und heimtückiſch, und mißhandelten ihn ſo viel ſie nur wußten und konnten; ſie hörten gar nicht auf die guten Lehren, die er ihnen gab, ja ſie zerkratzten ihm das Geſicht und ſeine Kleider. Der arme Hampelmann!

Eines Morgens ſagte die Katze zu ihren Kindern: „Nun macht Euch nett, leckt Euch die Pfötchen und putzt Euch ordentlich; heute zu Mittag ſollt Ihr der Familie vorgeſtellt werden! Seid aber ja recht artig, ſchmiegt Euch und ſchmeichelt recht, damit Ihr gut aufgenommen werdet! Vergeſt auch nicht, die Krallen recht tief einzuziehen und Sammetpfötchen zu machen, wenn Euch die Kinder auf den Schooß nehmen!“

„Das hat keine Noth!“ antworteten die Kätzchen.

„Könnt Ihr denn noch einen ordentlichen Buckel machen und ſpinnen? Probirt es lieber noch einmal, damit es ohne Fehler abläuft! — So! nun es geht ſo paſſabel! Nur das Spinnen taugt noch nichts; Ihr habt noch nicht den rechten Ton, und es klingt noch zu ſchnarrig. Laßt es lieber ganz weg, damit Ihr Euch nicht blamirt!“

„Es ſoll ſchon gehen!“ ſagten die Kätzchen, und ihre Mutter fuhr

fort, denn ſie machte gern viele Worte: „Nehmt Euch in Acht, daß Ihr der ſchönen Schäferin nicht zu nahe kommt, die ſteht in hohen Ehren, und es iſt nicht einmal mir erlaubt, mit ihr zu ſpielen. Den Nußknacker den könnt Ihr ſchon ein Bißchen herumtanzen; ſeht Euch aber vor, daß er Euch nicht erwiſcht, wenn er nach Euch ſchnappt, er hat ſcharfe Zähne. Nun nehmt Euch zuſammen!“

So gab die Katzenmutter ihren Kindern gute Lehren, und als zu Tiſche geläutet wurde, führte ſie ſie hinauf in das Speiſezimmer. Sie wußte ſich ſo viel, als ſie in das Zimmer trat mit ihren vier Kinderchen, von denen eins ein dreifarbiges war, und ſchritt ganz ſtolz voraus und ſah ſich immer nach ihnen um, damit ſie nichts Ungeſchicktes machten.

„Oh Vater!“ riefen Anna und Karl, „ſieh doch die niedlichen Miezekätzchen!“

Aber der Vater machte ein finſteres Geſicht, und hatte gar keine Freude darüber. „Wo kömmt denn das Katzengeſchmeiß ſchon wieder her!“ ſagte er, „das fehlte noch!“

Er rief dem Bedienten und ſprach heimlich mit ihm. Er hatte ihm aber geſagt, er ſolle das dreifarbige Kätzchen der Tante Karoline bringen und die übrigen drei in den Fluß werfen, und der Bediente trug die Kätzchen fort, und die alte Katze ſchrie: „Miau!“ als man ihre Kinder forttrug. Es half aber Alles nichts.

Nun war der gute Hampelmann allein in der Kiſte, denn auch die alte Katze kam nicht mehr hin, und die Einſamkeit that ihm recht wohl; er hatte jetzt Zeit an ſeine liebe Chloe zu denken, und das that er auch unabläſſig. „Ob ſie nur wieder ganz geſund iſt!“ ſagte er, „und ob ſie wol noch an mich denkt!“ Und dann fiel ihm ſein lahmes Bein ein, und er ſeufzte: „Ach! mich armen Krüppel hat ſie gewiß längſt vergeſſen und hat den dickköpfigen Nußknacker geheirathet, oder den langweiligen Schäfer! Oh!“

Von Zeit zu Zeit wurde neuer Plunder in die Kiſte geworfen, es war aber nichts darunter, mit dem er ſprechen konnte, denn die alten Hadern und Lumpen waren ſo dumm und konnten ihm keine Antwort geben, wenn er ſie nach der ſchönen Chloe fragte.

Eines Tages raſchelte etwas in der Kiſte, und der Hampelmann hob ſeinen Kopf in die Höhe, um zu ſehen, was es wäre. Es war ein neugieriges Mäuschen, das hineingeſprungen war, und es war recht erſchrocken, als es den Kopf des Hampelmanns ſah, der aus den Lumpen hervorguckte. Es pfiff vor Angſt, und gleich kamen viele Mäuschen herbeigerannt, die wollten alle ſehen, was es gäbe; es war eine ganze Mäuſefamilie, die Mutter mit zehn Kindern. Der Hampelmann rührte und regte ſich nicht. Da wurde die Mäuſemutter ganz dreiſt, ſprang ein paar Mal über ihn weg und zupfte ihn vorſichtig bei der Naſe. Er rührte und regte ſich nicht.

„Der thut Euch nichts!“ ſagte die alte Maus, „und es muß Honigkuchen hier herum ſeyn, es riecht ſo appetitlich! Seht Euch nur um!“

Und die Mäuschen wühlten jetzt in der Kiſte herum und krochen unter die Hadern und kamen an die Beine des Hampelmanns, die von dem Honig ganz durchzogen und ſteif waren, wie Honigſtrizeln.

„Mama!“ riefen ſie, „der Mann hat Honigkuchenbeine!“

„Dacht' ich's doch!“ ſagte die Mäuſemutter; „ja ich habe eine feine Naſe! Nun ſo koſtet ſie, denn das ſchmeckt gut!“

Und ſie fingen an an den Beinen zu knappern und zu ſchroten, und das ſchmeckte ihnen ſo ſüß, daß ſie gar nicht wieder aufhören mochten.

„Thut nicht zu viel auf ein Mal!“ rief ihnen die Mutter zu, „ſonſt verderbt Ihr Euch den Magen und müßt zu Hauſe bleiben und Fliederthee trinken!“

„Oh! das ſchmeckt ſo ſüß, Mama!“ ſagten die Mäuschen, und kamen nun alle Tage und nagten an den Beinen, und das thaten ſie ſo lange, bis ſie ſie ganz abgefreſſen hatten, ſo daß nicht einmal mehr Stummeln blieben. Der arme Hampelmann! Er war nur noch der Rumpf von einem Hampelmanne.

Schmerzen litt er aber gar nicht, denn er lag in einer Art Betäubung und Fühlloſigkeit; es war ihm ganz einerlei, ob er Beine hatte, oder keine, er war ein halbtodter Mann.

Ein Jahr war nun um, und es war wieder Weihnachtsabend. Der Chriſtbaum ſtand wieder auf dem grünen Tiſche und funkelte, und um ihn

herum waren wieder neue Spielſachen aufgeſtellt; darunter war auch eine neue Puppe. Nein, wie war die ſchön! Es mußte wol eine Prinzeſſin ſeyn, ſonſt hätte ſie nicht ſo ſchön ſeyn können! Sie hatte ein Schleppkleid an von purpurrothem Sammet, weil es Winter war, ihre natürlichen Haare waren in Zöpfe geflochten und auf der Stirne glänzte ein goldenes Diadem, das ſah gerade aus wie ein Krönchen, und darum war ſie ganz gewiß eine Prinzeſſin, oder wol gar eine Königin, wenn ſie keine Prinzeſſin war. Die Kleider waren auch gar nicht auf ihren Leib genäht, wie bei der Schäferin; man konnte ſie ordentlich ausziehen, wenn ſie ſich zu Bette legen ſollte, und dazu war eine ganze Kiſte voll Nachtzeug da, und auch andere Kleider von Batiſt und Seide für den Sommer.

Das war aber ſchlimm für die arme Chloe! Die hatte ihr Atlaskleid ein ganzes Jahr lang auf dem Leibe getragen, ohne es abzulegen, und wenn man ein Kleid ein Jahr lang Tag und Nacht auf dem Leibe getragen hat, ſo iſt es unſcheinbar geworden; und ſo war auch Chloes Kleid, man erkannte nicht mehr, daß es einmal weiß geweſen war.

„Höre, Chloe,“ ſagte Anna zu ihr, „Du biſt jetzt ſo ſchmuzig und ſiehſt aus wie ein rechter Aſchenbrödel! Pfui! Du darfſt nicht mehr in die Stube kommen, und kannſt auch nicht mehr in dem Himmelbette liegen, darin ſchläft jetzt die Prinzeſſin. Du mußt in die Küche gehen und ſollſt die Köchin ſeyn. Führe Dich aber gut auf und laſſe die Suppe nicht anbrennen!“

Ach, das war ſo traurig für die arme Chloe, daß ſie nun immer an dem ſchmuzigen Herde ſtehen ſollte! und wenn es nichts zu kochen gab, mußte ſie ſpinnen und ſtricken. Sie ſehnte ſich recht, aus dem Hauſe zu kommen, beſonders wenn ſie an ihren lieben Damon dachte, der ſo gelenk war und ſo ſchön tanzte.

„Wenn er mir nur treu geblieben iſt!“ ſagte ſie. „Ich ginge gleich mit ihm in die weite Welt, wenn er mich zu holen käme! Aber der hat gewiß ſchon längſt eine Andere zur Frau genommen, und hat mich vergeſſen! Ich ſehe freilich jetzt ein Bißchen ſchmuzig aus, und er war ſo ſchön, und ich habe ihn noch immer ſo lieb!“

So klagte die arme Chloe und mußte nun in der Küche am Herde

ſtehen und Thee und Suppe kochen für die Prinzeſſin. Aber neben dem Herde ſaß der blöde Schäfer mit ſeiner Schalmei und machte noch immer ſtumme Muſik und ſeufzte dazwiſchen, denn er konnte keine ſchönen Worte machen. Der wollte noch immer Chloe gern zur Frau haben, obgleich ſie ſo ſchmuzig war; ſie ſagte aber: „Nein! Ich bin mit Damon verlobt und bleibe ihm treu bis in den Tod, auch wenn er mich vergeſſen hat!“

Einmal, als Chloe eben eine Schüſſel voll heißer Suppe zur Prinzeſſin tragen wollte, kam der Kettenhund, der ſich unten im Hofe von der Kette losgeriſſen hatte, in die Stube geſprungen und rannte ſo ſtark gegen die arme Chloe, daß er ſie umriß. Sie fiel auf ihr Porzellangeſicht, ſo daß es in tauſend Stückchen zerſprang, und ſie nun gar kein Geſicht mehr hatte, und die heiße Suppe floß auf den Hund herab und verbrannte ihn ſo ſehr, daß er vor Schmerz heulte.

„Warte, Du ungeſchicktes Ding!“ heulte er, faßte Chloe mit den Zähnen bei ihrer dünnen Taille, ſchüttelte ſie ein Bißchen und biß ſie zuletzt mitten durch, und trug den Körper hinunter in ſeine Hundehütte, und zerkaute und zerriß ihn in kleine Stückchen. Das war aber recht ſchlecht von dem garſtigen Hunde, da er allein doch alle Schuld trug!

Als das Stubenmädchen die Stube auskehrte, fand ſie den untern Theil mit den Beinen der unglücklichen Chloe, welchen der Kettenhund hatte liegen laſſen, und ſie trug ihn hinunter in die Rumpelkiſte.

Da lag nun der halbe Damon und die halbe Chloe in derſelben Kiſte; aber keines wußte von dem andern. Nach einiger Zeit, als die Kiſte voll war von alter Rumpelei, trug der Diener ſie hinaus auf die Gaſſe und ſchüttete ſie aus; der Unrath ſollte hinausgefahren werden auf das Feld zum Düngen. Da kam eine arme alte Lumpenſammlerin mit einem eiſernen Haken, mit dem kragte ſie in dem Haufen herum, um zu ſehen, ob ſie etwas fände, was noch irgend wozu zu brauchen wäre. Die alte Frau machte von den Lümpchen, die ſie fand, Puppen und verkaufte ſie zu einem billigen Preiſe.

Da fand ſie nun den Kopf und Rumpf des Hampelmanns und die Beine der Schäferin, und dachte, das müßte eine hübſche Puppe werden, wenn ſie beide Stücken an einander nähte. Und das that ſie, ſie flickte die

beiden Theile feſt an einander, es paßte Alles prächtig, und ſo wurden die Liebenden noch im Tode mit einander vereinigt, ohne daß eines von dem andern wußte.

Und ſo ſtand die neue Puppe auf dem Tiſchchen der alten Lumpenfrau zum Verkaufe. Sie ſah recht beſcheiden aus, und Niemand ſah es ihr jetzt an, daß ſie einmal eine ſo ſchöne Schäferin und ein ſo gelenker Ballettänzer geweſen war. Sie war jetzt eine Bäuerin, denn die alte Frau hatte ihr ein Mieder und einen Frauenrock von Drillich gemacht und angezogen, und das ſtand ihr recht gut. Aber an ihrer vornehmen Miene ſah man es gleich, daß ſie keine gewöhnliche Bäuerin war, ſie hatte ſo etwas Apartes. Wenn die alte Frau ſie noch nicht verkauft hat, ſo ſteht ſie gewiß noch auf dem Tiſchchen, und da könnt Ihr ſie ſehen, wenn Ihr einmal da vorübergeht.

Das war nun die Geſchichte des Damon und der Chloe, die nicht dazu gelangen konnten, einander zu heirathen, die ſich aber treu blieben bis in den Tod, und die erſt nach dem Tode ſo eng mit einander vereinigt wurden, daß aus Zweien Eins geworden war.

Die Erbſchaft.

Es war einmal ein armer Bauersmann, dem hatte ſeine verſtorbene Frau zwei Kinder hinterlaſſen, die er nun allein ernähren und erziehen mußte, und das wurde ihm recht ſauer, da er ſo arm war. Er beſaß nichts weiter, als ein geringes Häuschen und eine Kuh, und noch außerdem eine Schalmei und einen Hakenſtock. Das war Alles! Aber er erzog dennoch ſeine zwei Söhne ſo gut er konnte, und hielt ſie zu allem Guten und zur Gottesfurcht an; und wenn er bei ſeiner Armuth manchmal den Muth verlor, ſo nahm er ſeine Schalmei zur Hand und ſpielte ein Lied,

und da wurde er ganz heiter und guten Muthes, und sein Vertrauen auf Gott wurde wieder stark und fest. Es klang aber auch gar wunderlieblich und herzerquickend, wenn er blies.

Mit der Schalmei hatte es aber so seine eigene Bewandniß. Der Bauersmann ging einmal, als seine Frau noch lebte, des Morgens auf das Feld, um Futter für seine Kuh zu holen, und wie er so stille vor sich hin schritt, hörte er ein leises Wimmern und Stöhnen. Er ging ihm nach und fand unter einem Baume mitten auf dem Felde einen steinalten kranken Mann auf der Erde ausgestreckt, der in den letzten Zügen lag, und so schwach und matt war, daß er sich nicht aufrichten konnte. Es mochte wol ein alter wandernder Musikant seyn, über den unterweges eine Schwachheit gekommen war, denn neben ihm lag eine Schalmei und ein Hakenstock.

Der gutmüthige Bauer nahm den schwachen Greis auf seinen Rücken und trug ihn in sein Häuschen, wo er ihn mit Speise und Trank erquickte. Er und seine Frau pflegten den Alten so gut, daß er wieder zu einigen Kräften kam; aber lange dauerte das nicht, denn er starb schon nach einigen Wochen an Altersschwäche.

Als der Tod sich ihm nahete, nahm der alte Musikant noch einmal seine Schalmei und blies ein Lied, so rührend und wonniglich, daß der Bauer und seine Frau weinen mußten; dann legte er die Schalmei auf seine Brust und sagte: „Gott wird Euch segnen für das, was Ihr an mir gethan habt! Habt nur immer Gott vor Augen und im Herzen, und haltet die Schalmei in Ehren, die ich Euch hinterlasse; sie wird Euch dereinst Glück bringen!“

Als er dieß mit schwacher Stimme gesagt hatte, schloß er die Augen und war todt. Seit der Zeit war die Schalmei im Hause und der Bauer hielt sie lieb und werth, als ein Andenken an den guten Alten, und sie hatte ihm schon manchmal Trost gebracht, wenn er in Noth war.

Die beiden Söhne des Bauersmannes waren jetzt herangewachsen. Der älteste, Michel, war achtzehn Jahre alt und der jüngste, Hans, ein Jahr jünger. Michel war ein leichtsinniger, pfiffiger Junge, der manchmal Fünfe gerade seyn ließ. Hans aber war nachdenklich und

ſtill, dabei grundehrlich und von Herzen gut und fromm. Eines Morgens klagte der Vater über Unpäßlichkeit und mußte ſich niederlegen, und da es von Stunde zu Stunde ſchlimmer mit ihm wurde und er fühlte, daß ſein Ende nahe ſey, ſo ſagte er zu ſeinen Kindern: „Viel kann ich Euch nicht hinterlaſſen; aber wenn ich geſtorben bin, ſo theilt Euch brüderlich in das Wenige und laßt nicht Hader und Zank zwiſchen Euch entſtehen. Bleibt bei einander und lebt einig zuſammen, und denkt bei Allem, was Ihr vornehmt, zuerſt an Gott!“ — So ſprach er, legte ſich auf die Seite und ſtarb.

Als der Vater begraben war, ſagte Michel zu ſeinem Bruder: „Nun wollen wir theilen! Was möchteſt Du denn gern?“

Darauf antwortete der wortkarge Hans: „Vaters Schalmei wäre mir eben recht!“

„Du willſt aber auch gerade das Allerkoſtbarſte!“ entgegnete Michel. „Der Vater hielt ſo viel auf die Schalmei und ſie war ihm das Liebſte von Allem. Aber meinetwegen, Du ſollſt ſie haben, wenn Du mir dafür das Haus läßt.“

„Gern!“ ſagte Hans.

Und Michel fuhr fort: „Möchteſt Du ſonſt noch etwas?“ worauf Hans erwiederte: „Vaters Hakenſtock hätte ich gern!“

„Ei! Du willſt aber auch das Allerbeſte!“ fuhr ihn Michel an. „Der Hakenſtock war dem Vater das Liebſte von Allem. Doch wenn Du mir die Kuh dafür gibſt, ſo will ich ein Auge zudrücken.“

„Gern!“ ſagte Hans.

Die Erbſchaft war nun getheilt ohne Zank und Streit, obgleich der pfiffige Michel ſeinen Bruder ſo ſehr übervortheilt hatte, und Hans gedachte wie bisher mit ſeinem Bruder in dem Häuschen zu wohnen. Da ſagte aber Michel zu ihm: „Das geht nicht! Wenn ich heirathe und Kinder bekomme, dann iſt das Häuschen für uns zu klein. Du mußt Dir eine andere Wohnung ſuchen!“

„So will ich in die weite Welt gehen!“ ſagte traurig der arme Hans, und Michel erwiederte ihm: „Das thue, da kannſt Du Dein Glück machen!“

Nachdem Hans ſich noch einmal ſatt gegeſſen hatte, ſteckte er die Schalmei und ein Stück Brod in einen linnenen Querſack, den er über die Schulter hing, nahm ſeinen Hakenſtock in die Hand, reichte ſeinem Bruder die Hand zum Abſchiede, ſagte ihm Lebewohl und machte ſich auf den Weg; wohin? ja, das wußte er ſelbſt nicht. Neben der Straße, die er einſchlug, ſtand ein ſteinernes Crucifix. Hans kniete vor demſelben nieder und verrichtete ſeine Andacht und bat den lieben Gott, daß er ihn nicht verlaſſen möchte. Dann ſtand er wieder auf und wanderte der Straße nach. Als es Abend wurde, ſah er ſich nach einem Obdach um, wo er die Nacht zubringen könnte, und da er keines fand, legte er ſich auf einen Heuhaufen und ſchlief ſanft und ruhig ein.

Die Morgenſonne weckte den guten Hans aus ſeinem feſten Schlafe. Er kniete nieder und verrichtete ſein Morgengebet, dann machte er ſich wieder auf die Wanderſchaft. Das ging auch mehrere Stunden recht gut, aber da er noch nichts gegeſſen hatte, ſo erwachte der Hunger, und es war beinahe Mittag, als er müde und matt auf einen Raſenrain niederſank, ſich etwas zu erholen. Er öffnete ſeinen Querſack, um zu ſehen, ob ſich vielleicht noch ein Rindchen Brod von geſtern darin vorfände; er fand aber nichts. Eben hatte er die Schalmei in den Händen und dachte: „Wenn ich doch ſo ſpielen könnte, wie der ſelige Vater!“ und ſetzte die Schalmei an den Mund und blies hinein. Siehe da kamen ſchöne Töne aus derſelben, worüber er ganz verwundert war. Er ſetzte das Blaſen fort, und es erklangen dieſelben lieblichen Lieder, die ſein Vater geſpielt hatte, und es war gerade, als ob er ſchon viele Jahre lang ſchalmeit hätte. Hans fühlte nun keinen Hunger mehr, er ſprang auf und wanderte geſtärkt weiter.

Mittag war längſt vorüber, als Hans von weitem ein Dorf liegen ſah. Er ſchritt tüchtig darauf los und erreichte es bald. Da ſtand vor einem Hauſe eine große Menge Menſchen und Alle jubelten und jauchzten. Es war eine Hochzeit in dem Hauſe, in das Hans beſcheiden eintrat. Er zog ſeine Schalmei hervor und fing an zu blaſen, und das ging ſo gut, daß alle Hochzeitgäſte zu tanzen begannen. Selbſt die älteſten Großväter und Großmütterchen hoben ihre ſteifen Beine und hüpften und

ſchlürften mit herum; Luſt und Fröhlichkeit hatte Alle ergriffen. Dabei wurde geſchmauſt und gezecht, wovon Hans ſeinen guten Theil bekam, und dann ging das Tanzen und Springen von Neuem an. Man wollte die Muſik der Dorfmuſikanten gar nicht hören, ſo viel ſchöner klang die, welche Hans machte, und man warf ihm Geld zu, damit er nur immer fortſpielen ſollte.

Das nahmen aber die Dorfmuſikanten ſehr übel, daß ſie gar nichts verdienen konnten, ſie packten den armen Hans, als er einmal eine Pauſe machte, um wieder zu Athem zu kommen, beim Kragen und warfen ihn zur Thür hinaus, indem ſie ihm drohten, ihm ſeine Schalmei zu zerſchlagen, wenn er noch einmal ſpielen würde.

Der arme Burſche mußte wieder weiter wandern; doch hatte er ſich ja ſatt gegeſſen und getrunken und er hatte auch Geld in der Taſche, für das er auf ſeiner Wanderſchaft zu eſſen und zu trinken bekam. Bald genug war aber das Geld ausgegeben, und nun zog wieder Schmalhans als Küchenmeiſter bei ihm ein. Da er nicht betteln wollte, mußte er von wilden Aepfeln und Birnen leben, die auf den Bäumen wuchſen, welche einzeln im Felde und in den Wäldern ſtanden, durch die er kam, und dabei leiſtete ihm ſein Hakenſtock gute Dienſte, mit welchem er die hohen Aeſte, die er nicht erreichen konnte, herabzog. In den Dörfern zu ſchalmeien, wagte er gar nicht mehr, da ihm das ſo ſchlecht bekommen war. Er that es nur, wenn er ganz allein im Felde war, um wieder Muth zu bekommen, wenn es ihm gar zu knapp erging und er nicht einmal wilde Aepfel fand.

So ging er auch einmal durch einen großen großen Wald und hatte eben ſeine Schalmei hervorgezogen, um ein Morgenlied zu blaſen, das ihn für den ganzen Tag ſtärken ſollte, als ihm ein großer grimmiger Bär entgegen kam, der ſchon von weitem den Rachen aufſperrte, um ihn zu freſſen. In der Angſt blies Hans in die Schalmei, und ſiehe da, der Bär blieb ſtehen und richtete ſich auf ſeine Hinterbeine in die Höhe, wie ein Menſch. Hans blies immer fort, und der Bär fing an zu tanzen und ſich im Kreiſe herumzudrehen, und das that er ſo lange, bis er taumelnd niederſank. Jetzt löſte Hans, der wieder Muth bekommen hatte, den

Strick, mit welchem ſein Rock gegürtet war, los, und band ihn dem Bären um den Hals, und der Bär ließ ſich an demſelben wie ein Hund führen.

Als Hans in das nächſte Dorf kam, lief das ganze Dorf zuſammen, den großen zottigen Bären zu ſehen, der ſo zahm war, daß er ſich von Jedem ſtreicheln ließ. Hans ſchalmeite und ließ ihn tanzen, was den Bauern ſo wohlgefiel, daß ſie dem Bärenführer Brod und Butter und Käſe brachten, ſo viel er nur wollte. Nun wußte Hans gar nicht mehr, was Hunger iſt. So oft er Luſt zu eſſen hatte, brauchte er nur in das erſte beſte Dorf zu gehen und ſeinen Bären tanzen laſſen, da erhielt er, was er brauchte.

Auf die Länge bekam er aber doch das Umherziehen und das müßige Vagabundenleben ſatt. Er war noch nie in einer Stadt geweſen, und er beſchloß, in die erſte Stadt, die er auf ſeinem Wege finden würde, einzuwandern. Dort, hoffte er, werde er einen noch beſſern Verdienſt haben und auch vielleicht Gelegenheit finden, irgend ein nützliches Handwerk zu lernen; denn er war, wie geſagt, des Herumſtreichens müde.

Wie er ſo dachte, erblickte er in der Ferne viele hohe Thürme und er ſchritt darauf zu und kam bald in die Nähe einer großen prächtigen Stadt, durch deren Thor er in dieſelbe eintrat.

„Wohin, Landsmann?“ rief ihn der Thorwart an.

„Meinen Bären will ich tanzen laſſen“, antwortete Hans, um mir etwas zu verdienen.“

„Da wirſt Du einen ſchlechten Verdienſt finden in der jetzigen Zeit!“ entgegnete der Thorwart.

Hans verſtand nicht, was er meinte und zog in die Stadt ein. Da ſah er, daß von allen Thürmen große ſchwarze Fahnen wehten und aus allen Fenſtern lange ſchwarze Flöre hingen.

„Was iſt denn das?“ fing Hans den erſten Bürger, der ihm entgegen kam.

„Weißt Du denn nicht, daß geſtern Abend des Königs Tochter geſtorben iſt? Was willſt Du hier mit Deinem Bären?“

So ſagte der Bürger und Hans ſah nun wol, daß hier Niemand Luſt haben würde, ſeinen Bären tanzen zu ſehen, und er beſchloß, durch

die Stadt zu ziehen, um ſie ſich zu beſehen, und zum andern Thore wieder hinauszuwandern. Er war aber kaum bis in die Hälfte der Straße gekommen, als ein paar Soldaten mit langen Spießen ihm entgegentraten und zu ihm ſagten: „Im Namen des Königs! Komm mit!“

Hans erſchrak nicht wenig und dachte, es werde ihm das Leben koſten, daß er in dieſer Trauerzeit mit ſeinem Bären in die Stadt gekommen ſei. Alles Weigern half ihm aber nichts; die beiden Soldaten faßten ihn bei den Armen und führten ihn in das Königsſchloß und in dieſem eine breite Treppe hinauf in einen großen prächtigen Saal, der von Gold flimmerte und flammerte. In der Mitte des Saales ſaß der König auf einem hohen ſchwarzen Throne; ſeine goldene Krone, die er auf dem Kopfe trug, war mit ſchwarzem Flore umwickelt und auch der Reichsapfel und Scepter, die er in den Händen hielt, waren mit ſchwarzem Flore umwunden. Die Trabanten, die mit ihren Spießen in dem Saale umher ſtanden, waren alle ſchwarz gekleidet und von ihren Spießen hingen lange Trauerflöre herab.

„Du ſollſt mir die Prinzeſſin, meine Tochter, lebendig machen!“ ſagte der König zu dem zitternden Hans, er konnte aber vor Weinen und Schluchzen kaum ſprechen.

„Ach! lieber Herr König!“ ſtotterte Hans, „ich bin ja kein Doctor, ich bin nur eines armen Bauern Sohn!“

„Gilt gleich!“ fuhr der König fort. „Es hat mir in der vergangenen Nacht geträumt, ein Mann mit einem Bären werde heute in meine Reſidenz kommen, der die Macht hätte, meiner Tochter das Leben wiederzugeben. Iſt ſie dieſen Abend nicht wieder lebendig, ſo wirſt Du morgen früh an den Galgen gehängt. Das ſage ich, der König!“

Hans war durch dieſe Rede ſo erſchreckt, daß er kein Wort vorbringen konnte, und die Trabanten führten, auf einen Wink des Königs, ihn und ſeinen Bären in einen andern Saal. Der war rings herum mit ſchwarzem Tuche ausgeſchlagen und wurde von ſchwarzen Kerzen, die auf ſchwarzen Kronleuchtern ſtaken, matt erleuchtet. Mitten in dem Saale ſtand auf drei ſchwarzen Stufen ein hohes weißes Paradebett, auf welchem die todte Prinzeſſin lag.

Lange Zeit ſtand Hans faſt beſinnungslos da. Sein Tod war gewiß, und er kniete zuletzt nieder, um ſich auf denſelben vorzubereiten. Als er eine Weile gebetet hatte, erhob er ſich und zog ſeine Schalmei hervor, um durch ihre Töne etwas Muth zu bekommen. Er ſetzte ſie an den Mund, und nachdem er eine Zeitlang geblaſen hatte, fing die todte Prinzeſſin ſich zu bewegen an, öffnete nach und nach die Augen und ſetzte ſich auf ihrem Bette aufrecht. Der Bär, der bis jetzt unten zu den Füßen des Bettes gelegen hatte, richtete ſich auf und kniete neben der Prinzeſſin nieder. Da kroch eine große häßliche Schlange unter dem Bette hervor, richtete ihren Kopf auf und wollte am Bette in die Höhe kriechen, um die Prinzeſſin mit ihrer giftigen Zunge zu ſtechen. Als Hans dieß ſah, nahm er ſchnell ſeinen Hakenſtock und führte mit demſelben einen ſo kräftigen Streich nach der Schlange, daß er ſie mitten durch hieb, ſo daß die beiden Hälften auf der Erde zappelten, gleich als wären ſie mit einem ſcharfen Schwerte durchſchnitten worden.

In dieſem Augenblicke erhellte ein blendender Blitz den Trauerſaal, dem ein fürchterlicher Donner folgte. Hans war zur Erde geſtürzt, und als er ſich wieder erhob, war der Bär verſchwunden und ſtatt ſeiner kniete ein ſchöner Prinz vor der Prinzeſſin, die von ihrem Bette aufgeſtanden war und dem Prinzen lächelnd die Hand reichte. Von der Schlange war nichts mehr zu ſehen, als zwei Häufchen Aſche. Der Blitz hatte ſie verbrannt.

Der fürchterliche Donnerſchlag hatte das ganze Königsſchloß erſchüttert, ſo daß man glaubte, es werde Alles zuſammenſtürzen, und der König und ſein Gefolge kam ängſtlich herbeigelaufen, um zu ſehen, was es gäbe. Da ſtand die todte Prinzeſſin lebend da und ſchritt ihm entgegen. Voller Freude ſtürzte der König auf ſie zu und drückte ſie in ſeine Arme, und Freude und Jubel erſcholl im Schloſſe und bald auch in der ganzen Stadt, wo das Ereigniß bald bekannt wurde.

Niemand wußte aber, was das Alles zu bedeuten hatte und wie das Alles gekommen war. Der fremde Prinz war der Einzige, welcher Auskunft geben konnte, und er that es mit folgenden Worten:

„Allergnädigſter König! Euer Majeſtät Weisheit und Allwiſſenheit

wird es nicht entgangen ſeyn, daß ich vor nunmehr zwölf Monaten an dieſen Hof kam, herbeigezogen durch den Ruf der großen Schönheit und Anmuth der Prinzeſſin, Dero königlichen Tochter, um mir zuerſt die Liebe derſelben zu erwerben und ſodann um ihre zarte Hand zu bitten. Faſt zu gleicher Zeit kam noch ein anderer Prinz, wenigſtens hielten wir ihn dafür, in gleicher Abſicht hieher, und ſuchte mich aus der Gunſt der Prinzeſſin zu verdrängen. Er war ihr aber ſo zuwider, daß ſie ihn kalt und mit Verachtung behandelte, was er ſo übel aufnahm, daß er ihr Grobheiten ſagte, auf mich ſchalt und ſchmähte, und mich zu verderben drohte. Durch die Prinzeſſin erfuhr ich dieß, und ich forderte ihn zum Zweikampfe heraus. Er willigte ein und wir gingen beide allein und ohne Zeugen, was er zur Bedingung gemacht hatte, in den nahen Wald, um daſelbſt auf einem offenen Platze unſern Zweikampf auszufechten. Wir zogen die Schwerter, und indem ich den erſten Streich gegen ihn führen wollte, ſtreute mir der böſe Zauberer, denn das war der vermeintliche Prinz, ein Pulver in das Geſicht, wodurch ich auf der Stelle in einen Bären verwandelt wurde. Was weiter mit mir geſchah, weiß ich nicht zu ſagen; denn ich hatte mit der menſchlichen Geſtalt auch die menſchliche Vernunft verloren. Ich erhielt Beides erſt wieder, als dieſer gute Jüngling eine Schlange, welche Geſtalt der Zauberer angenommen hatte, mit ſeinem Hakenſtocke in zwei Hälften gehauen und getödtet hatte."

So hatte der Prinz geſprochen, und jetzt erhob die ſchöne Prinzeſſin ihre zarte Stimme und ſagte: „Der böſe Zauberer erzählte mir, daß er Dich, mein Prinz, im Zweikampfe getödtet habe, und er plagte mich nun fortdauernd mit ſeiner Liebe und forderte Liebe von mir, die ich ihm doch ärger haßte, wie die Sünde. Ja, er drohte mir, mich zu vernichten, wenn ich ſeiner Liebe kein Gehör gäbe."

„Der Schändliche!" unterbrach ſie der Prinz, indem er, in raſchem Zorn auflodernd, die Hand an das Schwert legte, gleich als ſtände der Zauberer vor ihm.

Die Prinzeſſin fuhr aber fort, indem ſie erröthete: „Ich muß es jetzt nur geſtehen, ich liebte Dich, mein Prinz, ſchon lange im Stillen, und Dein Tod ging mir ſo zu Herzen, daß ich mir ſelbſt den Tod wünſchte,

der auch zuletzt meine Bitten erhörte, und mich von einem Leben befreite, das keinen Reiz mehr für mich hatte.

Verschämt schlug die schöne Prinzessin die Augen nieder, als sie das letzte Wort gesprochen hatte.

„Steh'n die Sachen so?“ sagte jetzt der König. Und er winkte seiner königlichen Tochter und dem Prinzen, und Beide knieten vor ihm nieder, und er legte ihre Hände in einander und rief: „Vivat das Brautpaar!“ — und Alle, die in dem Saale zugegen waren riefen: „Vivat hoch!“

Hans hatte in der kurzen Zeit, seit er im Schlosse war, so viel Wunderbares gesehen und erlebt, daß ihm ganz schwindelig im Kopfe war, und er hatte vor den vielen vornehmen Herren, die sich im Saale befanden, einen solchen Respekt, daß er sich ganz hinten in eine Ecke zurückgezogen hatte. Es schien, als ob man ihn bei der großen Freude ganz vergessen hätte, und er wollte sich eben im Stillen davon schleichen, als der König sich seiner erinnerte und nach ihm rief. Er mußte nun vor in die Mitte des Saales treten, und sein Herz klopfte gewaltig, als er allein vor dem Könige stand, umgeben von dem ganzen Hofstaate. Aber der König faßte ihn bei der Hand und sagte: „Dir, mein Freund, verdanken wir Alles! Du sollst nun immer in meiner Nähe bleiben!“ Und der König umarmte ihn vor dem ganzen Hofstaate, und ließ einen prächtigen mit Gold besetzten Rock bringen, den Hans statt seiner Bauerjacke anziehen mußte.

Am folgenden Tage wurde die Verlobung der königlichen Prinzessin mit dem fremden Prinzen, der auch ein Königssohn war, durch Herolde in der Stadt bekannt gemacht und öffentlich gefeiert, und statt der schwarzen Fahnen wehten jetzt bunte in allen Farben von den Thürmen, und an allen Fenstern hingen bunte Tücher und Kränze.

Hans bezog ein schönes großes Haus gleich neben dem Schlosse, das ihm der König geschenkt hatte nebst vielem Geld und Gut, und er war nun ein reicher und vornehmer Herr.

Ehe er aber etwas von seinen Gütern genoß, dachte er an seinen armen Bruder, der nur ein Häuschen und eine Kuh hatte, und er ließ eine prächtige Kutsche mit vier Pferden bespannen und setzte sich in dieselbe,

um nach dem Dorfe zu fahren und ſeinen Bruder herbeizuholen. Er war aber noch nicht weit vor das Thor gekommen, als ein Bettler, der am Wege ſtand, ihn um eine milde Gabe anflehte. Der gute Hans ließ halten, um ihm ein Geldſtück zu reichen, da erkannte er, als er den Bettler genauer betrachtete, daß er ſein Bruder Michel war. Voller Freude nahm er ihn in ſeine Kutſche, und Michel erzählte ihm, daß ſein Häuschen abgebrannt und ſeine Kuh geſtorben ſei, ſo daß er habe betteln müſſen, um nicht Hungers zu ſterben. Hans führte ſeinen Bruder in ſein ſchönes Haus und ſagte zu ihm: „Das Haus iſt groß genug, da können wir Beide wohnen, auch wenn Du heirathen und Kinder bekömmſt.“ — Und beide Brüder lebten nun einig und glücklich zuſammen in dem großen Hauſe.

Nicht ſo glücklich war aber der gute König in ſeinem prächtigen Schloſſe, obgleich er ein ſo großer König war. Er war alt geworden und hatte ſchwere Regierungsſorgen, deren er nicht ſo, wie in frühern Jahren, Herr werden konnte. Wenn ihn aber die Sorgen manchmal faſt zu Boden drückten, dann ließ er ſeinen Freund Hans rufen. Der blies ihm auf ſeiner Schalmei ſo lange die ſchönſten Lieder vor, bis die Furchen auf der Stirn des guten Königs verſchwunden und alle Sorgen vergeſſen waren.

Solch' eine Macht übt die Muſik über den Menſchen, daß ſie nicht nur Kummer und Sorgen überwältigt, ſondern daß ſie auch, ſelbſt ein Zauber, andern Zauber löſt und beſiegt.

Der Spielkamerad.

Der kleine Theodor hatte weder Bruder noch Schweſter, aber er hatte viele prächtige Spielſachen, mit denen er ſich die Zeit vertreiben konnte; da waren Kreiſel und Bälle und Reifen und Bleiſoldaten und ein Kegelſpiel. Aber Alles machte ihm nur kurze Zeit Freude; er fing bald das, bald jenes Spiel an, warf es aber in kurzem bei Seite und nahm ein anderes vor, deſſen er auch bald wieder überdrüßig war.

„Mama!“ ſagte er eſtmals, „wenn ich nur ein Brüderchen, oder ein Schweſterchen hätte, daß ich mit ihnen ſpielen könnte! Ich bin immer ſo allein und langweile mich ſo ſehr. Schaffe mir doch ein Brüderchen oder ein Schweſterchen!“

Ja, wo ſollte das gleich herkommen? Auf dem Markte wurde keine zu kaufen.

Und es kam auch gar kein Beſuch außer dem alten Calculator Juckelmeier, der eben im dritten Stockwerk wohnte, und jeden Abend, im Sommer wie im Winter, punkt ſechs Uhr herunterkam und ſo wie die Glocke acht ſchlug wieder hinauf in ſeine Stube ging. Er ſagte: „Guten Abend!“ wenn er kam, ſetzte ſich immer auf denſelben Stuhle nieder, hielt beſtändig ſein langes ſpaniſches Rohr zwiſchen den Knieen, hing ſeinen Hut an die hohe Stuhllehne und ſaß da oft ſtundenlang, ohne nur ein einziges Wort zu ſprechen. Er war Theodors Taufpathe und Jedermann im Hauſe nannte ihn deshalb Pathe Juckelmeier, auch die Diener und Mägde nannten ihn ſo; nur die Mutter ſagte jedesmal: Herr Calculator, und das ſchien er ſehr gern zu hören.

„Komm doch, Pathe Juckelmeier,“ ſagte Theodor manchmal zu ihm, „und ſpiele mit mir! Du ſollſt die Katze ſeyn und ich bin die Maus!“

Er ſchüttelte aber mit dem Kopfe und antwortete langſam: „Dummes Zeug das! Narrenpoſſen ohne weiteres! Sage mir Du einmal das Einmaleins auf und dergleichen!“

Ja mit dem Pathen Juckelmeier war nichts anzufangen. Theodor ſprang hinaus, um nicht das Einmaleins aufſagen zu müſſen, und ſeufzte: „Ach! wenn ich doch nur ein Brüderchen oder ein Schweſterchen hätte!“

Unten am Ende des Gartens floß ein klarer breiter Strom vorbei und an ſeinem Ufer ſtanden ſchöne Blütenſträucher, Roſen und Flieder und Jasmin, die mit ihren Blütenbüſchen tief nach dem Fluſſe herabhingen, um ſich im klaren Waſſer zu ſpiegeln. Da langten denn die Wellen heran und wollten die Blütenbüſchel hinabziehen; aber wenn ſie dachten, ſie hätten ſie ſchon unten, ſchnipp! ſchnellten die Zweige zurück und kamen

wieder aus dem Waſſer hervor, und die Wellen mußten beſchämt weiterfließen.

Die Mutter ging ſo gern an dem Ufer ſpazieren, und daſelbſt ging ſie auch eines Morgens und ſah dem lieblichen Spiele der Wellen zu. Da kam ein kleiner Kahn den Fluß herabgeſchwommen und trieb an das Ufer gerade an der Stelle, wo die Mutter ſtand. In dem Kahne ſaß ein Kind, wie in einer Laube, ſo war es von Roſenzweigen umgeben; kaum ragte es mit dem Kopfe hervor. Die Mutter war ganz erſtaunt und rief das Kind an: „Kind! wo kömmſt Du her, ſo allein, ohne Ruder und Führer? Da unten, nicht weit von hier, iſt eine Mühle, und wenn Du unter die Räder kömmſt, wirſt Du zerſchmettert!“

„Die Räder thun mir nichts!“ antwortete das Kind, „ſie ſpielen nur mit mir!“

„Weiß denn Deine Mutter, daß Du da ſo allein herumſchwimmſt?“

„Der Kahn ging von der Kette los!“ ſagte der Knabe, „es war ſo hübſch, wie er ſchaukelte! Mutter wird lachen!“

„Schelten wird ſie!“ ſuhr Theodors Mutter fort. „Wer iſt denn Deine Mutter und wo wohnt ſie denn?“

„Im Kryſtallſchloſſe wohnt Mutter Morgana! Ach da iſt es prächtig! Aber die Sonne ſtieg aus ihrem Bette und hatte ein ſchönes roſenrothes Kleid angezogen. Es war ſo weit und ſo faltig, daß es den ganzen Himmel bedeckte. Aber es war ihr zu warm, da zog ſie ein weißes Kleid an, ſo fein und durchſichtig. Und es war mir zu warm im Kahne. Da kamen die Vögelchen geflogen und riefen:

„Pir! pir! pir!
Mach's wie wir!
Mach's wie wir!“

Und ſie ſetzten ſich auf die Bäume unter die Blätter in den Schatten. Das war klug von den kleinen Vögelchen, und ich machte es auch ſo; ich riß mir Roſenzweige ab und ſetzte mich darunter. Und die Fiſchchen guckten mit ihren Köpfen aus dem Waſſer und ſperrten die Mäuler weit auf und riefen:

„Schnapp' schnapp' schnapp'
Komm herab'
Komm herab'

Und sie tauchten unter das Wasser. Das war fing von den kleinen Fischchen, und ich machte es auch so. Ach, es war so kühl im Wasser!"

„Du bist ein wunderliches Kind," sagte die Mutter, „und Dir kann man nicht klug werden!"

„Sollst auch nicht klug werden!" antwortete das Kind. „Aber da kam der Mond und suchte seine Frau, die Sonne, die machte ihn aber nicht und lief vor ihm davon. Ja der konnte lange suchen! Sie hatte sich hinter dem Berge versteckt. Und der Mond hatte sein schönes goldenes Sonntagskleid angezogen und auch seine vielen Kinderchen, die Sternchen schwärmten in ihren goldenen Röckchen um ihn herum. Sie kamen auch herunter in das Wasser und suchten nach ihrer Mutter, und schwammen ganz nahe bei meinem Kahne. Ich wollte mir eins fangen und griff geschwinde danach; aber pfui! war es fort und ich hatte nur nasse Feuertropfen in der Hand; das Sternchen war geschwinder wie ich, pfui!"

„Wenn Du Tag und Nacht auf dem Strome gefahren bist, mußt Du weit hergekommen seyn!" fuhr die Mutter fort. „Wie willst Du denn wieder nach Hause kommen?"

„Bin nirgends zu Hause!" erwiederte darauf das Kind, „kann gleich bei der Mutter seyn, wenn ich will; aber ich will nicht! Du fragst zu viel! Gieb mir zu essen, mich hungert!"

„So komme heraus aus dem Kahne!" sagte die Mutter und reichte ihm die Hand, und das Kind sprang mit leichten Füßen an das Ufer.

Es war ein lieblicher Knabe, wenig älter als Theodor, man wußte aber nicht recht, ob er ein Knabe oder ein Mädchen war, er war so knabenhaft trotzig und keck, und dabei so mädchenhaft lieblich und schüchtern. Lange blonde Locken hingen ihm bis auf die Schultern herab und auf dem Kopfe trug er einen Kranz von blühenden Rosen. Sein hellblaues Kleidchen reichte ihm nur bis an die Knie.

Die Mutter führte den Knaben an der Hand durch den Garten nach dem Hause zu, und dachte im Stillen: „Er ist gewiß das Kind vorneh-

mer Aeltern; wenn man ihn vermißt, wird man ihn wol suchen lassen und in der Gegend nach ihm herumschicken. So lange mag er bei Theodor bleiben."

„Hier, Theodor, bringe ich Dir einen Spielkameraden!" sagte die Mutter, als sie mit dem Knaben in die Stube trat. „Nun macht Euch mit einander bekannt!"

Theodor lief ihm freudig entgegen, reichte ihm die Hand und betrachtete ihn von allen Seiten. „Ei! wie Du schön bist!" sagte er zu ihm. „Willst Du denn bei mir bleiben und mit mir spielen?"

„So lange mir es bei Dir gefällt," antwortete der Knabe, „und wenn Du nicht duckmäuserst. Gefällt es mir nicht, so laufe ich davon!"

„Aber wie heißest Du denn?" frug ihn Theodor.

„Märchen!" erwiederte der Knabe.

„Ein wunderlicher Name!" sagte darauf Theodor.

„Auch ich bin wunderlich!" antwortete Märchen.

Und die beiden Knaben wurden bald mit einander bekannt und vertraut; sie waren unzertrennlich, wo der eine war, war auch der andere. Märchen war aber auch der prächtigste Spielkamerad, den man sich nur wünschen konnte; er kannte tausend schöne Spiele und wußte immer etwas Neues vorzunehmen; bald war er lustig und ausgelassen, bald war er ernst und beinahe traurig, bald neckte er Jeden, dessen er habhaft werden konnte, bald fiel er der Mutter weinend um den Hals, wenn sie ihn tadelte. Theodor fügte sich aber in alle seine Launen und machte Alles mit. Ja jetzt ging es ganz anders mit dem Spielen; jetzt wußte Theodor gar nicht mehr, was Langeweile war.

Die beiden Knaben sprangen viel im Garten herum. Da fiel es Märchen manchmal ein, die schönsten Blumen abzureißen und für sich und Theodor Kränze davon zu winden.

„Aber die armen Blumen!" sagte Theodor; „was wird die Mutter dazu sagen?"

„Siehst Du denn nicht," antwortete Märchen, „wie sich die Blumen freuen, wie sie mir zunicken, daß ich sie abreißen soll? „Bis morgen sind schon andere nachgewachsen!" sagen sie."

Märchen kletterte auf die höchsten Bäume, wenn er wußte, daß eben ein Vogelnestchen war, und er kletterte so geschickt, wie ein Eichhörnchen. Er guckte dann in das Nestchen und unterhielt sich mit den jungen Vögelchen. „Nun, Ihr Goldschnäbel, wollt Ihr denn nicht bald heraus?“ sagte er zu ihnen. „Der Sommer ist fast vorbei, und Ihr kauert noch immer im Neste!“ Da antworteten die Vögelchen: „pip! pip!“ denn sie konnten noch nicht sprechen, da sie noch so klein waren. Aber da kamen ihre Aeltern herbeigeflogen und antworteten für sie: „Morgen sollen sie heraus!“

Und Märchen reichte Theodor die Hand; er mußte auch mit hinaufklettern und in die Nestchen gucken.

Wenn sie am Strome spazieren gingen, zog Märchen manchmal sein Röckchen aus und sprang hinein in das Wasser, und beibrachte Theodor so lange, bis auch er in den Fluß sprang. Dann trieben sie die Fischchen vor sich her, oder erschreckten die Frösche, die im Schilfe saßen.

Am meisten war der Pudel Märchens Freund. Märchen hatte immer etwas mit ihm zu schaffen und er unterhielt sich mit ihm, wie mit einem Menschen. Er hatte eine alte Perücke aufgefunden, die legte er dem Pudel manchmal auf, und der nahm sich dann ganz ehrwürdig in diesem stattlichen Kopfputze aus und er schien es ordentlich zu wissen, was dieser Schmuck zu bedeuten habe. Der Pudel saß einmal mit der Perücke auf dem Haupte auf den Hinterbeinen mit sehr ernsthafter und nachdenklicher Miene an der Thür. „Worüber denkt Ihr denn nach, Herr Philosoph?“ fragte ihn Märchen. „Ihr habt wol eben einen tiefen Gedanken zu verarbeiten, oder Ihr studirt wol das Einmaleins?“

„Ich denke,“ erwiederte der Pudel, „ich denke an die Prügel, die ich in der Küche habe kriegen sehen, und die ich gern verhindern möchte. Aber ich fürchte mich vor den Prügeln!“

„Ein Philosoph muß sich nicht vor Prügeln fürchten!“ sagte darauf Märchen. „Ein Philosoph muß den Schmerz verachten!“

Und das war so wunderbar, wenn Märchen mit den Thieren sprach, so verstand auch Theodor Alles, was sie antworteten.

Aber der Pathe Juckelmeier schüttelte zu dem Allen mit dem

Kopfe. Er zog ſeine große runde Schnupftabaksdoſe aus der Weſtentaſche, ſchnippte in gehörigen Pauſen mit dem Zeigefinger dreimal auf den Deckel derſelben, was er jedesmal that, wenn er eine etwas längere Rede halten wollte, nahm eine Priſe und ſagte dann mit ernſter Miene zur Mutter:

„Meine ſehr werthgeſchätzte Madam, das kann ohne weiteres nicht gut thun! Das iſt kein Umgang für den Theodor; der verwildert ganz ohne weiteres. Sonſt ſaß er ſtill in einer Ecke und hörte zu, wenn vernünftige Leute ſprachen und dergleichen; jetzt ſpringt er draußen herum und treibt ſchändliche Poſſen und dergleichen. Daran iſt allein Märchen Schuld, ein boshafter Bube ohne weiteres, der ihn zu allem Böſen anhält und dergleichen. Das iſt kein Umgang für den Theodor!“

„Lieber Herr Calculator!“ entgegnete die Mutter, „Sie nehmen das zu ernſt; Jugend hat nicht Tugend! Märchen iſt nicht böſe, er iſt nur neckiſch und launenhaft, aber er hat ein gutes, weiches Herz, das verſichere ich Sie!“

Schnipp! — ſchnipp! — ſchnipp! — ſchnippte der Pathe Zuckelmeier auf ſeine Doſe, nahm wieder eine Priſe und fuhr fort: „Böſe iſt er ohne weiteres, grundböſe! Ein rechter Taugenichts und dergleichen, ein wahres Amphibium, das bald in der Luft oben auf den Bäumen ſitzt, bald unten im Waſſer herumſchwimmt! Da dieſen Morgen habe ich mich kaum von meiner Schlafſtätte erhoben und ſitze am offenen Fenſter mit einer Nachtmütze auf dem Haupte, um mich die friſche Morgenluft anwehen zu laſſen und dergleichen, klettert der Bube ohne weiteres an den Weinſpalieren hinauf bis an meine Stube und ſteckt ſeinen Kopf ohne weiteres zu meinem Fenſter herein und ſetzt mir einen Kranz von Gänſeblümchen auf meine Nachthaube und wirft mir Roſenblätter und dergleichen Unrath auf meine Akten. Hätte er doch ohne weiteres den Hals gebrochen!“

„Ei, ei! ſo ſtreng, Herr Calculator!“ ſagte die Mutter. „Das war ja nur ein kindiſcher Scherz, der gewiß nicht böſe gemeint war!“

Aber Pathe Zuckelmeier machte ein böſes Geſicht, nahm ſeinen Hut und ſagte: „Gute Nacht!“

Die beiden Knaben ließen ſich jedoch durch ſein Brummen nicht

ſören, ſie ſprangen herum, machten kleine leichtfertige Streiche und Theodor nahm täglich zu an Geſundheit, Stärke und Gewandtheit. Er war jetzt ein ganz anderer Menſch geworden, war immer heiter und fröhlich und verlangte nicht mehr nach einem Schweſterchen oder Brüderchen.

Am ſchönſten war es aber doch, wenn Märchen Geſchichtchen erzählte, und das mußte er auf Theodors Bitten ſehr oft thun. Wie konnte der aber auch erzählen! Man ſah gleich Alles lebendig vor ſich, und Märchen ſprach mit Allem, mit Hunden und Katzen und Mäuſen, mit den Blumen und mit Tiſchen und Stühlen und mit Töpfen und Tellern, und Alles gab ihm gleich Antwort und man konnte es ordentlich verſtehen, was ſie antworteten. Theodor konnte gar nicht genug zu hören bekommen und er vergaß darüber Eſſen und Trinken.

So ſaßen die Beiden auch einmal zuſammen in einem Winkelchen und Märchen erzählte ein prächtiges Geſchichtchen vom dicken Theekeſſel und dem naſeweiſen Milchkännchen, das auf einem Balle geweſen war und üble Laune hatte. Und dann mußte der alte Blaſebalg eine Geſchichte erzählen und das Milchkännchen ein Liedchen ſingen.

Der Pathe Zuckelmeier hatte lange kopfſchüttelnd zugehört; endlich ſagte er zur Mutter, nachdem er eine Priſe Tabak genommen hatte: „Nein, das iſt zu toll! Es wird mir ganz ſchwindelig im Haupte und man möchte den Verſtand verlieren ohne weiteres. Hören Sie nur, meine ſehr werthgeſchätzte Madame, den Unſinn! Ein Blaſebalg ſpricht wie ein Menſch und ein Milchkännchen ſingt ein Liedchen und dergleichen, da es doch zur Genüge bekannt, daß ohne weiteres nicht einmal die unvernünftigen Thiere ſprechen können, es müßte denn ein Staarmatz oder ein Papagei ſeyn, denen unſer Herrgott ausnahmweiſe dieſe Gabe verliehen hat. Der Bube, das Märchen, man weiß nicht, ob man Der oder Das zu ihm ſagen ſoll, indem ohne weiteres der Zweifel obwalten dürfte, ob derſelbe generis masculini aut feminini aut neutrius iſt, Märchen macht ohne weiteres den Theodor ganz verwirrt und ſetzt ihm Unſinn in den Kopf und dergleichen. Das iſt ein ſchlechter Umgang! Sonſt konnte Theodor das kleine Einmaleins und faſt auch das große ohne weiteres

an den Fingern herſagen, ohne Fehler; jetzt hat er Alles vergeſſen. Der Blaſebalg ſpricht wie ein Menſch und das Milchkännchen ſingt ohne weiteres ein Liedchen! Ja man möchte aus der Haut fahren und dergleichen!"

Märchen ſprang jetzt auf, ſtellte ſich keck vor den Calculator hin und ſagte: „Höre Du, Pathe Zuckelmeier, Du biſt doch ein recht langweiliger und griesgrämiſcher Mann Du! Du verſtehſt nichts, als Zahlen, und ich glaube, Du haſt gar kein Herz im Leibe, und es ſitzt Dir da, wo das Herz ſitzt bei andern Menſchen, das große Einmaleins, oder auch nur das kleine!"

Der Pathe Zuckelmeier wurde roth im Geſichte wie ein Kalekut, er kniff die Augen zu, erhob ſich langſam vom Stuhle und dehnte ſich hoch in die Höhe, ſo daß er noch größer und magerer ausſah, wie gewöhnlich; dann zog er ſeine Doſe aus der Weſtentaſche und ſchnippte: eins — zwei —

Aber ehe er zum dritten Male ſchnippte, war Märchen ſchon mit einem Satze zur Thür hinaus in den Garten geſprungen und hatte Theodor nachgezogen.

Draußen ſagte er zu ihm: „Theodor, ich kann nicht länger hier bleiben; der Pathe Zuckelmeier treibt mich fort! Ich will zu meiner Mutter!"

„Haſt Du denn auch eine Mutter?" fragte Theodor, und Märchen antwortete: „Nun, ich werde doch eine Mutter haben! und wie ſchön und herrlich iſt ſie! Komm mit mir, ſie ſoll auch Deine Mutter ſeyn!"

„Ich will aber keine andere Mutter!" eiferte dagegen Theodor. Ich habe ſchon eine Mama, und die iſt ſo lieb und ſo gut! Ich brauche keine Mutter!"

„Du ſollſt ja Deine auch behalten!" ſagte darauf Märchen; „Du ſollſt zwei Mütter haben! Komm nur mit, prächtige Sachen wirſt Du ſehen, wie Du noch nie geſehen haſt!"

„Wohnt denn Deine Mutter weit von hier?" frug jetzt Theodor.

„Nur hundert mal hundert Meilen und noch etwas darüber!" entgegnete Märchen.

„Das iſt wol ſehr weit!“ meinte Theodor, „da kann ich nicht mitkommen! Du weiſt ja, um acht Uhr, wenn der Vater kömmt, muß ich da ſeyn, da wird zu Abend gegeſſen.“

„Habe nur keine Sorge,“ antwortete Märchen, „Du ſollſt ſchon zu rechter Zeit wieder hier ſeyn!“

Und er pfiff dem Pudel, der kam ſogleich herbeigeſprungen. Märchen ſetzte ſich rittlings auf ſeinen Rücken und Theodor mußte ſich vor ihn ſetzen.

„Nun kann's fortgehen!“ rief jetzt Märchen dem Pudel zu. „Halte Dich aber dazu, wir haben Eile!“

Und der Pudel machte ein paar hohe Sätze, erhob ſich dann von der Erde und ſchwamm durch die Luft. Seine langen Schlappohren wurden zu einem Paar Segeln, ſeine Füße zu Rudern und ſein Schwanz zum Steuerruder. So flogen ſie hoch durch die Luft über Felder und Wälder, über Berge und Thäler, über Flüſſe und Meere, über Dörfer und Städte. Sie flogen aber nicht etwa ſo langſam wie eine Kanonenkugel, oder wie der Blitz; ſie flogen ſo ſchnell, wie der Gedanke des Menſchen fliegt. Und was ſo wunderbar war, ſie ſahen und erkannten Alles genau, was unter ihnen vorging, jedes Würmchen, das im Graſe kroch, jedes Vögelchen, das auf einem Baume ſaß, jeden Menſchen, der in einem Kahne oder in einem Schiffe fuhr.

Zuletzt ließ ſich der Pudel auf die Erde nieder und ſtellte ſich auf ſeine Füße, und die beiden Reiter ſtiegen ab. Da ſtanden ſie vor einer großen Mauer; ſie war hoch wie ein Haus und glänzte, als ob ſie von Spiegelglas wäre. Sie war aber von glänzendem politem Stahl und in der Mitte war ein großes goldenes Gitterthor. An jeder Seite deſſelben lag an einer Kette ein großer mächtiger Löwe. Die Löwen mußten das Thor bewachen wie ein paar Kettenhunde.

Als Märchen keck auf das Thor zuſchritt, ſprang der eine Löwe auf aus dem hohen Graſe und brüllte: „Halt! Wer ſeid Ihr?“ Er brüllte aber ſo laut und ſo fürchterlich, daß dem armen Theodor das Herz im Leibe bebte.

Märchen trat jetzt zu ihm hin und ſtreichelte ihm die Mähne und ſagte: „Du alter Leo, kennſt Du mich denn nicht mehr?“

Da wedelte der Löwe mit dem Schwanze und brüllte etwas leiser: „Ach, biſt Du es, Märchen! Nun es iſt endlich einmal Zeit, daß Du heim kömmſt! Lange biſt Du herumgeſtrichen und wirſt wol die Ruthe von der Mutter zu koſten kriegen!“

„Aber wer iſt denn der?“ brüllte jetzt der andere Löwe.

„Das iſt mein Freund Theodor, der meine Mutter beſucht!“ antwortete Märchen.

„Nun ſo macht, daß Ihr hineinkommt!“ fuhr der Löwe zu brüllen fort. „Ich verſpüre große Luſt, den da aufzufreſſen zum Abendbrod!“

Märchen ſchritt jetzt durch das goldene Thor und zog den zitternden Theodor an der Hand nach. Und da ſtanden ſie in einem Garten, der ſich viele Meilen weit ausdehnte. Aber das war ein Garten! Solch einen Garten gibt es in der weiten Welt nicht mehr! Die Bäume reichten bis an den Himmel und ihre Stämme und Aeſte waren von blankem Silber und die Blätter von durchſichtigen hellgrünen Smaragden. Die Aepfel und Birnen und Pfirſichen waren von Rubinen und Diamanten und Saphiren, und die Apfelſinen von Gold, und indem die Beiden an ihnen vorbeigingen, bogen ſie ihre Zweige zu ihnen nieder, ſo daß ſie ſie mit der Hand erreichen konnten, und die ſchönſten Früchte riefen ihnen zu: „Pflücke mich, pflücke mich! Ich bin die ſchönſte und ſüßeſte!“ Ihre prächtigen Schalen ſprangen auseinander und herausquoll herrliches roſenrothes Fleiſch, das war ſo ſüß und duftend, wie der ſüßeſte Honig und Zucker. Die Weintrauben tröpfelten goldnen Wein in grüne Kriſtallſchalen, die ſtatt der Blätter gleich unter ihnen auf den Reben gewachſen waren. Man brauchte nur zuzulangen.

Neben den Bäumen ſtanden die herrlichſten Blumen, Roſen und Lilien und Glockenblumen und Päonien. Ihre Stengel waren ſo hoch wie Bäume und die Blumen der Lilien und Glocken ſo groß wie Mühlräder. Die Glockenblumen läuteten wie Silberglöckchen und unten in dem Kelche jeder Blume war ein lächelnder rother Mund, der hauchte Duft und Wohlgerüche heraus. Um die Bäume ſchwärmten prächtige Schmetterlinge, Schillervögel und Argusfalter und Pfauenaugen und Trauermäntel. Sie waren ſo groß wie Tauben und Truthühner und ihre Flügel

waren mit glänzendem Gold- und Silber- und Purpurſtaub beſtreut, und die Pfauenfalter hatten auf jedem Flügel ein wirkliches blaues Auge, mit dem ſie blickten und winkten und lächelten; der Trauermantel hieß aber hier Freudenmantel, denn ſeine Flügel waren roſenroth mit goldenen Kanten. Colibris und Paradiesvögel, groß wie Pfauen, mit den prächtigſten Federn und goldenen Kronen ſchwirrten umher, und auf den Bäumen ſaßen Nachtigallen, die ſangen und flöteten mit ſo ſchöner Stimme, daß man weinen mußte vor Luſt.

Theodor hatte nicht Augen genug, dieß Alles zu ſehen; er blieb beſtändig ſtehen, bald eine duftende Frucht zu pflücken, bald dieß oder jenes näher zu betrachten. Aber Märchen zog ihn fort und ſagte: „Wir haben keine Zeit zu verlieren, komm nur jetzt zur Mutter!“

Und ſie ſtanden vor einem Palaſte, der war aus Kriſtall gebaut und die Fenſter und Thüren und die Verzierungen waren von bunten Edelſteinen und Perlen. Der hohe Saal, in den ſie jetzt traten, war wie eine Roſenlaube mit lauter Roſen tapezirt, Roſe an Roſe, und in ſeiner Mitte lag auf einem goldenen Ruhebette Märchens Mutter, die Fee Morgana, ſchön und reizend wie ein Engel des Himmels. Märchen ſprang zu ihr hin und bedeckte ſie mit tauſend Küſſen.

„Hier bin ich wieder!“ rief Märchen, „und hier iſt Theodor!“

„Du biſt lange ausgeweſen!“ ſagte die Mutter Fee und drohte ihm mit dem Finger.

„Ich habe Theodor ſo lieb und er hat mich ſo lieb!“ antwortete Märchen; aber der Pathe Juckelmeier ...“

„Ich weiß ſchon!“ unterbrach ihn die Mutter. „Jetzt führe Theodor zu Deinen Brüdern, er muß bald wieder fort!“

Märchen trat durch eine weite Thür in einen andern Theil des Gartens, der noch viel ſchöner war, als der, durch den ſie ſchon gekommen waren. Was war das für ein Leben! Ein ganzer Schwarm Kinder, ſie waren alle Märchens Brüder, tummelte ſich da herum. Als ſie Märchen und Theodor erblickten, riefen und ſangen ſie alle: „Märchen iſt wieder da! Märchen iſt wieder da!“ und ſie liefen den beiden

Knaben entgegen und herzten und küßten ſie. Es war nicht anders, als ob Theodor ein alter Bekannter von ihnen wäre.

„Nun erzähle, erzähle, was Du getrieben haſt!“ riefen jetzt die Kinder. Schnell, erzähle!“

Märchen antwortete aber: „Jetzt iſt keine Zeit zum Erzählen! Theodor muß bald wieder nach Hauſe zurückkehren, drum laßt uns jetzt ſpielen!“

Und nun fingen ſie die allerſchönſten Spiele zu ſpielen an, und Theodor mußte Alles mitmachen, und das ging ſo gut, als ob er ſchon lange dabei geweſen wäre. Einige der Kinder hatten lange Seile aus lauter blühenden Roſen geflochten und von einem Baume zum andern geſpannt. Darauf ſetzten ſie ſich und ſchaukelten bis hoch in die Luft; andere ſpielten Verſtecken und verbargen ſich in die tiefen Kelche der großen Lilien und Glockenblumen; andere tanzten auf dem ſammetnen Raſen und die Nachtigallen ſangen dazu; andere ſchoſſen mit Pfeilen nach den glänzenden Früchten, die ganz oben auf den höchſten Bäumen hingen, und noch andere hielten Wettrennen und Wettflüge, indem ſie ſich auf die großen Schmetterlinge ſetzten, die ſie durch die Luft lenkten. Theodor ſchwebte in einem Meere von Wonne und Freude und dachte nicht daran, daß er um acht Uhr zu Hauſe zum Abendeſſen ſeyn müſſe. Er hatte Vater und Mutter und auch den Pathen Juckelmeier vergeſſen.

Jetzt kam die ſchöne Fee Morgana, Märchens Mutter, herbei und rief: „Nun iſt's genug!“ Und dann wendete ſie ſich zu Theodor und ſagte zu ihm: „Theodor, Du kannſt nicht länger hier bleiben und mußt jetzt nach Hauſe zurück! Märchen kann Dich nicht begleiten, den muß ich zu andern Kindern ſchicken. Hier ſchenke ich Dir aber ein Buch, darin ſollſt Du leſen, wenn Du recht gut und fleißig geweſen biſt, und wenn Du darin lieſeſt, ſo wirſt Du meinen, Märchen ſei bei Dir und erzähle Dir. Biſt Du aber faul und ungezogen, ſo darfſt Du nicht hineinſehen. Sage das Deiner Mutter und grüße ſie von mir und Märchen. Grüße auch den Pathen Juckelmeier!“

Indem die Fee das ſagte, küßte ſie Theodor dreimal auf die Stirne und als ſie ihn zum dritten Male geküßt hatte, ſtand er zu Hauſe vor der Stubenthüre und trat in die Stube.

Der Pathe Zuckelmeier ſchnippte ſo eben zum dritten Male auf ſeine Doſe, nahm eine Priſe und ſagte feierlich: „Du Lotterbube, Du Amphibium, Du, Du generis neutrius! Wie kannſt Du zu mir, dem Calculator Zuckel ... Aber wo iſt denn der Bube? er war doch ſo eben noch hier! Wo hat er ſich verſteckt?“

Theodor trat jetzt vor und ſagte: „Märchen hat ſich nicht verſteckt; er iſt zu Hauſe bei ſeiner Mutter Morgana, die wohnt hundert mal hundert Meilen weit von hier und noch etwas darüber, und ich habe ihn begleitet und wir ſind auf dem Pudel geritten!“

Der Pathe Zuckelmeier machte ſeine Augen weit auf und ſagte: „Hundert mal hundert Meilen ſind zehntauſend Meilen ohne weiteres. Dieſe will der hier gemacht haben in einer Sekunde und iſt dabei nicht aus der Stube gekommen! Oh! Sehr werthgeſchätzte Madam, das ſind ohne weiteres die Früchte ſeines Umgangs und dergleichen. Zehntauſend Meilen! Fi! Du Lügner!“

Theodor trat einen Schritt vor und ſagte: „Pathe Zuckelmeier, ich bin kein Lügner! Ich bin wirklich und wahrhaftig bei der ſchönen Fee geweſen! Ach! ſie war ſo ſchön und gut, faſt wie Du, Mama! Sie hat mir auch ein Buch geſchenkt, darin ſollſt Du mich leſen laſſen, wenn ich gut und fleißig geweſen bin. Die ſchöne Fee läßt Dich grüßen, Mama, und Dich auch, Pathe Zuckelmeier!“

Theodor ſuchte jetzt in ſeinen Taſchen nach dem Buche, da war aber keins zu finden. Da ſah er, als er ſich umſah, einen ſchönen Buch auf einem Tiſche neben ſich liegen, das der Vater dahin gelegt hatte, es ihm zu ſchenken. Theodor hielt es für das Buch, welches ihm die Fee zum Geſchenk mitgegeben hatte; er ſchlug es auf und auf dem Titel war mit großen Buchſtaben gedruckt:

Neue Märchen für meine Enkel.

und in dem Buche waren, als er es aufſchlug, die ſchönſten Bilder.

„Da iſt das Buch!“ rief Theodor; aber der Pathe Zuckelmeier nahm ſeinen Hut und ſchritt mit langſamen großen Schritten zur Thür hinaus und ſagte nicht einmal Gute Nacht!

Theodor war von jetzt an aus Liebe zu dem Buche so fleißig, als er vorher nie gewesen war. Er lernte Alles, was ihm seine Lehrer aufgaben und erhielt von ihnen das beste Lob. Auch das kleine und das große Einmaleins konnte er in kurzem wieder ohne Fehler aufsagen, so daß der Pathe Juckelmeier ihm beifällig nickte. Wenn seine Lehrer nun recht zufrieden mit ihm gewesen, so gab ihm seine Mutter Abends das Märchenbuch, und das war seine größte Freude. Wenn er eines der Geschichtchen las, die darin standen, so war es ihm immer, als ob Märchen es ihm erzählte, und die Bilder wurden ordentlich lebendig, wenn er sie betrachtete.

Es stand auch darin die Geschichte seiner Reise, die er mit Märchen zur Fee Morgana auf dem Pudel gemacht hatte, von Wort zu Wort. Die las er am liebsten unter allen andern Geschichtchen, und er las sie so oft, daß er zuletzt gar nicht mehr recht wußte, ob er die Reise wirklich selbst gemacht, oder ob er sie nur in seinem Märchenbuche gelesen hatte.

Die Jungfrau mit dem Barte.

Nein, das war ein Wetter draußen! Die älteſten Leute konnten ſich nicht entſinnen, jemals ein ſolches Wetter erlebt zu haben. Der Regen goß in Strömen vom Himmel herab, ſo daß alle Wege überſchwemmt waren, dazwiſchen ſchneite und hagelte es, und ein eiskalter Wind pfiff durch die Bäume, daß ſie ächzten und krachten. Es war ein Wetter, daß man nicht gern einen Hund hinausgejagt haben würde.

Und doch war ein Menſch draußen auf der Straße. Es war ein wandernder Barbiergeſelle, der in die nächſte Stadt wollte und den das Wetter unterwegs überfallen hatte. Er war ſonſt ein munterer und luſtiger Geſelle, der, wenn er drei Schritte gethan hatte, allemal einen Luftſprung machte, und dem der Mund niemals ſtille ſtand; bald trällerte, bald pfiff er, bald ſang er ein Schelmenliedchen. Ja jetzt verging ihm das Springen und Singen! Statt zu ſpringen, ſchlich er jetzt langſam vorwärts und mußte ſich bei jedem Schritte vorſehen, daß er ſeine Schuhe, in die das Waſſer oben hinein und unten wieder herauslief, nicht im Kothe ſtecken ließ, und ſtatt zu ſingen ertönte jetzt manch O! und Ach! aus ſeinem Munde. Er konnte nicht zehn Schritte weit ſehen und mußte immer eine Hand vor das Geſicht halten, in das der Sturm Regen und Schnee peitſchte. Und was das Schlimmſte war, er war von dem Wege abgekommen und irrte in den Feldern ohne Weg und Steg umher, und es fing ſchon an finſter zu werden. Der luſtige Geſell war ganz ernſthaft geworden und dachte im Stillen: „Wenn das noch eine Stunde ſo fortgeht, ſo hat Dein letztes Stündlein geſchlagen!“

Nachdem er wieder eine gute Strecke fortgewandert war, hörte er in der Nähe einen Hund bellen, und das klang ihm, wie die ſchönſte Muſik. Er ging dem Bellen nach und ſtand in Kurzem vor einem einzeln ſtehenden Hauſe. Daß es ein Wirthshaus war, ſah er an dem Schilde über der Thür. Wer war glücklicher, als der arme Bertram, ſo hieß der Geſell, endlich ein Obdach gefunden zu haben! Er ſtürzte mit einem Sprunge in die Hausthür hinein, um nur in das Trockene zu kommen, und rannte gegen den Wirth, der eben einen vollen Bierkrug in den Händen hielt, um ihn in die Stube zu tragen, ſo daß das Bier zur Hälfte herausſchwappte.

„Poz Element! Vorgeſehen!“ ſchrie der Wirth.

„Gebt mir nur gleich eine warme Stube, daß ich mich trocknen und wärmen kann! Ich bin bis auf die Haut naß!“ ſagte Bertram.

Der Wirth beſah ſich den von Näſſe und Koth triefenden Geſellen näher und erwiederte dann: „Das wäre mir eben recht! Hier gibt's keine Stuben für Eures Gleichen; mein Haus iſt voll!“

Dennoch war Bertram mit dem Wirthe in die Wirthsstube getreten, und dieſe war angefüllt mit Fuhrleuten, die an Tiſchen umher ſaßen und theils zechten, theils Karte ſpielten. Er konnte nicht einmal zu dem Ofen kommen, denn rings um denſelben ſtanden, um ſich zu trocknen, die, welche das Unwetter ebenfalls im Freien getroffen hatte.

„Wo ſoll ich denn aber bleiben in dieſem Wetter?“ frug Bertram den Wirth.

„Wo Ihr wollt!“ antwortete dieſer. „Geht in das nächſte Dorf, das iſt nur zwei Stündchen weit, dort iſt eine Schenke. Für Landſtreicher iſt mein Gaſthaus immer beſetzt.“

„Grobian!“ ſagte Bertram, als er ſah, daß hier kein Bitten half, und ſchickte ſich an, das unwirthliche Haus zu verlaſſen. Da ſagte einer der zechenden Fuhrleute zu ihm: „Hört, Landsmann! Ich will Euch einen Rath geben. Geht da hinauf auf das alte Schloß, das iſt kaum hundert Schritte weit, es ſind Stuben genug leer und da werdet Ihr willkommen ſeyn!“

Alle übrigen Fuhrleute lachten, und der Wirth ſetzte hinzu: „Das war ein guter Rath! Und es wird auch nicht an Knüttelholz fehlen, Euch zu erwärmen.“

Als Bertram vor die Thür des Wirthshauſes trat, ſah er in der Dämmerung ganz in der Nähe auf einem ſteilen Berge ein Schloß liegen, das er vorher nicht bemerkt hatte, da er wegen des Unwetters kaum ein Auge aufthun konnte. Der Regen ſtrömte noch immer vom Himmel und der Sturm brauſte. „Vielleicht ſind die da oben mitleidiger, als der hartherzige Wirth!“ dachte Bertram, obgleich das Gelächter der Fuhrleute eben nicht geeignet war, dieſe Hoffnung zu beleben. Er hatte jedoch keine Wahl und ſchritt den ſteilen Felſenweg hinauf, der nicht fern vom Wirthshauſe ſeinen Anfang nahm, und nach einem halbſtündigen beſchwerlichen Steigen ſtand er endlich oben vor der Mauer des Schloſſes und klopfte an die Thür eines kleinen Häuschens, das wie ein Schwalbenneſt an die Schloßmauer angebaut war und durch deſſen Fenſter ein Licht ſchimmerte.

Ein alter Mann mit grauen Haaren öffnete ihm die Thür und ließ

ihn eintreten. Nachdem Bertram ihm ſeine Bitte und den Rath, den man ihm unten im Wirthshauſe gegeben, ausgeſprochen hatte, ſagte der Greis zu ihm: „Das ſind Schalke, die Euch das gerathen haben, und ſie haben Euch zum Beſten gehabt! Das ganze Häuschen beſteht aus dieſer einzigen Stube, und dort liegt meine kranke Frau im Bette. Hier könnt Ihr nicht bleiben!“

„Aber das Schloß iſt ja ſo groß!“ erwiederte Bertram, deſſen Zähne vor Kälte klapperten; „iſt denn da nicht ein einziges lediges Kämmerchen, in welchem ich die Nacht zubringen könnte; denn draußen komme ich um vor Kälte und Näſſe!“

„Platz iſt genug da“, ſagte der Alte, „und es fehlt auch ſonſt nicht an Bequemlichkeit; aber des Nachts iſt es nicht geheuer in dem Schloſſe, es ſpukt darin und ein Poltergeiſt treibt ſein Weſen oben. Seit länger als zweihundert Jahren ſteht das Schloß unbewohnt, es muß aber, nach einem alten Teſtamente, im Innern und Aeußern in gutem wohnlichen Stande erhalten werden; denn geſchieht das nicht, ſo verliert mein Herr, der Beſitzer deſſelben, nicht nur das Schloß, ſondern auch alle die vielen Ländereien, die dazu gehören, und ſie fallen dann an das nächſte Kloſter. Die Herren Mönche, die gern dieſen fetten Biſſen haben möchten, unterlaſſen es nicht, von Zeit zu Zeit nachzuſehen, ob Alles in der Ordnung iſt. Ich führe die Aufſicht über das Schloß, und ich ſelbſt bin noch niemals zur Nachtzeit in demſelben geweſen. Hier unten in dem kleinen Wächterhäuschen bin ich ſicher.“

„Laßt mich nur hinein, guter Alter!“ entgegnete Bertram. „Ich fürchte mich weder vor Geiſtern, noch Geſpenſtern, nicht einmal vor dem Teufel und vor ſeiner Großmutter!“

„In den funfzig Jahren, ſeit ich hier wohne“, fuhr der Greis fort, „ſind zu verſchiedenen Zeiten einige Wagehälſe dageweſen, die darauf beſtanden, eine Nacht in dem Schloſſe zuzubringen; ſie ſind aber am andern Morgen zerbläut und in einem traurigen Zuſtande wieder herausgekommen, und ſie haben noch von Glück zu ſagen gehabt, daß ihnen der Geiſt nicht den Hals umgedreht hat. Laßt's Euch zur Warnung dienen!“

„Ich habe keine Furcht!“ ſagte darauf Bertram; „beſſer mit einem

blauen Rücken davonzukommen, als hier in dieſem Wetter elendiglich zu erfrieren. Laßt mich nur hinein!"

Und er bat ſo lange, bis endlich der alte Schloßwärter kopfſchüttelnd eine Laterne anzündete und das ſchwere Thor aufſchloß.

„Wenn Ihr es nicht beſſer haben wollt", ſagte er zu dem vor Froſt zitternden Bertram, „ſo mögt Ihr Euren Willen haben! Gewarnt habe ich Euch!"

Er gab Bertram einen Schlüſſel und unterrichtete ihn, daß er die Wendeltreppe hinaufſteigen und eines der obern Zimmer aufſchließen ſolle. Bertram ſtieg mit der Laterne in der Hand die ſteile ſteinerne Wendeltreppe hinauf und kam oben in einen engen Gang, auf welchem ſich mehrere Thüren befanden. Er ſchloß eine derſelben auf und trat in ein geräumiges Zimmer, das vollkommen mit allem nöthigen Hausgeräth verſehen war, gleich als ob es bewohnt würde, nur daß die vor Alter beinahe ſchwarz gewordenen Tiſche und Stühle eine wunderliche altmodiſche Form hatten. Aus dieſem Zimmer führte eine Thür in ein anderes, welches dem erſten ganz ähnlich war, und zuletzt kam er durch mehrere Zimmer hindurch in eines, in welchem ein hohes Himmelbette ſtand. Die Vorhänge deſſelben waren von ſchwerem grünſeidenen Zeuge mit eingewebten Blumen, obwohl etwas verſchoſſen; aber das leinene Bettzeug war weiß, wie eben gefallener Schnee. Außerdem befand ſich in dem Zimmer ein mächtig großer Kamin mit einem ſchweren Geſimſe, welches eine Stutzuhr und einige Vaſen trug, und rings an den Wänden umher ſtanden Stühle und Tiſche und ein künſtlich gearbeiteter Schrank von dunkelm Eichenholz, mit geſchnitztem Laubwerk verziert. An der einen Wand, dem Bette gegenüber, hing ein lebensgroßes Bild in einem breiten vergoldeten Rahmen.

Es war in dieſem Zimmer Alles ſo wohnlich, daß Bertram beſchloß, hier zu übernachten. Er zündete das im Kamine liegende Holz an, deſſen Flamme in Kurzem das ganze Zimmer hell erleuchtete; dann ſchnürte er ſein Ränzchen auf, nahm ein trocknes Hemd aus demſelben und zog es an, und hing ſeine naſſen Kleider, um ſie zu trocknen, auf Stühle und ſetzte ſie um den Kamin herum. Die Thurmuhr des Schloſſes ſchlug gerade neun, als er in das hohe Bett ſtieg und ſich in demſelben

behaglich ausſtreckte. Das war ein Bette! So weich hatte er in ſeinem ganzen Leben noch nicht gelegen. Die Pfühle und Kiſſen mußten mit lauter Eiderdaunen geſtopft ſeyn. Die angenehme Wärme that ſeinen erſchöpften und erſtarrten Gliedern ſo wohl, daß er in wenigen Minuten einſchlummerte und in kurzer Zeit feſt ſchlief.

Es mochte bald Mitternacht ſeyn, als er wieder erwachte. Der Hunger, den er Abends bei ſeiner großen Müdigkeit nicht gefühlt hatte, hatte ihn aufgeweckt. Wenn am Abend zuvor Alles, was er erlebt hatte in ſeiner Abſpannung wie ein Traumbild an ihm vorübergegangen war, ſo ſtand jetzt Alles in der Wirklichkeit vor ſeiner Seele. Er war ſich klar bewußt, daß er ſich in einem Geiſterſchloſſe befand, daß er in einem herrlichen Bette lag und daß ihn Hunger und Durſt quälte, daß er aber bis zum nächſten Morgen kein Mittel habe, ihn zu ſtillen. Er fühlte ſich zwar einſam in dem großen Schloſſe, aber er hatte keine Furcht. Es war aber auch ſo ſtill in demſelben, daß man ein Mäuschen hätte laufen hören können; nur draußen heulte der Sturm und raſſelte mit den alten ſchlechtverwahrten Fenſtern.

Bertram hatte, ehe er in das Bett ſtieg, die brennende Laterne in die Mitte des Zimmers auf den Fußboden geſtellt. Sie brannte noch und erleuchtete das Zimmer, und einer ihrer Strahlen fiel gerade auf das Bild, das dem Bette gegenüber an der Wand hing. Bertram betrachtete es jetzt genauer. Es war das Portrait einer jungen reizendſchönen Dame im ausgeſuchteſten Putze, und er konnte ſeine Augen gar nicht von ihm wegwenden. Es ſchien ordentlich, als ob ihn das Bild anblicke und anlächele. „Wenn doch Dein Ebenbild hier wäre!“ dachte Bertram; „dann wäre es nicht mehr ſo einſam. Wir wollten uns ſchon die Zeit vertreiben!“

Er war noch ganz vertieft im Anſchauen des Bildes, an welchem er immer neue Reize entdeckte, als die Thurmuhr die zwölfte Stunde ſchlug, und ſo wie der letzte dumpfe Schlag verklungen war, fing es an im Schloſſe lebendig zu werden. Thüren wurden aufgeriſſen und zugeſchlagen, und draußen auf dem Gange ſchlich und ſchlurrte es auf und ab.

Obgleich Bertram ſich bisher für ganz furchtlos gehalten hatte,

ſo fröſtelte ihn doch unter ſeiner warmen Bettdecke und er zog ſie weiter heran. Jetzt ſprang die Thür ſeines Zimmers auf, die er doch, ehe er ſich zu Bette gelegt, feſt verſchloſſen hatte, und herein traten zwei alte graue Bedienten in einer altväteriſchen Livree, jeder mit einem Paar ſilberner Armleuchter mit brennenden Wachskerzen in den Händen. Sie trugen ſchweigend einen Tiſch in die Mitte des Zimmers, bedeckten ihn mit einem blendendweißen Tuche, ſetzten die Armleuchter darauf und rückten zwei Stühle mit hohen Lehnen an denſelben. Dann entfernten ſie ſich auf kurze Zeit, brachten zwei Couverts und beſetzten den Tiſch mit den koſtbarſten warmen Speiſen und mit mehrern Flaſchen Wein, worauf ſie, ohne nur ein Wort geſprochen zu haben, wieder hinausgingen.

Die Paſteten und Fiſche und Braten und andere Gerichte, welche auf dem Tiſche ſtanden, verbreiteten einen ſo lieblichen Duft in dem Zimmer, daß der hungrige Bertram große Luſt verſpürte, aus ſeinem Bette aufzuſtehen und ſich der Gerichte zu bedienen. Ehe aber dieſe Luſt zu einem Entſchluſſe gedieh, öffnete ſich die Thür von Neuem, und es trippelte langſam eine alte Matrone herein, die ihr Geſicht mit einem Schleier ſo weit verhüllt hatte, daß man nur ihre Augen und Naſe ſehen konnte; ihr Mund und Kinn war völlig bedeckt. Sie näherte ſich dem Tiſche und ſetzte ſich auf den Stuhl nieder, der Bertrams Bette gegenüber ſtand.

Nachdem ſie ein paar Mal gehüſtelt und ihre Augen auf Bertram gerichtet hatte, erhob ſie ihre kreiſchende Stimme und ſagte: „Nun, Freundchen, wollt Ihr mir nicht Geſellſchaft leiſten?“

Bertram dachte: „Für ſolch' ein Abendeſſen kannſt Du Dich ſchon ein Piſchen durchbläuen laſſen“, und er antwortete ganz keck und ohne Furcht: „Wenn's erlaubt iſt!“

Er ſprang mit dieſen Worten aus dem Bette, zog ſchnell die nöthigen Kleidungsſtücke an und ſetzte ſich der Matrone gegenüber auf den ledigen Stuhl. Dieſe ſchlug jetzt den Schleier zurück, und Bertram erblickte mit Entſetzen das häßlichſte Geſicht, das er je in ſeinem Leben geſehen hatte. Um den faltigen Mund und das ſpitze Kinn ſtand ein groſſer grauer verwilderter Bart, und die kleinen Augen lagen tief in ihren Höhlen, wie in einem Todtenſchädel. Bertram ſchauderte zuſammen

und wendete seine Augen weg, um seine Tischgenossin nicht zu sehen. Diese legte ihm von einer Rebhühnerpastete vor, schenkte sich und ihm ein Glas Wein, hell wie Gold, ein, erhob ihr Glas und sagte: „Eure Gesundheit und ein glückliches Willkommen!“ und nippte ein Tröpfchen von dem Weine. Bertram leerte mit einem Zuge sein ganzes Glas, ohne ein Wort zu erwiedern. Es war, als wäre ihm die Kehle zugeschnürt.

So wurde ein Gericht nach dem andern vorgenommen und dem köstlichen Weine von Bertram fleißig zugesprochen, und die Matrone, die beinahe gar nichts aß und eben so wenig trank, hatte alle Hände voll zu thun, seinen Teller und sein Glas immer von Neuem zu füllen. Bertram ließ sich das Essen und Trinken vortrefflich schmecken und er hatte sich an das Gesicht der Matrone bereits so gewöhnt, daß er sie manchmal verstohlen anblickte. Er hatte schon zwei Flaschen von dem starken kostbaren Weine ausgeleert und derselbe hatte so auf ihn gewirkt, daß er nicht nur jedes Mißtrauen gegen seine Wirthin verloren, sondern auch seine gute Laune und seinen Humor wiedergewonnen hatte.

Als das Mahl, während dessen kein Wort weiter gesprochen worden war, zu Ende ging, füllte Bertram noch einmal sein Glas, hob es empor und rief: „Schätzchen, auf Dein Wohlergehen!“ und leerte es auf einen Zug.

Die Matrone stand von ihrem Stuhle auf, machte ihm schweigend eine Reverenz und schickte sich an, das Zimmer zu verlassen. Da redete sie Bertram noch einmal an und sagte: „Lieb Urgroßmütterchen, Du hast mich so kostbar wie einen König bewirthet, und gern bäte ich Dich wieder zu Gaste, aber sieh, ich bin ein armer Schlucker und mit meinem Brod und Käse würdest Du nicht vorlieb nehmen. Gern erwiese ich Dir einen Liebesdienst für Deine gute Aufnahme, aber ich weiß nicht womit.“

Traurig und mit niedergebücktem Kopfe schlich die Matrone der Thür zu, als Bertram in seiner ausgelassenen Weinlaune fortfuhr: „Doch da fällt mir so eben etwas ein! Sag' einmal, Mütterchen, es kömmt wol selten ein Barbier in dieses Schloß, oder er muß ein rechter Stümper seyn, der seine Kunst nicht versteht, sonst würde er Dein Bärtchen nicht so verwildern lassen. Ich gehöre der edlen Schererzunft

an, erlaube, daß ich Dir dieſen Dienſt leiſte. Du wirſt noch einmal ſo ſchmuck ausſehen."

Ohne ein Wort zu erwiedern ſetzte ſich die Matrone auf einen Stuhl nieder, wie Einer, der ſich den Bart abnehmen laſſen will, und Bertram nahm ſein Barbierzeug aus ſeinem Ranzen heraus, ſchnitt ihr den großen ſtruppigen Kinnbart mit der Scheere ab, ſchlug in ſeinem Becken Seifenſchaum, ſeifete ſie ein und raſirte ihr Geſicht glatt, ganz nach den Regeln ſeiner Kunſt, und war ſo geſchickt, daß er nicht ein kleines Schnittchen in die vielen Runzeln machte.

Nachdem die Arbeit beendigt war, hatte die Alte ein ganz anderes Anſehen; ihr Geſicht war zwar grau und runzelig, aber ſie ſah aus, wie eine ehrwürdige ſteinalte Frau, gar nicht mehr abſchreckend. Nur der große häßliche Bart hatte ſie ſo verſtellt. Bertram mußte an ſeine alte Urgroßmutter denken, der ſie ähnlich war, und er konnte ſich in ſeiner Laune nicht enthalten, ſich zu ihr niederzubücken und ihr einen herzhaften Kuß auf ihren zahnloſen Mund zu drücken, worauf er ſagte: „So, Großmütterchen, nun kannſt Du Dich vor den Leuten ſehen laſſen!"

„Wackerer, muthiger Burſche!" ſprach jetzt die Alte, die ſich von ihrem Stuhle erhoben hatte, und deren Augen wie verklärt von Freude ſtrahlten, „Du haſt mir einen Dienſt geleiſtet, größer als Du Dir denken kannſt, und größer, als ich im Stande bin, ihn zu belohnen. Habe Dank dafür! Wiſſe, vor nun beinahe dreihundert Jahren war ich die alleinige Beſitzerin dieſes Schloſſes und der großen Ländereien, die zu demſelben gehören. Ich war noch ein Kind, als meine gräflichen Aeltern ſtarben, und meine Erziehung übernahm ein alter Oheim, der mir allen nur möglichen Willen ließ und alle meine Launen erfüllte. So wuchs ich zur Jungfrau heran und der Himmel ſchenkte mir in ſeinem Zorne eine Schönheit, der nichts Aehnliches an die Seite zu ſetzen war. Ich war die Schönſte nicht nur in dieſer Gegend, ſondern im ganzen großen Reiche, vielleicht auf der ganzen Erde. Betrachte dieſes Bild; es iſt das meine!" und ſie zeigte auf das Gemälde, welches im Zimmer hing.

„Euer Wort in Ehren!" unterbrach ſie Bertram; „aber ſo könnt Ihr nicht ausgeſehen haben!"

„Du haſt Recht!“ fuhr die Alte fort; „das Bild glich mir, wie eine Klatſchroſe einer Centifolie gleicht. Kein Maler war im Stande, meine Schönheit aufzufaſſen und in einem Bilde mit todten Farben wiederzugeben. Mein Spiegel, den ich nur zu oft zu Rathe zog, ſagte mir, wie ſchön ich war und wie ich mit jedem Tage ſchöner wurde. Aber mit meiner Schönheit wuchs auch mein Stolz und meine Eitelkeit, die durch Schmeicheleien täglich neue Nahrung erhielten, ſo daß ſie nach und nach jedes zarte und edle Gefühl aus meinem ſich immer mehr verhärtenden Herzen verdrängten.“

„Der Ruf meiner Schönheit hatte ſich im ganzen Lande verbreitet und von nah und fern kamen Barone, Grafen und ſelbſt Prinzen herbei, in der Abſicht, um meine Hand zu werben. Ich ſchmeichelte Allen, machte jedem Einzelnen Hoffnung und betrog Alle. Sie waren mir Alle zu ſchlecht und zu gering, und ich hoffte, daß noch ein Kaiſer, oder wenigſtens ein König kommen würde, um mich zu ſeiner Gemahlin zu verlangen.“

„Ich begnügte mich jedoch nicht damit, meine verſchmähten Freier im Stillen zu verabſchieden: es war meine größte Freude und Wonne, ihnen alle nur mögliche Schmach anzuthun, um ſie den Abſtand zwiſchen mir und ihnen recht fühlen zu laſſen. Es war in jener Zeit Sitte, daß jeder wehrhafte und edle Mann einen Bart trug. Ein ſchöner Bart war der Stolz des Mannes, und wer keinen Bart hatte, wurde für einen ſchwächlichen Feigling gehalten. Ich vertraute nun jedem meiner Freier einzeln, daß ich einen natürlichen Abſcheu vor einem Barte hätte, und erklärte, daß ich es nie über mich gewinnen würde, einem Manne, der einen Bart trüge, jemals meine Hand als Gattin zu geben. Die meiſten meiner Liebhaber brachten, aus Liebe zu mir, mir auch dieſes Opfer; ſie ließen ſich den Bart abſcheren, und die Folge davon war, daß ich ſie ſodann verlachte und verhöhnte und ſie verabſchiedete. Obgleich dieß bekannt war, ſo kamen doch immer neue Freier, weil jeder hoffte, mein Herz zu beſiegen und mich zu gewinnen. So war ich vier und zwanzig Jahre alt geworden und meine Schönheit ſtand in der höchſten Blüte; ich war aber noch immer unvermählt.“

„In dem Schloſſe lebte ein alter frommer Kapellan, ein Greis von mehr als achtzig Jahren, deſſen ehrwürdiger ſilberweißer Bart ihm tief über die Bruſt herabhing. Schon oft hatte ich ſeinen Tadel über mein Leben hören müſſen, ſchon oft hatte er mich liebevoll ermahnt, einen beſſern Weg einzuſchlagen. Ich hatte ſtets über ſeine Ermahnungen und Warnungen gelacht. Jetzt hatte er gehört, daß einer meiner verſchmähten und verhöhnten Liebhaber aus Kummer über die erlittene Schmach auf das Siechbette gefallen und aus großer Liebe zu mir geſtorben ſei. Mein Schloßkapellan nahm dieſe Gelegenheit wahr, mir eine harte Strafpredigt zu halten und mir mit der Strafe zu drohen, die mich dereinſt erwarten werde. Ich war aber dieſer Vermahnungen und Drohungen ſo herzlich müde, daß ich in meinem Uebermuthe befahl, dem ehrwürdigen Greiſe ſeinen Silberbart abzuſcheren.“

„Es geſchah. Da ſprach der entrüſtete Alte eine Verwünſchung über mich aus. „„Du haſt mich meiner Zierde beraubt, der einzigen, die ich während meines ganzen Lebens und zwar mit Ehren getragen habe. Ich bedarf ihrer ohnehin nicht lange mehr, und ſchenke ſie Dir. Trage Du ſie von nun an ſo lange Du lebſt, trage ſie auch im Tode und wandle ſo lange als Geiſt in dieſen Mauern, bis irgend ein lebender Menſch Dir unaufgefordert und freiwillig das aus Mitleid thut, was Du ſo Vielen aus Uebermuth angethan haſt! So lange, bis dieß erfüllt ſeyn wird, mögen Dir die Pforten des Himmels und der Hölle verſchloſſen bleiben! Benutze dieſe Zeit, Dich zu beſſern!““

„So ſprach der zitternde und erſchöpfte Greis, und ſank alsbald todt zu meinen Füßen nieder.“

„Obgleich ich durch dieſes Ereigniß für den Augenblick tief erſchüttert war, ſo vergaß ich es doch bald wieder und ſchlief in der kommenden Nacht ſanft und ruhig, gleich als ob nichts Beſonderes vorgefallen wäre. Als ich aber am folgenden Morgen erwachte und mich im Spiegel erblickte, Himmel! was war in der Nacht für eine Veränderung mit mir vorgegangen! Ich ſchauderte vor meinem eignen Anblicke zurück, denn um meinen Mund und um mein Kinn war ein großer häßlicher Bart hervorgeſproßt, der mich ganz unkenntlich machte. Ich fing an, jedes einzelne

Haar auszurupfen; aber in demſelben Augenblicke, wo ein Haar ausgeriſſen war, wuchs ſogleich ein neues von derſelben Länge hervor. Ich konnte mich vor keinem Menſchen mehr ſehen laſſen, und mußte mein Geſicht beſtändig mit dichten Schleiern verhüllen."

„Obgleich ich meine Häßlichkeit vor Jedem, ſelbſt vor meinen Dienern, zu verbergen ſuchte, ſo wurde ſie doch bekannt. Ich wurde von Allen verlacht und verhöhnt, und auch nicht von einem Einzigen bedauert und bemitleidet. Die Freier, von denen ſonſt mein Schloß nie leer wurde, blieben weg, und ich war gezwungen, in der tiefſten Einſamkeit zu leben. Da hatte ich Zeit genug zu bereuen und mich zu beſſern. Mein Leben war von nun an dem Wohlthun gewidmet; ich half den Armen, unterſtützte die Bedürftigen und that Gutes, ſo viel ich vermochte, und ſuchte dadurch meine frühern Sünden zu büßen."

„So war ich ſechzig Jahre alt geworden, als der Tod meinen Leib hinnahm; aber meiner Seele waren die Pforten der Ewigkeit verſchloſſen. Es ſind nun beinahe dreihundert Jahre, ſeit mein Geiſt in jeder Nacht in dieſen Räumen herumwandelt. Ich hoffte immer, daß mein Erretter erſcheinen würde, der den Ausſpruch des heiligen Greiſes zu erfüllen vermöchte; aber er erſchien nicht. Zwar kamen Mehrere hieher, um eine Nacht in dieſem Schloſſe zuzubringen; es waren jedoch nur feige Neugierige, welche die Probe nicht beſtehen konnten. Nicht ein Einziger hatte nur den Muth, die Abendmahlzeit mit mir zu theilen. Da kamſt Du, mein wackerer Freund, und haſt den Fluch von mir genommen, der auf mir laſtete, auf mir und meinen beiden Dienern, die mir bei der Ausführung meiner frühern übermüthigen Gelüſte behülflich geweſen waren. Ich verlaſſe jetzt dieſen Ort, um zur endlichen Ruhe einzugehen, und von Stund an wird dieſes Schloß nicht ferner beunruhigt werden."

„Vergelten kann ich Dir, mein Erlöſer, nicht, was Du an mir gethan haſt; ſelbſt dann könnte ich es nicht, wenn auch alle Schätze der Erde die meinigen wären; ich kann aber etwas dazu beitragen, Dir Dein Leben zu erleichtern."

Mit dieſen Worten ſchritt der Geiſt der gräflichen Jungfrau nach dem Eichenſchranke, nahm einen Schlüſſel aus der Taſche, die an ſeiner Seite

hing, und ſchloß ihn auf. Der Schrank war leer; aber die Jungfrau öffnete jetzt ein geheimes, nur ihr allein bekanntes Fach in demſelben und zog aus ihm ein kleines Kofferchen hervor. Daſſelbe war bis oben gefüllt mit goldenen Ketten, Perlenſchnüren, Stirn- und Armbändern und Ringen, beſetzt mit Diamanten und Rubinen und den koſtbarſten Edelſteinen.

„Dieſe Reſte meiner frühern Eitelkeit", ſagte die Jungfrau, „werden hinreichen, Dir ein ſorgenfreies und bequemes Leben zu bereiten. Nimm ſie hin, ſie ſind Dein, und Du biſt von dieſem Augenblicke an ihr rechtmäßiger Beſitzer. Wende aber dieſe Schätze gut an, damit das für Dich zum Segen werde, was mir durch meine Schuld zum Fluche wurde. Gedenke meiner dabei und laß in jedem Jahre in dieſer Nacht meiner Erlöſung in dem nächſten Kloſter zu meiner Seelenruhe eine Meſſe leſen!"

Bertram trat jetzt näher, um in das Kofferchen zu blicken, und ſeine Augen wurden geblendet von dem Glanze der Edelſteine und Kleinodien, mit denen es angefüllt war. Von Dankbarkeit durchdrungen drehte er ſich um, um ſeiner Wohlthäterin noch einen Kuß des Dankes zu geben; aber ſie war ſpurlos verſchwunden. Auch der Tiſch mit den Speiſen und Armleuchtern war nicht mehr zu ſehen und ſtatt ſeiner ſtand nur noch in der Mitte des Zimmers die brennende Laterne auf dem Fußboden, ſo wie ſie Bertram am Abend hingeſtellt hatte. Bei dem matten Scheine derſelben packte er den Inhalt des Kofferchens, deſſen großen Werth er nicht einmal genau erkannte, in ſeinen Reiſeranzen, und legte ſich ſodann wieder zu Bette, wo er den Reſt der Nacht ungeſtört bis zum Morgen ſchlief. Er würde bis tief in den Tag hinein geſchlafen haben, wenn er nicht durch den Eintritt des Schloßwärters geweckt worden wäre, welcher in großer Beſorgniß kam, um zu ſehen, ob er noch am Leben ſei.

„Ei, bei Euch ſchläft's ſich herrlich!" rief ihm Bertram entgegen. „Man vergißt das Aufſtehen ganz und gar!"

„Wie!" ſagte der erſtaunte Alte, „iſt denn das Geſpenſt nicht zu Euch gekommen?"

„Ei wol!" antwortete Bertram; „wir haben viel mit einander verkehrt und ſind recht gute Freunde geworden. Ich ſagte es Euch ja, ich verſtehe mit Geiſtern umzugehen!"

Der neugierige Alte wollte gern mehr erfahren und that deshalb allerlei Fragen; aber Bertram hütete sich wohl, ihm mehr zu sagen, als er wissen sollte. Er selbst frug dagegen nach den nähern Verhältnissen des Schlosses und nach seinem jetzigen Besitzer, und der Schloßwärter erzählte ihm, daß derselbe ein fernwohnender Baron sei, der im Begriff stehe, diese Besitzung billig zu verkaufen, da die Erhaltung des Schlosses, welches weder bewohnt noch sonst benutzt werden könne, jährlich einen großen Aufwand verursache und einen großen Theil der Einkünfte von den Ländereien aufzehre. Das Schloß sei aber so verrufen, daß sich bis jetzt noch kein Käufer gefunden habe.

Als Bertram über alles das, was er zu erfahren wünschte, unterrichtet war, nahm er von dem Schloßwärter Abschied, und das Erste, was er that, war, nach der nächsten großen Stadt zu wandern, wo er einen Theil seiner Kleinodien zu Gelde machte, und dafür eine Summe erhielt, über die er selbst erstaunte. Er reiste sodann zu dem Eigenthümer der Besitzung, um den Preis derselben zu erfahren. Dieser war so gering, daß der Kauf schnell abgeschlossen wurde. Bertram übernahm die Besitzung gegen baare Bezahlung des Kaufpreises mit allen den Bedingungen, die an den Besitz derselben geknüpft waren, und bald darauf zog er in das verrufene Schloß ein.

Die ganze Nachbarschaft steckte die Köpfe zusammen und wunderte sich, wie ein lebender Mensch den Muth haben könne, das Geisterschloß als Wohnung zu beziehen, und Viele, und unter ihnen der Wirth des Gasthofs oben an, freuten sich im Stillen darauf, zu vernehmen, welcher Empfang dem waghälsigen Fremden in der ersten Nacht zu Theil werden würde. Bertram blieb aber nicht nur eine Nacht ruhig und unangefochten in seiner neuen Wohnung, sondern mehrere, und nach einigen Wochen holte er seine Braut herbei und feierte in dem Schlosse seine Hochzeit und lebte in demselben von keinem Geiste mehr beunruhigt, viele Jahre lang mit seiner Familie.

Seit mehrern hundert Jahren ist Bertram todt und seine Familie ausgestorben, und die ganze Geschichte würde vergessen seyn, wenn nicht in der Kapelle des Schlosses gleich hinter dem Altare ein großer Leichen-

ſtein in die Mauer eingelaſſen wäre, auf welchem eine lebensgroße Frau mit einem mächtigen Barte um Mund und Kinn in Stein gehauen abgebildet iſt. Neugierige Reiſende, welche ſich die alte Kapelle zeigen laſſen, fragen, was das zu bedeuten habe, und der Kaſtellan des Schloſſes hat ſich, um ihre Neugierde zu befriedigen, ein Märchen von einer verzauberten Prinzeſſin ausgeſonnen, an dem aber kein wahres Wort iſt, das er ihnen erzählt.

Die neugierigen Fremden ſollten ſich nur an uns wenden; wir würden ihnen die Geſchichte ganz anders erzählen können; denn wir wiſſen, wie ſich in der Wahrheit Alles ereignet hat.

Das Sonntagskind.

Weit, weit da draußen hinter dem Lande, wo die wunderlichen Chineſen wohnen, Ihr wißt doch, die mit den dicken Bäuchen und Wackelköpfen, da draußen liegt noch ein Land, ich habe aber ſeinen Namen vergeſſen; das wollen wir uns jedoch nicht kümmern laſſen. Das Land wird von einem Kaiſer beherrſcht, und der Kaiſer iſt ein guter Mann, der gern gut lebt und auch Andere gut leben läßt, wenn ſie etwas dazu haben.

Er regiert über viele viele Hunderttauſende und noch mehr Unterthanen, und die hat er alle recht lieb, der gute Kaiſer. An jedem Sonntage muß ein Trompeter durch die Stadt reiten und blaſen: Schnetterdeng! Schnetterdeng! und das heißt: „Wer den Kaiſer ſpeiſen ſehen will, der iſt eingeladen!“

Da läuft nun vieles Volk hin in das Schloß und ſtellt ſich auf die Gallerie und guckt hinunter in den goldnen Saal, und ſieht zu, wie der Kaiſer ißt und trinkt, und wie es ihm wohlſchmeckt, und das iſt ſo ſchön mit anzuſehen. Das Volk hat auch deshalb den guten Kaiſer recht lieb, und wenn er einmal auf ſeinem Elephanten ſpazieren reitet, ſo ruft Jedermann: „Vivat hoch!“ und wer nicht mitruft, der wird in den Thurm geſperrt und den Raben zum Frühſtück vorgeworfen, wenn die Reihe an ihn kommt.

Eine hübſche Einrichtung in dem Lande iſt es, daß man die Vornehmſten und Geſcheutſten, denn das ſind alle Vornehmen, gleich auf den erſten Blick erkennen kann. Je vornehmer einer iſt, deſto dicker iſt er auch. Der Kaiſer, als der Vornehmſte von Allen, iſt ſo dick, daß er kaum gehen kann, und ſeine Beine hat noch Niemand geſehen vor dem dicken Bauche. Seine Miniſter aber ſind ſchon ein Bißchen magerer und können etwas watſcheln.

Der Kaiſer hatte eine Tochter, und die war eine kaiſerliche Prinzeſſin, da ihr Vater der Kaiſer war, und dieſer wollte, daß ſie ſich vermählen ſollte. Das mochte ſie aber nicht. Sie war ein Bißchen eigenſinnig und wollte keinen Gemahl aus dem Lande, das war ihr zu ordinair, ſie wollte etwas Ausländiſches aus der Fremde; je weiter er herkam, deſto beſſer. Sie liebte nun einmal alles Fremde, und ſie ſchmeichelte ihrem Vater und klopfte ihn auf ſeinen dicken Bauch und ſagte zu ihm: „Schaffe mir etwas Fremdes, Du biſt ja der Kaiſer!“

Ja der Kaiſer war er wol, aber zaubern konnte er deßhalb doch nicht, und er ſagte nur: „Wir wollen ſehen!“

Da wurde nun in alle Zeitungen der ganzen Welt geſetzt und mit großen Buchſtaben gedruckt, damit es auch die Blödſichtigen leſen konnten, daß der Kaiſerstochter, wegen ihrer großen Sittſamkeit und Ein-

gezogenheit an Gelegenheit fehle, die Bekanntſchaft junger, heirathsfähiger Männer zu machen, ſuche auf dieſem jetzt ſo beliebten Wege einen Gemahl, er müſſe aber weit her ſeyn u. ſ. w. Die Adreſſe könne man in der Zeitungsexpedition erfahren.

Da kamen nun die Freier ſchockweiſe aus allen Weltgegenden, denn jeder wollte gern eine kaiſerliche Prinzeſſin heirathen, und das konnte man im Grunde Keinem verdenken. Man hatte kaum Schiffe genug, ſie alle über das Meer zu fahren in des Kaiſers Reich.

Nun war da, weit weg von dem Kaiſerlande, ein kleines Städtchen, und in demſelben wohnte ein Schneider mit ſeiner Frau, die ihrem Manne nähen helfen mußte, wenn er vor den Feſttagen allein nicht fertig wurde mit der vielen Arbeit. Sie waren ſchon ſieben Jahre lang mit einander verheirathet, und hatten keine Kinder; aber im achten Jahre da kam eins. Es war ein Junge und er wurde gerade an einem Sonntage nach dem erſten Quatember geboren und Peter getauft, wie ſein Vater, der auch Peter hieß. Das war eine große Freude für die Aeltern, und die Nachbarinnen ſagten: „Das iſt ein Sonntagskind, das iſt ein Glückskind! Dem glückt einmal Alles, was es anfängt, und es wird gewiß dereinſt etwas Großes aus ihm! Gott behut' es!“

So ſagten die klugen Nachbarinnen und der kleine Peter wuchs und gedieh, und wurde ein derber, rothbäckiger Junge, der in die Schule gehen mußte, und als er nothdürftig leſen und ſchreiben gelernt hatte und eingeſegnet worden war, mußte er ein Schneider werden, wie ſein Vater. Das ſtand ihm aber gar nicht an, er wäre lieber gleich etwas recht Großes geworden, ob ein Bürgermeiſter, oder ein Miniſter, oder ein General, das wußte er ſelbſt nicht genau; doch der Vater ſagte: „Handwerk hat einen goldnen Boden!“ und ſo mußte Peter ſich mit auf den Schneidertiſch ſetzen und die Beine in das Loch ſtecken und mußte mit nähen und flicken.

Das war ihm nun gar nicht recht, und wenn er ſich einmal davon losmachen konnte, ſo that er's und ging in das Bierhaus und ſaß da hinter dem Bierkruge. Das war nun ſo ſeine Paſſion! Der Vater war darüber oft böſe und holte ſeine Elle und gab ſo dem faulen Peter zu

leſen; aber die Mutter nahm ſich immer ſeiner an und ſagte zu ihrem Manne: „Peter iſt ein Sonntagskind, dem muſt Du ſchon etwas nachſehen, der macht ſein Glück gewiß einmal; er iſt ja unſer Einziger!“

Peter war nun bald drei und zwanzig Jahre alt, aber ſein Glück hatte er noch nicht gemacht, und er ſaß noch immer mit über einander geſchlagenen Beinen auf dem Schneidertiſche neben ſeinem Vater, der ihm manchmal einen Rock an den Kopf warf, wenn er ihn ſchlecht genäht oder ſonſt verpfuſcht hatte. Jeden Abend aber ſaß Peter im Bierhauſe.

Einmal ſaß er auch dort und guckte aus langer Weile in das Wochenblatt und buchſtabirte zuſammen, wer geſtorben und wer getauft worden war in der letzten Woche, und da ſtieß er auf das kaiſerliche Heirathsgeſuch, welches gerade darin ſtand. Er las es zwei und drei Mal hinter einander, bis er es ordentlich verſtanden hatte, und als er nach Hauſe kam, erzählte er es ſeiner Mutter und ſagte: „Mutter, ich will die Prinzeſſin heirathen!“

„Das thue, mein Sohn!“ antwortete die Mutter, „Du biſt ja ein Sonntagskind; und wenn Dein Schwäher geſtorben iſt, wirſt Du am Ende noch Kaiſer!“

Der Vater aber ſagte: „Dummer Junge! Dich wird auch eine Prinzeſſin heirathen! Lerne lieber einen ordentlichen Steppſtich und eine egale Naht machen, und ſprich nicht von ſolchen Narrenspoſſen!“

Peter dachte aber immer an die Prinzeſſin und konnte gar nicht mehr vor dem Gedanken ſchlafen. War er allein mit der Mutter, ſo wurde von nichts anderm geſprochen, wenn aber der Vater da war, dann ſchwieg er, denn der Vater ſuchte gleich die Elle, wenn er davon anfing.

Peter holte aber das alte Felleiſen von dem Hausboden, das der Vater mit auf ſeiner Wanderſchaft gehabt hatte, packte in der Stille alle ſeine Kleider und ein Paar alte Stiefeln hinein, und die Mutter half ihm dabei, und da es davon nicht ganz voll wurde, ſo füllte es die Mutter mit den beſten Stücken Tuch, welche der Vater in die Helle geworfen hatte, und legte dann ſein Schneiderwerkzeug, die Scheere, Nadeln und Zwirn. „Man kann nicht wiſſen, wo Du das einmal brauchen kannſt“, ſagte ſie; „Handwerk hat einen goldnen Boden!“

Sie vergaß auch nicht, einige Brode und Würste in das Felleisen zu thun, damit Peter unterwegs nicht Noth leiden sollte, und ganz obenauf packte sie noch eine Mäusefalle. „Die kannst Du brauchen auf dem Schiffe“, sagte sie, „denn da soll es viele Mäuse geben. Stelle sie aber ja jeden Abend auf, damit sie Dir nicht ein Loch in Deinen Sonntagsrock beißen, oder Deine Wurst fressen!“

„Sei Sie ohne Sorge, Mutter!“ sagte Peter und nahm Abschied von ihr, denn er wollte morgen in aller Frühe fort, noch ehe der Vater aufstand; der durfte davon nichts wissen. Er reichte ihr die Hand und die Mutter weinte und schluchzte, daß ihr Einziger in die weite Welt wollte. Sie gab ihm all' ihr erspartes Geld, nähte ihm einen Henkeldukaten, den sie Sonntags an einem schwarzen Bändchen um den Hals getragen hatte, in sein Rockfutter, und sagte: „Lebe wohl, Peter, grüße den Herrn Kaiser von mir auf's Schönste, und denke an uns, wenn Dir's wohlgeht; und wenn Du Kaiser geworden bist, so schicke mir eine schwarze Sammetmütze mit goldnen Tressen, so wie die Frau Bürgermeisterin eine hat. Die wird sich einmal ärgern, wenn sie sie sieht!“

„Das kann geschehen!“ antwortete Peter und wanderte fort bis an's Meer, und setzte sich auf ein Schiff und fuhr gerade hin in das fremde Kaiserland. Und als er da angekommen war, ging er in die Stadt, wo der Kaiser wohnte. Das war aber eine große Stadt, die Häuser waren alle von Porzellan und an allen Giebeln und Feuerrissen hingen silberne Glöckchen, die machten Musik, wenn der Wind wehte.

Peter ging ein paar Stunden lang durch die lange Gasse und besah sich alle Häuser; er konnte aber das Haus des Kaisers nicht finden. Da lief gerade ein Junge quer über den Weg; er war barfuß und hatte ein Blaserohr in der Hand, und wenn sich wo ein Hund blicken ließ, piff! da schoß er ihn mit einer Thonkugel auf den Pelz und lachte laut, wenn der Hund auf drei Beinen davonlief und schrie.

„Höre Du, Gassenjunge!“ rief ihm Peter zu, „wo wohnt denn der Kaiser?“

Der Junge sah ihn aber an und lachte und fletschte die Zähne.

„Da haſt Du einen Kupferkreier!“ rief Peter fort, „bring mich zum Kaiſer!“

O, was machte da der Junge für Augen, als er den blanken Kupferkreier ſah! Er lief voraus und machte ſo weite Schritte, daß Peter kaum nachkommen konnte mit ſeinem ſchweren Zeltleiſen. Endlich blieb der Junge ſtehen und ſagte: „Da wohnt der Kaiſer!“

Und Peter ging hinein in das Schloß. Da waren einmal ſchöne Zimmer von Gold und Silber und Edelgeſtein, immer eines ſchöner, als das andere. Zuletzt kam eins, das war aus einem einzigen großen Smaragdſtein ausgehauen, darin ſaß der Kaiſer auf ſeinem goldenen Throne und rauchte eben eine Pfeife Knaſter.

„Guten Morgen, Kaiſer!“ ſagte Peter zu ihm, und der Kaiſer antwortete: „Bon jour!“ denn das klang viel vornehmer, als wenn er geſagt hätte „Guten Morgen!“ „Was willſt Du?“

Und Peter ſagte: „Ich will Deine Tochter heirathen!“

„So!“ antwortete der Kaiſer, „und wer biſt Du denn?“

„Ich bin ein Sonntagskind!“ erwiderte Peter.

„Was iſt denn das für eine Nation?“ fing der Kaiſer weiter; „die iſt mir unbekannt.“

„Ja, ein Sonntagskind iſt nun eben ein Sonntagskind!“ antwortete Peter, „und die Sonntagskinder ſind Glückskinder, denen glückt Alles, was ſie wollen, und darum haben ſie auch gar keine Luſt, etwas zu lernen und ſie brauchen es auch nicht.“

„Da muß ich wol auch ein Sonntagskind ſeyn!“ ſagte der Kaiſer, „Aber Du ſiehſt mir ſo ordinair aus, ſo gemein; Du biſt ja ſo mager, magerer wie ein Windhund!“

„Das kommt von der weiten Reiſe und von der Seeluft!“ entgegnete Peter; „morgen wird es ſchon anders ſeyn!“

„Nun ſo komme morgen wieder!“ ſagte der Kaiſer und nickte mit dem Kopfe.

Und Peter nahm ſein Zeltleiſen, das er neben ſich auf die Erde gelegt hatte, wieder auf den Rücken und ſeinen Stock in die Hand, und ging in ein Wirthshaus.

Am folgenden Morgen zog er seinen Sonntagsrock mit den großen Bleiknöpfen an, und an die Weste nähte er ein weites Rückenfutter und steckte sich vorn voll mit allen seinen übrigen Kleidungsstücken und mit den Fußlappen aus der Halle, so daß er jetzt einen ansehnlichen Bauch hatte und erstaunlich recht vornehm aussah. Dann ging er zum Kaiser. Er war aber jetzt nicht allein; um seinen Thron im Kreise herum standen seine dreißig Minister und an den Thüren waren schwarze Soldaten aufgestellt mit langen Spießen in den Händen. Sie ließen aber Peter passiren, als sie seinen Sonntagsrock sahen mit den großen Bleiknöpfen.

„Nun heute siehst Du schon etwas besser aus!“ redete ihn der Kaiser an; „aber Du bist noch nicht vornehm genug. Du bist noch immer so windhundig. Jetzt will Dir mein Premierminister verleihen. Paß auf!“

Die dreißig Minister wackelten mit den Köpfen und klappten mit den Händen auf und ab, und der Premier zog ein großes Pergament aus der Tasche, legte seine Brille auf die Nase und las laut vor:

„Kund und zu wissen sei hiermit Jedermann, der es zu wissen braucht: Ein Jeder, der sich um die hohe Hand der kaiserlichen Prinzessin bewirbt, hat sich verschiedenen Prüfungen zu unterwerfen, und wenn er sie alle besteht, erhält er Ihrer kaiserliche Hand; besteht er sie aber nicht alle, so wird er in den Thurm geworfen und, wenn die Reihe an ihn kommt, dem Drachen zum Frühstück vorgeworfen. Dies ist der Wille Sr. Majestät des Kaisers!“

„Gut!“ sagte Peter; „nun so laßt die Prüfungen hören!“

Und der Minister fuhr fort: „Die Prüfung des ersten Tages ist, daß der Bewerber mit verbundenen Augen einen seidenen Faden in ein kleines Nadelöhr einfädelt, ohne zu fehlen; denn da die Prinzessin schwache Augen hat, so muß sie einen geschickten Einfädler an ihrer Seite haben, wenn sie näht oder stickt. Die Prüfung des zweiten Tages ist, daß der Bewerber den Drachen umbringt, der jeden Morgen einen Menschen zum Frühstück bekommen muß, damit er nicht die Stadt entzündet mit den Feuerflammen, die er aus seinen Nasen ausspeit. Die Prüfung des dritten Tages ist, daß der Bewerber die Prinzessin unter allen Damen des Hofes herausfinden und zugleich erkennen muß, ohne zu

fehlen. Die vierte und letzte Prüfung kann der Bewerber erst dann ablegen, wenn er sie bestanden hat."

„Gut!" sagte Peter; „so bringt mir gleich Nummer Eins, die Nadel und den Zwirn!"

Ein kleiner schwarzer Page brachte auf einem rothen Sammetkissen eine feine Nürnberger Nähnadel mit einem ganz kleinen Oehre und dann einen dicken seidenen Faden. Peter besah sich Alles genau und ließ sich gleich die Augen unbinden. Er wußte aber mit dergleichen Arbeit schon umzugehen, er drehte den Faden zwischen den Fingern und wipps! war er eingefädelt. Er mußte die Probe noch einmal wiederholen, und es gelang abermals. Jetzt nahm man ihm das Tuch von den Augen und der Kaiser sagte: „Brave!" und alle Minister wackelten mit den Köpfen und riefen: „Brave!" und die Soldaten stampften mit ihren Spießen auf die Erde und die Trompeter bliesen zum Fenster hinaus.

Peter ging nun wieder in das Wirthshaus zurück, um sich auf die zweite Prüfung vorzubereiten, und trällerte unterwegs, weil ihm das Einfädeln so gut gelungen war: „Handwerk hat einen goldnen Boden!" nach der Melodie: Ein Vogelfänger bin ich ja! Er konnte aber nicht recht in den Takt kommen. Im Wirthshause angelangt ließ er auf der Stelle einen fetten Truthahn abschlachten, an den Bratspieß stecken und braten. Den wollte er wol verspeisen, um sich für die neue Prüfung zu stärken? Weit gefehlt! Der pfiffige Peter dachte dabei an etwas ganz anderes; er wollte ihn morgen brauchen, wie er es sich ausgesonnen hatte. Der Truthahn war aber so schön gebraten und roch so köstlich, daß es dem armen Peter große Ueberwindung kostete, ihn nicht auf der Stelle aufzuessen. Das durfte er aber nicht, wenn er die zweite Prüfung glücklich bestehen wollte. Er überwand sich jedoch, schnitt von seinem Sonntagsrocke die großen bleiernen Knöpfe ab, füllte sie an der Stelle der Eingeweide in den gebratenen Truthahn und nähte das Loch mit seinem Zwirne wieder zu. Dann nahm er sein Nadelkissen aus dem Kellereisen und steckte alle Nadeln, die er hatte, Nähnadeln und Stecknadeln, Stecknadeln und Stecknadeln in das Fleisch des Truthahns, so daß er

wie mit Nadeln gespickt war, und legte ihn auf eine zinnerne Schüssel. Er sah so appetitlich aus!

Am früh am nächsten Morgen, noch ehe die Sonne aufgegangen war, ging Peter mit der Truthahnschüssel hinaus vor das Thor und hieß sich die Höhle des Drachen zeigen. Der Drache lag aber noch in derselben im tiefen Schlafe, denn er pflegte sich um zehn Uhr aufzustehen, weil er, wie alle Vornehmen, den Morgenschlaf liebte. Das war Peter eben recht; er stellte die Schüssel mit dem Truthahne mitten vor den Eingang und verbarg sich in der Nähe, doch so, daß er die Höhle im Auge behielt.

So wie die Glocke zehn Uhr schlug, kam der Drache an den Eingang und wischte sich die Augen mit den Vorderpfoten, da er sich noch nicht gewaschen hatte; der herrliche Bratenduft war ihm in die Nase gefahren und er wollte sehen, was es wäre. So wie er den Truthahn erblickte, wälzte er sich vor Freude; er hatte seit langer Zeit keinen Braten gekostet, da man ihm die Menschen immer nur ungebraten vorwarf. Er fiel sogleich über die Schüssel her und verschlang den ganzen Truthahn sammt der Schüssel auf einen Schluck; er nahm sich gar nicht einmal die Mühe, das Gericht zu kauen, so gierig war er. Aber das bekam ihm schlecht! Der Truthahn setzte sich fest in der Kehle und die spitzigen Nadeln stachen sich in dieselbe ein und ritzten und verwundeten den ganzen Schlund, so daß das Blut in den Rachen herauslief. Der Drache wurde grimmig und spie Feuer und Flammen. Das war aber ein sein Unglück, denn die Flammen schmolzen die bleiernen Knorpel, die in dem Truthahn staken, und die zinnerne Schüssel, und das glühende geschmolzene Blei und Zinn lief in den Magen hinab und brannte große Löcher hinein. Jetzt wälzte sich der Drache vor Schmerz und vor Wuth auf der Erde und schlug mit seinem ungeheuern Schwanze Alles nieder, was in der Nähe war, Häuser und Bäume, und er brüllte so, daß Alles zitterte und bebte, und dabei spie er gräßliche Flammen und garstiges schwarzes Blut. Es war erschrecklich mit anzusehen! Das dauerte jedoch nicht lange, in Kurzem wurde er matter und schwächer, und in einer Stunde lag er todt da.

Nun kam Peter aus seinem Verstecke hervor, ließ zwanzig Pferde aus der Stadt bringen, spannte sie an den riesengroßen Körper des todten Drachen, setzte sich auf seinen schuppigen Rücken und ließ sich so in die Stadt ziehen. Wer aber gerade auf der Gasse war, erschrak beim Anblick des gräßlichen Ungeheuers so sehr, daß die Gassen bald ganz leer waren; alle Leute liefen in ihre Häuser und machten Thüre und Fensterladen zu, und die Hunde, wenn sie den Drachen von weitem sahen, zogen ihre Schwänze zwischen die Beine und liefen heulend davon.

Peter aber fuhr auf dem Drachen durch die Stadt in den Schloßhof, stieg ab und ging hinauf in das Schloß zum Kaiser und sagte zu ihm: „Da draußen liegt er!“

Der Kaiser wollte seinen Augen kaum trauen, obgleich er die Brille aufgesetzt hatte, als er den gräulichen Drachen todt auf dem Hofe liegen sah; er sagte: „Bravo!“ und umarmte Petern mit seinen kaiserlichen Armen, was aber schwer ging, da sie Beide so dick waren, daß sie nur mit vieler Mühe an einander kommen konnten. Darauf entließ er Petern und sagte: „Komm morgen wieder!“

Und Peter ging in sein Wirthshaus und ließ sich einen Krug Bier geben, um sich zu erquicken und sich von den gehabten Strapazen zu erholen. Als er wieder oben in seiner Stube war, pfiff er auf dem Finger zum Fenster hinaus. Da kam der Hausknecht schnell gelaufen und Peter gab ihm seine Stiefeln zum Putzen, was nicht geschehen war, seit er sich auf der Wanderschaft befand. Nun setzte sich Peter nieder, nahm sein Handwerkszeug aus dem Felleisen und machte sich einen weiten Schlafrock, denn das war der größte Staat und die neueste Mode im Lande; er mußte aber die halbe Nacht hindurch sitzen und nähen, bis er damit fertig wurde, denn er war etwas aus der Uebung gekommen. Ehe er sich zu Bette legte, stellte er die Mäusefalle neben sein Felleisen; die Mäuse hatten ihm in der vergangenen Nacht seine letzte Wurst aufgefressen; dann schlief er, bis die Sonne in sein Bette schien. Da sprang er auf, zog seine blanken Stiefeln und seinen Schlafrock an, steckte noch einige Bündel Heu in seine Weste, um desto vornehmer auszusehen, und sah nach der

Mäuſefalle. Richtig, da ſaß ein Mäuschen darin, das ſich in der Nacht gefangen hatte.

„Hab' ich Dich erwiſcht!“ ſagte Peter, nahm die Mäuſefalle unter ſeinen Schlafrock und ging in das Schloß.

„Bon jour!“ ſagte der Kaiſer zu ihm; „nun nimm Dich in Acht, daß Du nicht fehlgreifſt, ſonſt wird Dir der Bauch aufgeſchlitzt, da wir keinen Drachen mehr haben!“

„Nu, nu!“ erwiederte Peter, „das hat keine Noth! Ich bin ja ein Sonntagskind!“

Und er wurde in einen Saal geführt, darin ſaßen dreizehn Geſtalten in weite ſchwarze Kutten gehüllt, mit ſchwarzen Masken vor den Geſichtern. Man konnte nicht erkennen, ob es Männer, oder Frauen, ob ſie fett, oder mager, ob ſie ſchön, oder häßlich waren, ſo waren ſie vermummt. Der Kaiſer ſagte aber: „Darunter iſt meine Tochter! Nun wähle!“ und die Geſtalten machten einen Kreis und tanzten und ſprangen um Petern herum; er konnte keine von der andern unterſcheiden, ſie ſahen ſich ſo ähnlich wie ein Ei dem andern.

„Tanzt nur!“ dachte Peter, öffnete ſeine Mäuſefalle und ließ das Mäuschen in den Kreis laufen, und alle die Geſtalten quickten: J! aber eine ſchrie: O! und fiel gleich auf der Stelle in Ohnmacht. Die andern Alle ſprangen ihr zu Hülfe und trugen die Ohnmächtige aus dem Saale.

„Das iſt die Prinzeſſin!“ rief jetzt Peter, und der Kaiſer nickte mit dem Kopfe und ſagte: „Getroffen!“

„Nun will ich zu meiner Braut!“ rief Peter; „nun bin ich fertig mit den Prüfungen!“

„Noch nicht!“ ſagte der Kaiſer; „morgen!“

Und Peter mußte wieder in ſein Wirthshaus gehen. Er hatte aber keine Ruhe mehr und konnte in der ganzen Nacht kein Auge zuthun; er mußte immer an die ſchöne Prinzeſſin denken mit der goldenen Krone auf ihren prächtigen Locken. Er hatte ſelbſt nicht geglaubt, daß er ſo verliebt werden könne, zumal da er die Prinzeſſin noch nicht einmal geſehen hatte.

Am die Nacht hatte er ſich einen Krug Bier neben ſein Bette geſtellt; aber ſelbſt das Bier ſchmeckte ihm nicht und er ließ es ſtehen.

Kaum war die Sonne aufgegangen, ſo zog Peter ſeine blanken Stiefeln und ſeinen Schlafrock an und lief hin in das Schloß.

„Du kömmſt heute früh!“ redete ihn der Kaiſer an, „Du konnteſt es wol nicht erwarten!“

„Ja wol!“ ſeufzte Peter, „und ich verſpüre ſo große Liebe und Sehnſucht für die Prinzeſſin! Ach, ich liebe ſie ſo ſehr!“

„Wir wollen ſehen!“ erwiederte der Kaiſer und führte den ungeduldigen Peter an der Hand in die Stube ſeiner Tochter, der Prinzeſſin. Da ſaß ſie auf einem ſilbernen Stuhle; man konnte ſie aber gar nicht ſehen vor ihren vielen Hofdamen, die Alle um ſie herumſtanden und ſie putzten und ſchmückten mit goldnen Ketten und demantnen Nadeln und Blumen.

„Da ſitzt die Prinzeſſin!“ ſagte der Kaiſer; „macht Platz!“

Und Peter erhob die Augen; aber wie erſchrak er, als er ſie erblickte! Er erſchrak ſo, daß er drei Schritte zurückprallte. Hilf Himmel! wie ſah die aus! Sie ſah nicht aus, wie ein Menſch, ſondern wie ein leibhaftiger Affe. Ihr Geſicht war mit braunen Haaren bedeckt, und auch die Arme und Hände waren haarig, und an den Fingern hatte ſie lange Krallen ſtatt der Nägel; ihre Haare auf dem Kopfe waren roth und kruppig, und glichen einer Löwenmähne. Es war zum Entſetzen!

„Nun, wie gefällt Dir meine Tochter?“ fragte ihn der Kaiſer, und Peter erwachte aus ſeiner Betäubung und erholte ſich nach und nach von ſeinem Schreck. Er überlegte ſchnell, daß es doch beſſer ſei, eine recht häßliche Frau zu heirathen und der Schwiegervater eines Kaiſers zu ſeyn und Alles vollauf zu haben, als mit der ſchönſten auf dem Schneidertiſche zu ſitzen und zu hungern. Er überwand deshalb ſeinen Abſcheu, trat näher, ließ ſich auf ein Knie nieder, kniff die Augen zu, um nichts zu ſehen und küßte der Prinzeſſin die haarigen Hände. Ja, Peter war ein Mann, der ſeine Lebensart kannte!

Jetzt zog Peter aus ſeinem Schlafrocke den Henkeldukaten hervor, den ſeine Mutter jeden Sonntag umgebunden hatte, wenn ſie in die

Kirche ging, und hing ihm ſeiner Braut als Mahlſchatz um den Hals. O, wie blinzelten da die Hofdamen, als er ſie ſo ſchmückte! Einen ſo ſchönen Henkeldukaten hatte noch Niemand geſehen, und die Prinzeſſin freute ſich darüber ſo ſehr, daß ſie Peter noch einmal ihre haarigen Hände zum Küſſen hinhielt. Er that aber, als ob er es nicht bemerkt hätte.

Auch der Kaiſer rieb ſich die Hände vor Freude und rief gleich ſeinen Stallmeiſter und ſagte zu ihm: „Satlle mir meinen Leibelephanten und den für die Prinzeſſin, ich will das Brautpaar dem Volke zeigen!“

So ſagte er, und der Stallmeiſter führte die beiden Elephanten vor, einen ſchwarzen und einen weißen. Man hing den Kaiſer die Treppe hinunter und ſetzte ihn auf den ſchwarzen Elephanten, welcher ſein Leibelephant war, und Petern hob man auf den weißen und neben ihn ſetzte man die Prinzeſſin. Voraus ritten ein Dutzend Trompeter auf Kameelen und hinterher marſchirte ein Regiment ſchwarzer Soldaten mit ihren langen Spießen. So ging der Zug durch die ganze Stadt, und Jeder, dem er begegnete, warf ſich auf die Erde nieder und rief: „Hurrah!“ und wer nicht rief, den ſchlugen die Soldaten mit ihren Spießen auf den Kopf.

Wie Peter nun die Prinzeſſin ſo nahe neben ſich ſitzen hatte, hatte er Zeit, ſich ſeine ſchöne Braut genauer zu betrachten; je länger er ſie aber betrachtete, je häßlicher erſchien ſie ihm. Ein Schauder ergriff ihn bei dem Gedanken, einen Affen zu heirathen, und er war entſchloſſen, ſich lieber den Bauch aufſchlitzen zu laſſen, wenn es nicht anders ſeyn könnte, als eine ſolche Frau zu nehmen, und wäre ſie auch eine Prinzeſſin.

Jetzt waren ſie wieder in das Schloß zurückgekehrt und wurden von den Elephanten herabgehoben. Peter wollte ſo eben ſeinen Entſchluß ausſprechen, als der Kaiſer zu ihm ſagte: „Das war die letzte Prüfung! Ich wollte nur ſehen, ob Du meine Töchter liebten, auch wenn ſie häßlich wäre, und da Du das bewieſen haſt und ſie ſo lieb hat, ſo ſollſt Du ſie nun ſehen, wie ſie wirklich iſt, und ſollſt mein Schwiegerſohn ſeyn, und die Hochzeit ſoll gleich heute Abend anfangen!“

Peter horchte hoch auf bei dieſen Worten, und die Hofdamen reiſſten auf einen Wink des Kaiſers der Prinzeſſin die häßliche Affenhaut ab, in die ſie genäht war, und es kam eine wunderſchöne Prinzeſſin zum Vorſchein, weiß und roth, wie Lilien und Roſen, und mit einer Haut ſo fein, wie das feinſte Poſtpapier. Peter griff an ſeinen Kopf, um zu fühlen, ob er es wirklich ſei, der eine ſo wunderſchöne Prinzeſſin zur Frau bekommen ſollte, und er fühlte, daß er es wirklich war.

Die Hochzeit wurde nun mit kaiſerlicher Pracht gefeiert und die vielen Feſte dauerten vier Wochen lang, und das gute Leben gefiel dem glücklichen Peter ſo wohl und ſagte ihm ſo gut zu, daß er an jedem Morgen einige Zuchhadern und Heubündel aus ſeiner Weſte herausnehmen mußte, weil er in jeder Nacht ſo viel dicker und vornehmer geworden war. Seine Gemahlin wartete und pflegte ihn aber auch recht, und ſtellte ihm jeden Abend einen großen Krug mit Doppelbier neben ſein Bette, damit er in der Nacht nicht Durſt leiden ſollte, und das ſchlug gut bei ihm an.

Die vielen hundert Freier, welche die Prüfungen nicht beſtanden hatten, wurden aus dem Thurm gelaſſen, da kein Drache mehr da war, der ſie freſſen konnte. Allen wurde auf Peters Fürbitte das Leben und die Freiheit geſchenkt, und Jedem zehn Silbergroſchen aus dem kaiſerlichen Schatze als Reiſegeld ausgezahlt, damit ſie wieder in ihre Heimath zurückreiſen konnten.

Nachdem die vielen Feſte, die dem guten Peter und ſeiner ſchönen Gemahlin zu Ehren veranſtaltet wurden, vorüber waren, dachte Peter an ſeine lieben Aeltern, wozu er bisher nicht Zeit gehabt hatte. Er ließ eine ſchwarze Sammetmütze machen mit einer goldnen Treſſe, noch einmal ſo breit, als die der Frau Bürgermeiſterin, und auf die Treſſe nähte ſeine Gemahlin mit eigner Hand eine Menge Diamanten ſo groß wie Taubeneier. Dann ſetzte er ſich hin und ſchrieb gleich ein Briefchen an ſeine Mutter und lud ſie und den Vater ein, zu ihm zu kommen, da er jetzt ein vornehmer Prinz und der Gemahl der kaiſerlichen Prinzeſſin ſei; und er ſchrieb auch hinein, er könne dem Vater eine gute Kundſchaft zuweiſen. Als er dieß Alles geſchrieben hatte, ſiegelte er das Briefchen ordentlich zu,

druckte einen Kupferdreier darauf, da er kein Petschaft hatte, und setzte auf die Adreſſe: Benebſt einer Sammetmütze und einem Schiffe. Er ſchickte auch gleich ein Schiff mit, in welchem die Aeltern fahren ſollten.

Ei, wie wunderten ſich da die alten Leute, als ſie laſen, daß ihr Peter der Gemahl einer ſo vornehmen Prinzeſſin und ein Prinz geworden war! „Siehſt Du,“ ſagte die Mutter zu ihrem Manne, „hab' ich's nicht immer geſagt, Peter iſt ein Sonntagskind, und Sonntagskinder ſind Glückskinder!“

Dem alten Schneider war es aber gegangen, wie es allen alten Schneidern geht, ſeine Kundſchaft war immer kleiner geworden, je älter er geworden war, weil er nicht mehr ſo nach der neuſten Mode arbeiten konnte. Er war deshalb auf der Stelle entſchloſſen, zu ſeinem Sohne zu reiſen. Es wurden alle ihre Habſeligkeiten nach dem Schiffe gebracht; ehe ſie ſelbſt aber daſſelbe beſtiegen, ging die Mutter noch einmal in die Kirche, damit die Frau Bürgermeiſterin die ſchöne ſchwarze Sammetmütze mit den breiten goldnen Treſſen und Demantſteinen ſehen ſollte. Die Frau Bürgermeiſterin wurde aber ſo roth im Geſichte wie ein Truthahn vor Aerger, daß eine gemeine Schneiderefrau eine ſchönere Mütze hatte, als ſie, die Frau Bürgermeiſterin.

Als das geſchehen war, gingen ſie zu Schiffe, und kamen nach einer langen, aber glücklichen Fahrt in der Kaiſerſtadt an. Da hätte man nun die Freude ſehen ſollen, die Alle hatten, als die beiden Aeltern in das kaiſerliche Schloß kamen. Peter war indeſſen ſo dick geworden, daß ſie ihn gar nicht wieder erkannten.

Er war aber, obgleich er ſo dick geworden war, dennoch ein guter Sohn geblieben, der ſeine alten Aeltern ehrte. Er ließ ihnen gleich ein ſchönes Haus von Porzellan bauen mit ſilbernen Blechdächern an den Ecken, und in demſelben für ſeinen Vater eine prächtige Werkſtatt einrichten. Darin ſtand ein ſilberner Schneidertiſch, und die Elle, die Schere und das Bügeleiſen war von gediegenem Golde. So eine ſchöne Werkſtatt gab es in der ganzen Welt nicht mehr! Der Kaiſer ſchenkte Peters Vater einen Elephanten, auf dem ritt er in der Stadt umher zu ſeinen Kunden, wenn er ein Maß zu nehmen, oder einen neuen Rock anzupro-

biren hatte. Alle Welt wollte aber bei dem Vater des Prinzen arbeiten laſſen, und der alte Schneider muſte hundert Geſellen annehmen, die ihm nähen helfen muſten, da er allein nicht fertig werden konnte.

So lebten Alle herrlich und in Freuden, und ich glaube, als endlich der alte Kaiſer geſtorben war, wird wol Peter Kaiſer geworden ſeyn. Ich habe es aber nicht gewiß erfahren.

Ja, wer doch auch ein Sonntagskind wäre, daß er einmal ein Kaiſer werden könnte!

Die Katzenassemblee.

Es lebte einmal eine alte Jungfrau, Jungfer Kunigunde hieß sie mit Namen, die hatte sich ganz aus der Welt zurückgezogen, und dazu mochte sie ihre guten Gründe gehabt haben. In ihrem dreißigsten Jahre hatte sie sich mit einem schmucken Husarenoffiziere versprochen, der ihr ewige Liebe geschworen hatte; ihr Verlobter hatte sie aber bald darauf verlassen und ihr ihren Verlobungsring zurückgeschickt; und das war recht schlecht von ihm. Seit der Zeit hasste sie alle Männer.

Sie besaß ein hübsches Haus in der Stadt, von dessen Ertrage sie recht gemäglich leben konnte, und dessen erstes Geschoß sie bisher bewohnt hatte. Jetzt verließ sie ihre seitherige Wohnung und zog, um von der bösen Welt nichts mehr zu hören und zu sehen, hinauf in die Mansarde, wo sie sich ein paar Stuben bequem einrichtete. Sie ließ die Treppe, die zu denselben führte, durch eine stets verschlossene Gitterthür abschließen, und wer zu ihr wollte, mußte an derselben die Klingel ziehen. War es ein Mann, so durfte er nicht über ihre Schwelle kommen.

So lebte Jungfer Kunigunde ganz einsam in ihrem Dachlogis. Sie hatte weder Verwandte, noch Freunde, mit Ausnahme von einen paar alten Kaffeeschwestern, die sie manchmal, obwol selten, besuchte, und von denen sie zu Zeiten wieder einen Gegenbesuch erhielt. Außer ihnen hatte sie keinen Umgang und ging auch nie aus, außer Sonntags zweimal in die Kirche.

Sie hielt zu ihrer Unterhaltung zwei dreifarbige Katzen, eine alte und eine junge, welche sie wie ihre Kinder liebte, und einen dicken fetten Mops; aber alle waren weiblichen Geschlechts. Auch ein Paar Vögel, die in Vogelbauern am Fenster hingen, eine Lerche und eine Wachtel, waren Weibchen. In der Stube waren ein Paar Bilder aufgehangen, das Bildniß ihres Vaters und das ihrer Mutter. Sie hatte ihren Vater, als er noch lebte, recht sehr lieb gehabt, aber sein Portrait, das eine Husarenuniform anhatte, mochte sie gar nicht ansehen, weil es männliche Kleidung trug. Sie ließ es deßhalb von einer Malerin übermalen und ihm ein Frauenkleid anziehen; es sah aber recht wunderlich aus, ein Mann mit einem Schnurrbarte in einem Frauenkleide, mit einer Rose an der Brust. Nun war das Bild der Jungfer Kunigunde nicht mehr zuwider, und sie betrachtete es mit Wohlgefallen. Das war nun so ihr Geschmack! Ihr Haß gegen alles Männliche ging sogar so weit, daß sie nicht einmal eine männliche Blume auf dem großen Blumenbrette, welches vor ihrem Fenster hing, duldete. Da standen nur Rosen, Nelken, Tulpen, Levkojen und dergleichen; nie durfte sich aber Goldlack, Jasmin, Hollunder und Rosmarin auf demselben blicken lassen, denn die hießen alle Der.

Unter allen ihren Stubengenossen hatte aber Jungfer Anniqunde oder Gundchen, wie man sie gewöhnlich in der Stadt nannte, ihre Katzen am liebsten und sie konnte sich stundenlang mit ihnen unterhalten. Die junge war eigentlich die Lehrer der alten; das wußte aber ihre Herrin nicht, denn hätte sie die alte, die sie für eine alte Jungfrau hielt, nicht geduldet. Jede der Katzen hatte ein besonderes weiches Bettchen, in dem sie schlief, und Jungfer Anniqunde machte ihnen von Zeit zu Zeit Kleider und Hauben, denn sie war so ehrbar und züchtig, daß sie nicht einmal ein nacktes Thier um sich duldete. Sie hatten eine ganze Garderobe der verschiedenartigsten Kleider, und für den Sonntag sogar seidene. Auch die Merrin hatte besondere Kleider.

Heute feierte Gundchen ihren acht und sechzigsten Geburtstag. Sie war von einer ihrer Katzenschwestern zum Kaffee eingeladen und hatte ein altes geblümtes Perkalkleid, das sie schon in ihrer Jugend getragen hatte, angezogen, und einen großen altmodischen Strohhut mit verschossenen Blumen auf ihre grauen Haare gesetzt. Sie zog noch ein Paar schwarze gestickte Klapphandschuhe an ihre magern Arme und nahm ihren mit Wachstuch überzogenen Regenschirm, ohne den sie nie ausging, selbst bei dem schönsten Wetter nicht, unter den Arm. Bevor sie zur Thür hinausschritt, die sie sodann mit einem großen Schlüssel verschloß, rief sie ihre Katzen und sagte zu ihnen: „Nun fahrt Euch gut auf, derweil ich ausbin! Da steht eine Schüssel mit Milch und Semmel. Und laßt mir den Mops in Ruhe!“

Die Katzen schmiegten sich an das steife Kleid der Jungfer Anniqunde, machten Buckel und schnurrten, gleich als ob sie verstanden hätten, was sie sagte. Nachdem Gundchen aber die Stube verlassen hatte, machten sie sich es bequem, zogen ihre Kleider aus, dehnten und streckten sich, und legten sich mit halbgeschlossenen Augen auf den Stubenboden in die Sonne. Man sah es ihnen eigentlich an, wie wohl es ihnen war. Die Merrin lag knabbernd in ihrem Korbbette und schlief.

„Aber, Mama,“ sagte jetzt die junge Katze, welche Lippy hieß, „im Grunde führen wir doch ein recht einsames und trauriges Leben! Das muß wahr sein! Ausgehen dürfen wir niemals, nicht einmal bei

dem ſchönſten Wetter, auch nicht einmal in der Nacht. Wie gern ging ich bei Mondſchein einmal in ein Katzenconcert! Ach, wie muß das ſchön ſeyn! Oft, wenn Du ſchlieſſt, hörte ich die ſchöne Muſik von ferne und ſprang aus meinem Bette in das Aeuſſer, um ſie beſſer zu vernehmen. Ach, wie muß das erſt in der Nähe klingen!"

„Alles recht gut und ſchön!" antwortete Mina, die Katzenmutter, „und ich bin in meiner Jugend, als ich noch eine feine Diskantſtimme hatte, oft dabei geweſen und habe im Chore mitgeſungen. Aber gefährlich bleibt es immer; oft gibt es dabei blutige Raufereien, und mancher hat ſchon ganze Stücken Fell im Stiche laſſen muſſen; denn da wird weder Freund noch Feind geſchont."

„Auch auf die Jagd kann man nicht einmal gehen!" fuhr Liddy fort; „denn hieher kommt keine Maus; ſelbſt den Mäuſen iſt es hier zu einſam; ich habe noch niemals Mäuſefleiſch gekoſtet."

„Schlechtes Aleiſch, ſchlechter Braten!" entgegnete die Mutter. „Oft ſo zähe und mager, daß man ihn gar nicht hinterbringen kann. Das Hühner- und Taubenfleiſch der Junafer Kunigunde iſt weit beſſer. Glaube mir das, Kind!"

„Und Bekanntſchaften kann man hier gar nicht machen!" klagte Liddy weiter. „Nicht einmal unſere ſchönen Kleider bekommt Jemand zu ſehen; und immer mit dem alten ſchläfrigen Mops zu ſpielen, das iſt ſo langweilig! Hakelt man ihn einmal auf die Naſe, gleich ſchreit und heult er, als ob er am Spieße ſteckte. Der dumme Mops verſteht gar keinen Spaß. Wie ſchön ſpielen die Kater mit den Kätzchen auf dem Nachbardache gegenüber, und wie zärtlich thun ſie mit einander! Mir klopft immer das Herz, wenn ich es manchmal von weitem mit anſehe!"

„Ja traue nur den Katern, das ſind eben die Aechten!" ſagte jetzt die verſtändige Mina; „das ſind wortbrüchige Böſewichter alle zuſammen! Ich weiß ein Liedchen davon zu ſingen, ich! Wie hat mein böſer Mann, Dein Vater, mir geſchmeichelt, wie oft hat er mir bei ſeinem Barte Liebe geſchworen! Und doch hat der Treuloſe mich verlaſſen

und mich zur Wittwe und Dich zur Maitre gemacht! Ja, das sind die Rechten!"

So eben ertönte draußen auf dem Blumenbrette ein leises Mian. Die beiden Katzen sahen auf und erblickten vor dem Fenster einen zierlichen schwarzen Katerjüngling, der sehnsuchtig herein in die Stube sah. Wie ein Paar geschreckte Rehe sprangen sie mit einem Sprunge in die Kammer; sie hatten ja beide keine Kleider an, und sie schämten sich, sich vor dem Katerjüngling unbekleidet sehen zu lassen; so sittsam waren sie. Nachdem sie sich angekleidet hatten, kamen sie wieder herein in die Stube, und da der junge Kater gar zu schön bat und miaute, häkelte Mina endlich das Fenster auf, und der Jüngling trat leise herein. Er erschien aber völlig unbekleidet und die züchtige Liddy schlug ganz verschämt die Augen nieder.

„Verzeihung, meine schönen Damen! Wie freue ich mich, Sie zu sehen?" sagte der Kater.

„Aber, junger verwegener Mann, wer sind Sie?" fragte die Katzenmutter.

„Bürgermeisters Hinz, und stets zu Ihren Diensten!" antwortete der galante Jüngling.

„Aber wie sind Sie hieher gekommen?" fuhr die alte Katze zu fragen fort.

„Ach, die Liebe!" erwiederte der junge Kater; „die Liebe macht mich nicht blind, wie Andere, sondern sehend. Ich sah, daß Jungfer Minagunde über die Straße ging, da benutzte ich die Gelegenheit, wagte einen Sprung vom Dache auf das Blumenbrett, und so sehen Sie mich hier zu Ihren Füßen."

„Verwegner!" eiferte Mina; „wie leicht hätten Sie einen Fehlsprung thun können, und dann wären sie unten auf dem Straßenpflaster zerschmettert."

„Besser todt, als länger diese Pein!" fuhr der Jüngling fort. „Ach, schöne Liddy! wußten Sie, was ich hier fühle?" und dabei legte er die Pfote auf sein Herz, und seufzte leise: „Mian! Mian!"

Liddy war gerührt und wischte sich mit ihren Sammetpfötchen eine Thräne aus dem Auge und ringelte zärtlich ihren Schwanz.

„O laſſen Sie die ſchöne Liddy mich dieſen Abend in ein Mondſcheinconcert führen, das auf Hauptmanns Dache gegenüber Statt finden wird. Es wird ſehr ſchön ſeyn, da ſich die Edelſten und Vornehmſten unſeres Geſchlechts dabei einfinden werden."

So bat Hinz und die Katzenmutter entgegnete: „Gott behüte und bewahre! Was würde Jungfer Kunigunde dazu ſagen! Und unſer Ruf . . .!"

Kling, kling! erſcholl draußen die Gitterthür. Gundchen kam zurück und der erſchreckte Katerjüngling hatte kaum Zeit, ſich durch das noch offenſtehende Fenſter zu retten. Die beiden Katzen zitterten und bebten, als ihre Herrin in die Stube trat und verſäumten es, ihr, wie gewöhnlich, entgegen zu laufen. „Was gibt's da?" ſagte dieſe. „Was zittert Ihr? Gewiß habt Ihr einen dummen Streich gemacht!"

Sie ſah ſich allenthalben in der Stube um, erblickte das offene Fenſter und auf dem Blumenbrette einen abgeknickten Nelkenſteck, auf den der junge Kater geſprungen war.

„Alſo das war es!" ſagte Gundchen, holte die Ruthe herbei, welche hinter dem Spiegel ſtak, und gab jeder der beiden Katzen ſechs Streiche mit derſelben. „Merkt's Euch!" rief ſie bei jedem Hiebe den Katzen zu. Dieſe waren jedoch froh, mit ſo leichter Strafe davon zu kommen.

Liddy konnte aber den ſchmucken Katerjüngling gar nicht vergeſſen; ſie mußte immer an ihn denken, wenn ſie wachte, und wenn ſie ſchlief, träumte ſie von ihm, ſo daß ſie oft im Traume laut miaute und die gute Jungfer Kunigunde aus dem Schlafe weckte.

„Schlag Dir ihn aus dem Sinne!" ſagte ihre Mutter zu ihr; „der hat Dich längſt vergeſſen!"

Ja das war leicht geſagt, aber nicht ſo leicht ausgeführt. Der armen Liddy ſchmeckte nicht einmal der beſte Milchbrei mehr; ſie hatte ihren Appetit verloren und wurde ganz mager vor Sehnſucht.

Nach einigen Wochen ſchickte ſich Jungfer Kunigunde wieder an, einmal auszugehen. „O wüßte es doch mein lieber Hinz!" dachte Liddy im Stillen, und ſchmiegte ſich mit viel mehr Zärtlichkeit, als

gewöhnlich, an Jungfer Kunigunde und ſtrich ſchnurrend an ihrem Kleide hin und her und ſchmeichelte ihr, weil ſie ſich ſo ſehr freute, daß die Jungfer ausgehen wollte. Dieſe glaubte jedoch das Gegentheil und ſagte: „Nun, ſei nur ruhig, ich komme ja bald zurück!“

Kaum hatte aber Gundchen ihren Fuß unten in die Straße geſetzt, da kratzte es am Fenſter. Der junge Kater ſaß auf dem Blumenbrette und miaute leiſe: „Mach' auf, Liebchen!“ Und Liddy häkelte das Fenſter auf, und Hinz ſprang herein.

Ja, jetzt ſah der junge Kater ganz anders aus! Man ſah es ihm gleich an, daß er auf Freiersſohlen ging. Des Bürgermeiſters Kinder beſaßen eine große Puppe; es war eine prächtige Puppe mit ordentlichen Kleidern. Sie ſtellte einen Dragoner vor, hatte eine ſchöne hellblaue Uniform an, beſetzt mit ſilbernen Treſſen, einen großen Hut mit einer Feder auf dem Kopfe und einen mächtigen Pallaſch an der Seite. Die hatte der Kater ausgezogen und ſich die Kleider und den Säbel angelegt. Ja, jetzt ſah er anders aus! Es kleidete ihn ſo ſchön, ſeine feine Taille paßte ſo gut zu der Uniform und ſein großer Bart zu dem Federhute! Es war ordentlich prächtig anzuſehen, wie er ſo hereinſchritt und den Pallaſch auf der Erde ſchleppen ließ; man hätte glauben mögen, er wäre ein General im Leibregimente des Königs.

Der galante Hinz machte den Damen einen tiefen Bückling, ließ ſich auf ein Knie nieder, küßte zuerſt der Katzenmutter und ſodann der ſchönen Liddy die Pfote und überreichte der Mutter einen Strauß von Katzenminze und einen Taubenflügel, den zu jener Zeit vornehme Katzendamen als Fächer trugen, und der ſchönen Liddy drückte er ein Kränzchen von Gänſeblümchen auf ihre Stirn und ſchlang ihr ein weißes Mäuſeſchwänzchen als Halsband um ihren Hals.

Die Katzenmutter war außer ſich vor Freude über die Katzenminze; ſie hatte, ſeit ſie bei Jungfer Kunigunde lebte, keine zu riechen bekommen, und ſie liebte doch dieſen Geruch ſo ſehr. Ei, wie ſchmunzelte die! Sie ſteckte ihre Naſe in den Strauß und zog die köſtlichen Düfte ein; dann riß ſie die Spitzen des Krautes ab, kaute daran, warf ſich auf die Erde nieder, wälzte ſich vor Entzücken und ſchrie Kobold. Es war gerade, als

ob ſie eine Flaſche Branntwein auf einen Zug ausgetrunken hätte. Sie dachte gar nicht daran, daß ſie ihr ſchönes Kleid ganz zu Grunde richtete. Jetzt ſprang ſie wieder auf, fiel dem jungen Kater um den Hals und herzte und küßte ihn. Sie war wie betrunken und konnte gar nicht mehr auf den Füßen ſtehen; ſie mußte ſich an die Wand anlehnen, um nicht umzufallen. „Du ſollſt Liddy haben!“ rief ſie einmal über das andere, und umpfotete den glücklichen Hinz immer wieder von neuem; er konnte ſich ihrer kaum erwehren.

Während die berauſchte Katzenmutter ſolche Zeichen ihrer Entzückung gab, war Liddy bei Seite getreten. Sie hatte ein Blümchen aus ihrem Kranze gezogen und fing an die Blättchen deſſelben eines nach dem andern auszureißen, wozu ſie ſagte:

„Kleines Blümchen, ſag' mir an,
Ob mich liebt der ſeine Mann!
Liebt er mich? — Ja!
Liebt er mich? — Nein!
Laß mich nicht in Zweifel ſeyn!“

Und bei jedem Blättchen, das ſie auszupfte, ſagte ſie abwechſelnd: „Ja! — Nein! — Ja! — Nein!“ Mit hoher Freude rief ſie bei dem letzten Blättchen: „Ja! Ja, ja, er liebt mich!“

Kling, kling! ertönte draußen die Glocke. Jungfer Kunigunde kam zurück, und der überraſchte Kater konnte nicht einmal das Fenſter erreichen, und mußte ſich unter Grundchens Bette verſtecken. Ein Glück war es, daß Jungfer Kunigunde mit ſich ſelbſt ſo beſchäftigt war, daß ſie nicht auf die Katzen merkte. Sie war mit einer ihrer Kaffeeſchweſtern in Zank gerathen, deshalb kam ſie ſo früh zurück, und ſie hatte ſich ſo geärgert, daß ſie ſich ſogleich zu Bette legen mußte. Die beiden Katzen hatten ſich in ihre Korbbettchen gedrückt und thaten, als ob ſie ſchliefen; aber der arme Hinz mußte unter dem Bette der Jungfer liegen bleiben, ohne ſich zu rühren, bis es finſter wurde und Grundchen ſchlief.

Als er ſie ſchnarchen hörte, kroch er unter dem Bette hervor, ſchlich leiſe hin zu Liddy und ſagte zu ihr: „Nun, mein ſüßes Liebchen, ſieh'

auf und komm mit mir, es iſt heute große Aſſemblée bei mir auf unſerm Dachboden, und es iſt die höchſte Zeit.“ — Sie ſprang ſogleich aus ihrem Bette und zog das beſte ſeidene Kleid an, das ſie beſaß; dann wollte ſie Abſchied von ihrer Mutter nehmen, die ſchlief aber ſo feſt nach ihrem Rauſche, daß ſie nicht zu erwecken war.

Hinz führte jetzt die glückliche Liddy vorſichtig zum Fenſter hinaus auf das Blumenbrett, kletterte von da an dem ſteilen Dache in die Höhe und reichte Liddy die Pfote, damit ſie keinen Schaden nehmen ſollte, und ſo ſtiegen ſie über einige Dächer hinweg bis auf das Haus des Bürgermeiſters, wo ſie zu einer Dachluke hineinſprangen.

Ei was fanden ſie da für eine vornehme Geſellſchaft, die größtentheils ſchon verſammelt war! Da ſaßen die ſchönſten Katzenfräulein mit ihren Müttern im Kreiſe herum, und jede hatte ſich auf das Prächtigſte geſchmückt, ſo ſchön eine jede nur konnte. Manche hatten Ketten von Mäuſezähnchen und Sperlingsſchnäbeln um den Hals geſchlungen, andere hatten Bruſtketten von künſtlich geflochtenen Rattenſchwänzen, noch andere trugen Tauben- und Hahnenfedern als Kopfputz und hatten bunte Bänder und Taſchentücher als Shawls um ſich genommen. Und die Kater mit ihren kecken Bärten ſtanden außen um den Kreis herum und unterhielten die Damen.

Aber ſolch ein ſchönes ſeidenes Kleid wie Liddy hatte doch keine der Damen, und es machte großes Aufſehen, als ſie mit jungfräulich niedergeſchlagenen Augen an ihres Geliebten Pfote in die Verſammlung trat. Die neidiſchen Katzenfräulein ſteckten die Köpfe zuſammen und flüſterten einander zu: „Seht doch die! Seht doch das altmodiſche Kähnchen; es ſchleppt ja bis auf die Erde, man ſieht gar nicht, was für eine Farbe ihr Fell hat! Gewiß hat ſie eine Klumppfote, weil ſie ſich ſo vermummt, oder es iſt ſonſt nicht Alles in der Ordnung!“

Das war nur der Neid, der aus ihnen ſprach; und jede dachte im Stillen: „Ach, wenn ich doch auch ein ſo ſchönes Kleid hätte!“

Die jungen und alten Kater hingegen waren ſehr galant gegen die ſchüchterne Liddy; ſie ſchloſſen einen Kreis um ſie, und die ihr zunächſt ſtehenden ſuchten zu der Ehre zu gelangen, ihr zartes Pfötchen küſſen zu

dürfen; ſie mußten es aber verſtohlen thun, damit es der eiferſüchtige Hinz, der jetzt die übrigen Damen willkommen hieß, nicht bemerkte. Diejenigen, welche nicht zum Pfotenkuſſe gelangen konnten, ſuchten wenigſtens ihre Schwänze zärtlich um den ihrigen zu ſchlingen.

Jetzt wurde Milch mit eingebrockter Semmel herumgereicht und für die Kater gehacktes Mäuſefleiſch und Taubenknöchelchen. Der umſichtige Hinz hatte auch außerdem noch für Unterhaltung geſorgt. Eine lebende zappelnde Maus, mit dem Schwanz an einen Bindfaden geknüpft, war hoch aufgehängt und die jungen Kater ſprangen nach derſelben in die Höhe und ſuchten ſie zu erhaſchen. That nun einer einen Fehlſprung, ſo gab es vieles Gelächter. Die Katzenfräulein unterhielten ſich dagegen mit Bällen und ſpielten mit einem Sperling, dem die Flügelfedern ausgerupft waren, ſo daß er nicht auffliegen konnte.

Die allgemeine Heiterkeit wurde aber durch einen Kater unterbrochen, der zitternd und bebend hereinſtürzte. Sein Geſicht war kreideweiß vor Schreck, und er konnte lange Zeit vor innerer Aufregung kein Wort hervorbringen. „O Unglück! o Jammer! o Unglück! Edelſter der Kater!“ So jammerte er.

„Nun, was gibt es denn?“ wurde er von allen Seiten gefragt.

„O das Unglück!“ fuhr der Kater, oft von Schmerz unterbrochen, fort; „o Du trefflicher Muz! unſer Aller Freund! Zeitlebens geſchändet! — In die Küche war er geſchlichen und hatte eine gebratene Henne aufgefunden, die der liebevolle Gatte ſeiner geliebten Miesmies bringen wollte, welche in den Wochen liegt. O der Jammer! da erwiſchte ihn der grauſame Koch, und hieb ihm unbarmherzig ſeinen herrlichen Schwanz mit dem ſcharfen Hackmeſſer ab!“

Die ſämmtlichen Kater und Kätzen, welche die ſchreckliche Geſchichte mit angehört hatten, drückten die Ohren an den Kopf, ließen ihre Schwänze hängen und ſtimmten ein herzzerreißendes Klagegeſchrei an. Thränen floſſen aus allen Augen und Alle riefen: „Wehe! wehe! mau! mau!“ So war ein ſo allgemeines Wimmern und Heulen, daß keiner den andern mehr verſtehen konnte. Vergebens war es, daß der galante Hinz, der ein ſehr aufmerkſamer Wirth war, Erfriſchungen herumreichen ließ.

Die delikateſten Hühnergerippe und Häringsköpfe blieben unberührt, ſo hatte Traurigkeit alle Herzen erfüllt.

Da trat zu rechter Zeit durch die Dachluke ein ſtattlicher grauer Kater herein, um deſſen Hals ein glänzender Orden hing. Es war der Kater Baunſch, und er ſtand mit einem Sprunge mitten in der Geſellſchaft. Das Klagegeſchrei war mit einem Male verſtummt; alle Anweſenden ſtürzten ihm entgegen, und von allen Seiten ertönte ein freudiges „Mian! Mian! Willkommen, willkommen!“ Wer ihm nahe ſtand fiel an ſeine Bruſt und umpfotete ihn. „Nun erzähle! erzähle!“ ertönte es von allen Seiten. „Erzähle von Deiner Reiſe!“

Als der ſo beſtürmte Baunſch endlich zu Worte kommen konnte, ſagte er: „Da wäre viel davon zu ſagen, meine Freunde! Aber wenn ich Euch Alles erzählen wollte, was ich geſehen und erfahren habe, brauchte ich viele Nächte dazu. Ihr müßt Euch gedulden, bis ich meine Reiſebeſchreibung in den Druck geben werde. Das ſoll bald geſchehen und ſo lange müßt Ihr Geduld haben. Um jedoch Eure Neugier einigermaßen zu befriedigen, will ich Euch jetzt ein Bruchſtück aus derſelben mittheilen, als Vorſchmack von dem, was Ihr zu erwarten habt.“

„Bravo, bravo!“ erſcholl es aus allen Ecken, und Baunſch ſprang auf eine leere Kiſte, die daſtand, um von Allen geſehen und gehört zu werden, und nachdem er etwas weniges geputzet und ſich geräuſpert und ein Schlückchen Häringslake geſchlürft hatte, um ſich die Kehle geſchmeidig zu machen, begann er:

„Meine werthen Freunde! Es iſt Euch Allen bekannt, daß geſtern Nachmittag ich mich mit meinem Herrn, dem Luftſchiffer Meiſter Zamboccari, in einen Luftballon ſetzte, um gemeinſchaftlich mit ihm eine Luftreiſe in die höheren Regionen zu machen. Ich ſchweige von unſerm Aufſteigen und könnte auch nur wenig davon mittheilen, da mir, bald nachdem wir uns etwas über die Erde erhoben hatten, ſo ſchwindelig wurde, daß ich die Augen feſt zuſchließen mußte. Ich bekam die heftigſte Luftkrankheit, die in ihren Erſcheinungen Vieles mit der Seekrankheit gemein hat, indem ſie, wie dieſe, den Magen zu unwillkührlichen Grüßen zwingt. Faſt zwei Stunden lang hatte ich ſo im fürchterlichſten Katzen-

jammer zuſammengekrümmt wie todt dagelegen, als Meiſter Zambeccari mich ſchüttelte und mir zurief: „„Nun, Baunſch, willſt Du denn immer fort ſchlafen?““

„Ich öffnete die Augen und ſah, daß wir hoch oben in der Luft ſchwebten. Meine Luftkrankheit war vorbei, und ich fühlte mich ganz wohl und munter. Ich ſah herunter nach der Erde, konnte ſie aber nicht eher auffinden, als bis mein Herr ſie mir zeigte und mich durch ſein Perſpektiv nach ihr ſehen ließ. Es war ein kleines ſchwarzes Pünktchen, nicht größer als ein Hühnerei, und es war mir unbegreiflich, wie ich auf derſelben bisher Platz gehabt hatte; denn ich kann Euch auf Katzenehre verſichern, ſie war nicht größer, als ein Hühnerei.“

„„Wenn Dirs recht iſt, Baunſch,““ ſagte jetzt Meiſter Zambeccari zu mir, „„ſo wollen wir zuerſt einen Beſuch auf der Sonne machen!““

„„Das iſt mir eben lieb!““ antwortete ich; denn es fröſtelte mich ein wenig in der kalten Luft, und wir ſtiegen in unſerm Ballon immer höher und höher. Den Mond und einige hundert Sterne ließen wir links und rechts liegen, und ſegelten gerade auf die Sonne los. Es war beinahe Sonnenuntergang, als wir daſelbſt anlangten und unſern Anker auswarfen, und das war zu unſerm Glück, denn wären wir früher gekommen, wir hätten es vor Hitze nicht aushalten können. Die Helligkeit war aber ſo groß, daß ich anfangs meine Augen nur halb öffnen konnte, ſo blendete mich das glänzende Licht.“

„Ei, was gab es da Alles zu ſehen! Sperrt nur Eure Schnauzen und Naſen auf, Ihr Freunde, über das, was Ihr nun hören ſollt! Und Pfote auf's Herz! es iſt Alles die reine, lautere Wahrheit, was ich Euch berichte. Der Sonnenboden war ſo heiß, wie ein glühendes Eiſen und glutroth. Ich getraute mich gar nicht eine Pfote auf den Boden zu ſetzen; ſicherlich wäre ich gleich zu Aſche verbrannt.“

„Da ſprangen mit einem gewaltigen Sprunge zwei Sonnenkater in unſern Ballon. Es waren ein paar Zollbeamte, welche gekommen waren, den Ballon zu viſitiren und zu unterſuchen, ob wir keine verbotene Waare bei uns hätten, als z. B. Katzenfallen, Tellereiſen, Schwanenhälſe und

ähnliche mörderiſche Fanginſtrumente. Als ſie mich aber erblickten, erkannten ſie mich gleich für einen der Ihrigen, reichten mir auf die freundlichſte Weiſe ihre Pfoten und boten mir ihre Dienſte an.“

„Wollen Sie denn nicht näher kommen, verehrter Fremdling?“ frug mich einer der Zollkater, und ich erwiederte ihm: „O wie gern! Aber ich bin barpfotig und fürchte mich zu verbrennen.“

„Das iſt auch wahr!“ entgegnete der Kater, und er ſprang fort und kam bald mit zwei Paar Pantoffeln zurück, die er mir an die Pfoten zog. Die Pantoffeln paßten mir wie angegoſſen und ſie hatten Sohlen von Eis, welches ſo künſtlich gearbeitet war, daß es nicht ſchmolz und die Pfoten immer kühl hielt.“

„Ich frug den Meiſter Zamberrari, ob er nicht mit mir kommen wolle, ſich die Sonne näher zu beſehen; er ſcheute jedoch die große Hitze und fürchtete, ſeine Stiefeln, die er erſt vor kurzem neu hatte beſohlen laſſen, zu verſengen auf dem glühenden Boden. Deshalb zog er es vor, zurückzubleiben, verſprach mir aber, in ſeinem Ballon zu warten, bis ich zurückkehren werde.“

„Mit einem Sprunge ſtand ich auf dem Sonnenboden und erblickte nun Dinge, von denen ich mir nie etwas hatte träumen laſſen, ſelbſt nicht nach dem Genuſſe einer doppelten Portion Katzenmünze.“

„Die Sonnenſcheibe iſt ein großer runder Teller von hellpolirtem Meſſing, unter welchem beſtändig ein großes lohendes Feuer unterhalten wird, woher die große Hitze kömmt. Jede hundert Schritte ſteht ein mächtig großer Baum, der ſtatt der Blätter lauter Lampen trägt, in die aus den Aeſten des Baumes beſtändig Oel zufließt. Alle dieſe Tauſende von Lampen brennen, ſo lange es Tag ſein ſoll; ſoll aber die Sonne untergehen, ſo werden ſie ausgelöſcht. Vor Allem müßt Ihr aber wiſſen, daß auf der Sonne keine Menſchen leben. Sie iſt ein großes Katzenreich, welches von einem großmächtigen König regiert wird. Für das Katzengeſchlecht iſt aber Alles ſo vortrefflich eingerichtet, daß es nicht beſſer zu wünſchen iſt und daß man ſich nicht genug darüber wundern kann. Es iſt hier immer warm, es regnet niemals, und Kälte und Schnee kennt man nicht einmal dem Namen nach.“

„Nun hört nur weiter! Als ich auf die Sonnenſcheibe ſprang, hatten ſich bereits mehrere Kater und Kätzen eingefunden, die mich Alle auf das freundlichſte begrüßten, und als ich ihnen ſagte, daß mein Aufenthalt nur von kurzer Dauer ſeyn könne, ſo bemühten ſie ſich, mir in der Geſchwindigkeit einige ihrer Sehenswürdigkeiten zu zeigen. Es wurde ein kleiner Spaziergang vorgeſchlagen, was mir ſehr angenehm war."

„Die weite Reiſe hatte mich jedoch etwas angegriffen, und ich empfand nach der überſtandenen Luftkrankheit einen beträchtlichen Durſt und Hunger. Ich ſagte dieß meinen Begleitern gerade zu, denn unter Freunden muß man aufrichtig ſeyn; aber ſie verſtanden mich nicht, da ſich die Worte Durſt und Hunger nicht in ihrer Sprache befinden, indem ſie dieſe Bedürfniſſe gar nicht kennen, ſo vortrefflich iſt ihr Reich geordnet. Ich ſuchte deshalb mich ihnen durch Zeichen verſtändlich zu machen, und das gelang mir auch zuletzt, und ſie riefen: „Da wollen wir gleich helfen!"

„Wir gingen eine Strecke weiter und ſtanden bald am Ufer eines kleinen Sees. Statt des Waſſers enthielt derſelbe weiße ſüße Milch, auf der zu oberſt eine Kruſte von dicker fetter Sahne ſchwamm ſtatt der Meerlinſen und Waſſerfäden, und ſtatt des Schlammes befand ſich auf dem Boden ein dicker Satz von weißem Zucker. Wer Luſt zu trinken hatte, bückte ſich nieder und ſchlürfte von dem ſüßen Getränke ſo viel er wollte, und das that auch ich, und fühlte mich ſchnell erquickt und geſtärkt. Wir ſetzten darauf unſern Gang fort und kamen an mehrere kleine Seen oder Teiche, deren einige mit Milchbrei, andere mit Hirſebrei gefüllt waren. Statt der Weiden und Ellern, wie es hier zu Lande der Fall iſt, waren ihre Ufer eingefaßt mit einer ganz eigenen Art von Bäumen. Die Blätter derſelben waren Zwiebacke und Biscuits, und ſtatt der Früchte hingen Würſte und Schinken und Gänſe- und Hühnerbraten an denſelben. Jeder, der Appetit zu dem einen oder andern hatte, durfte nur zulangen. Zwiſchendurch ſchlängelte ſich ein Bach, in welchem eingeſalzene Häringe luſtig herumſchwammen; in andern plätſcherten geſottene Karpfen und Hechte, und hoben ihre Köpfe über das Waſſer empor, ſo daß ſie leicht zu ergreifen waren. Rechnet man noch dazu, daß ganze Schwärme geſpickter

und gebratener Tauben herumflogen, nach denen man nur die Tatze auszuſtrecken brauchte, um ſie zu fangen, ſo war für den Appetit eines Jeden geſorgt, und ich konnte dieſe vortrefflichen Anſtalten nicht genug bewundern."

„I! i! Mian! mian!" riefen die meiſten der Zuhörer, und der Mund lief ihnen voll Waſſer.

Baumſch ließ ſich aber nicht irre machen, und fuhr in ſeiner Erzählung fort: „Wir wollten nun weiter nach einem Gemüſegarten gehen, in welchem die feinſten Gemüſe gleich geſotten und gekocht aus der Erde wachſen, als eine Botſchaft von dem Könige ankam, der meine Ankunft erfahren hatte und mich zu ſprechen wünſchte. Zwei Kammerherren, ein Paar große Cyperkater, jeder mit einem Kammerherrnſchlüſſel geſchmückt, die mir die Botſchaft überbracht hatten, erboten ſich, mich zu Seiner Majeſtät zu begleiten, und wir machten uns ſogleich auf den Weg. Durch einen anmuthigen Felſengang, deſſen Wände mit Hirſchſchädeln und deren großen Geweihen verziert waren, gelangten wir in den Palaſt, eine offene Höhle. Es war dieß nur die Familienwohnung des Königs, und man ſah weder einen Thron, noch ſonſtige königliche Pracht in derſelben. Auf einer ausgebreiteten Hirſchhaut lag der König, ein großer Löwe, in halbſitzender Stellung, und neben ihm ſeine Gemahlin, die Königin, eine liebliche Tigerin mit hellgelbem ſchöngeſtreiftem Fell, welche ſich zärtlich an ihn ſchmiegte. Jedes von ihnen hatte eine goldene Krone auf dem Haupte, und der König einen großen Stern auf der Bruſt. Zu ihren Füßen ſpielten ihre beiden Kinder, ein Prinzchen und eine kleine Prinzeſſin, mit dem Reichsapfel und dem Zepter, und hinter dem Königspaare ſaß ein Affe und wedelte ihnen mit einem Pfauenſchweife Kühlung zu, während andere Affen, auf einem überhängenden Baume ſitzend, die Violine und Flöte ſpielten, wenn ein großer Uhu ſang."

„Der König empfing mich ſehr gnädig und leutſelig und frug mich über meine Reiſe und über die Verhältniſſe der Erde. Ich erſtattete ihm über Alles Bericht, ſo gut ich vermochte, was er ſehr gnädig aufnahm. Glücklicher Weiſe hatte ich in meiner Reiſetaſche einiges Spielzeug mit-

genommen, und überreichte dem Prinzchen und der Prinzeſſin eine Klappermühle und eine Knarre. Dieſe Spielwerke ergötzten die beiden Königskinder ſo ſehr, daß ſie deckenhoch ſprangen, zu der Königin Mutter liefen, um ſie ihr zu zeigen, und die Königin war ſelbſt darüber ſo erfreut, daß ſie mir ihre zarte Tatze zum Kuſſe darreichte."

„Jetzt zog der König ſeine goldene Repetiruhr aus der Taſche und ſagte: „„Es iſt Zeit, die Sonne untergehen zu laſſen. Ausgelöſcht!"" Er brüllte das letzte Wort ſo ſtark, daß man es auf der ganzen Sonne hörte, und ſogleich kletterten die vielen Tauſende von Lampenwärtern auf die Bäume und löſchten die Lampen aus. Da dieß jedoch bei ihrer großen Menge nicht mit der gehörigen Vorſicht geſchehen konnte, ſo glimmten und dampften viele derſelben eine Zeitlang fort. Der Rauch war aber ſchön roſenroth gefärbt, und ſo nennt man unten auf der Erde dieſes Dampfen die Abendröthe. Und ſo iſt es auch des Morgens, wenn die Lampen wieder angezündet werden und nicht gleich brennen wollen, was wir die Morgenröthe nennen."

„Bei der Beleuchtung und Heizung ſind, wie geſagt, viele tauſend Katzen angeſtellt, welche ſie zu beſorgen haben, und dieſe haben wegen der großen Hitze ihre Pelze abgelegt und laufen zu ihrer Bequemlichkeit ohne Haut, ganz nackt und bloß herum, was freilich nicht ganz ſchicklich iſt."

„Der König entließ mich jetzt auf das Huldvollſte, und war ſo zufrieden mit meinem Berichte, daß er mir mit hocheignen Pfoten den rothen Mäuſeorden um den Hals hing, und befahl, mir vor meiner Abreiſe ſeinen Jagdpark zu zeigen. Dieß geſchah, und ich lernte wieder ſo viel Merkwürdiges kennen, daß ich viele Wochen nöthig hätte, Alles, was ich ſah, zu erzählen. Nur ſo viel ſei erwähnt, daß in dem Parke die wunderbarſten Bäume und Blumen ſtanden. Da war unter andern ein dichtes Gebüſch von Katzenmünze und Baldrian, welches einen Sonnenblumenwald begrenzte; die Blumen waren ſo groß wie Wagenräder und ihre Stengel wie Eichbäume. Der Wald war belebt von Hirſchen und Rehen und wilden Schweinen, und hier pflegte der König ſeine Jagden zu halten. Wie man mir erzählte waren dieſe Jagden auf das Prächtigſte ein-

gerichtet und der König ſelbſt ein vortrefflicher Schütze. Findet eine ſolche Jagd auf der Sonne Statt, ſo ſagt man einfältiger Weiſe unten auf der Erde, es ſei ein Gewitter; jeder Schuß erſcheint unten als ein Blitz, und der Knall als Donner; den Pulverdampf nennt man Wolken und das Jagdgeſchrei Windesgeheul."

„Wir gingen nun weiter, kamen, nachdem wir den Park verlaſſen hatten, an mehrern tiefen, dunkeln Höhlen vorbei, in denen die Ochſen, Schweine und Schafe für die Hofküche gemäſtet wurden, die man auch auf der Erde ſehen kann und Sonnenflecken nennt, und ſtanden am Fuße eines ungeheuer hohen Berges, welcher aus einem einzigen großen, hellpolirten Spiegel beſtand, mit Tauſenden von Lampen behängt. Ein Glück für mich, daß die Lampen bereits ausgelöſcht waren, ich wäre ſonſt gewiß erblindet, da meine Augen an den hellen Glanz, welchen der Spiegelberg zurückſtrahlt, nicht gewöhnt waren. Obgleich die Erde ſo weit von der Sonne entfernt iſt, ſo kann man ja nicht einmal in dieſer Entfernung in die Sonne ſehen, ohne daß einem die Augen von Thränen überlaufen."

„Meine Begleiter luden mich ein, mit ihnen den Spiegelberg zu erſteigen, von deſſen Gipfel man eine herrliche Ausſicht genöſſe; aber zu rechter Zeit fiel mir Meiſter Zambeccari ein, den ich über all' den Herrlichkeiten ganz vergeſſen hatte. Ich beeilte mich deshalb an das Sonnenufer zu kommen, wo unſer Ballon vor Anker lag, und langte gerade daſelbſt an, als Zambeccari im Begriff war, den Anker zu lichten und abzuſegeln."

„„Nun, Du biſt mir auch der Rechte!"" rief er mir ganz erzürnt entgegen; „„der Burſche denkt gar nicht an die Rückkehr und läßt mich hier in der Luft ſchweben und vor Langweile und vor Hunger faſt vergehen! So eben wollte ich abſegeln, da mir aller Proviant ausgegangen iſt!""

„Ich ſuchte den erzürnten Meiſter zu beſänftigen und brachte ihm einige Milchſemmeln, einen Gänſebraten und einen Schinken mit, den ich unterwegs im Vorbeigehen von den Bäumen abgepflückt hatte, worüber er ſehr erfreut war und ſich die leckern Gerichte wohlſchmecken ließ. Nach-

dem er ſich geſättigt, lichteten wir den Anker und flogen wieder ins Weite. Wir machten einen Beſuch auf dem Monde und auf mehrern Sternen, unter andern auf dem großen Bären, der uns, als wir vorbeifahren wollten, ſo freundlich zuwinkte und uns einlud, daß wir ſeinen Bitten nicht widerſtehen konnten. Es würde aber zu weit führen, dieß Alles jetzt zu erzählen, und ich verweiſe Euch, meine Freunde, auf meine Reiſebeſchreibung, in der Ihr Alles genau nachleſen könnt. Deshalb für jetzt nur noch einige Worte über meine Rückkehr zur Erde."

„Ich hatte mich bei meinem Beſuche auf der Sonne ſo erhitzt und es war mir ſo warm unter meinem Felle, daß ich auf der fernern Reiſe und bei unſerm Aufenthalte auf dem kahlen Monde und den Sternen beſtändig fröſtelte und fürchten mußte, einen tüchtigen Katarrh zu bekommen. Ich bat deshalb meinen Begleiter, den Rückweg auf die Erde anzutreten. Der hatte aber noch keine Luſt dazu, und er ſchlug mir vor, da er für meine Geſundheit beſorgt war, mich mit dem Fallſchirme, den wir bei uns führten, auf die Erde niederzulaſſen, auf welche Weiſe ich daſelbſt viel ſchneller ankommen würde, als auf dem Ballon. Ich entſchloß mich um ſo eher dazu, als ich mein Wort gegeben hatte, bei dieſer achtbaren Aſſemblée zu erſcheinen, und ein ehrlicher Kater muß ſtets Wort halten. Ich ſetzte mich deshalb in den Fallſchirm und mein Begleiter ſchnitt die Schnur ab, die den Schirm mit dem Ballon verband. Mit reißender Schnelligkeit ſtürzte ich hinab, und ich fürchtete den Hals zu brechen bei meiner Ankunft auf der Erde. Als ich jedoch ſo einige Meilen hinabgeſtürzt war, entfaltete ſich der Fallſchirm und drehte ſich mit mir wie ein Kreisel, und ſo ſchwebte ich ganz gemächlich hinab und erreichte wohlbehalten. . ."

„A!" erſcholl es jetzt aus der Verſammlung, und dieſem Schrei folgte ein kicherndes Gelächter. Alle ſahen ſich danach um und erblickten einen ſchmucken jungen Kater, der die liebliche Kitty umarmt hielt, mit ihr ſchäkerte und ihr Küſſe auf den Mund druckte, weshalb ſie geſchrien hatte. Mit einem Blicke hatte Hinz erkannt, was da vorging, und mit einem Sprunge ſaß er dem verliebten jungen Kater auf dem Halſe, puffte, kratzte und biß ihn in ſeiner Eiferſucht, daß Haare und Stücken Fell herumflogen und der Anſpruch mit Blut befleckt war. Auf das jäm-

merkliche Geſchrei des jungen Katers ſprangen deſſen Verwandte und Freunde zu ſeiner Vertheidigung herbei, und fielen über den eiferſüchtigen Hinz her, dem wieder ſeine Freunde beiſprangen. In einigen Minuten war die Katzbalgerei allgemein; Jeder kratzte und biß blind gegen Freund und Feind um ſich herum, und auch die arme Liddy bekam ihr gutes Theil; denn die neidiſchen Katzenfräulein fielen über ſie her, riſſen ihr das ſchöne Taffetkleid vom Leibe und richteten ſie durch Kratzen und Beißen ſchrecklich zu.

Der Kampf war jetzt auf den höchſten Gipfel der Erbitterung geſtiegen und das Gebeul und Geſchrei war ſo groß, daß alle Hunde in der ganzen Gaſſe erwachten und durch Bellen und Heulen mit einſtimmten. In dieſem Augenblicke öffnete ſich die Thür der Vorkammer und der Bediente des Bürgermeiſters trat, bewaffnet mit einer großen Hetzpeitſche, herein. Er war durch den Lärm, das Heulen und Schreien aus dem Schlafe geweckt worden, und hieb nun mit ſeiner Peitſche blindlings unter die Kämpfenden. Himmel! was gab es da für Hiebe! Nur Wenige gingen leer aus, und die Verſammlung ſtob aus einander und Jeder ſuchte ſich durch die Flucht zu retten. Einige ſprangen durch die Dachluken, andere ſuchten die Dachſparren zu erreichen und noch andere verkrochen ſich unter die Simſe. In einigen Minuten war von der ganzen Geſellſchaft nichts mehr zu ſehen, als Büſchel ausgeriſſener Haare, Stücken Fell und Blutſpuren, und die Ruhe war völlig wiederhergeſtellt.

Wir haben aber ſo lange nichts von der guten Jungfer Kunigunde gehört, die, wie wir wiſſen, ſich hatte zu Bette legen müſſen wegen des gehabten Aergers, daß es Zeit wird, uns nach ihr umzuſehen. Ach, das arme Gundchen lag hart und feſt danieder. Sie hatte ein Gallenfieber bekommen und war viele Tage lang ohne Bewußtſein. Ein Glück war das für die enttäuſchte Liddy, welche nach Verlauf von acht Tagen unbemerkt von ihr in dem traurigſten Zuſtande zu dem eben offenen Fenſter hereinſchlich. Sie war abgemagert und ohne alle Bekleidung, ihr zartes Fell war zerriſſen und ihr ſonſt ſo ſchönes Haar verwildert und mit Blut befleckt. Die Katzenmutter Mina machte einen Sprung vor Entſetzen, als ſie ſie erblickte, und rief ihr entgegen: „Um des Himmels willen, wo

kömmſt Du her, und wie ſiehſt Du aus! Da haſt Du es nun ſelbſt erfahren, was ich Dir vorher geſagt habe!"

Unter vielen Thränen und Schluchzen erzählte nun Liddy ihrer Mutter, was ihr Alles begegnet war während der acht Tage ihrer Abweſenheit. Sie hatte Hunger und Durſt gelitten, da ſie nicht daran gewöhnt war, eine Maus zu fangen, und ihr Geliebter, der ihr anfangs ſo ſehr geſchmeichelt, hatte ſie gemißhandelt, und zuletzt von ſich geſtoßen und fortgebiſſen, da ihm eine andere Katzenjungfrau beſſer gefallen hatte. Wie geſagt, es war ein Glück für ſie, daß ſich Jungfer Kunigunde in einem Zuſtande befand, der ihr nicht erlaubt hatte, ihre Abweſenheit und jetzt ihre Rückkehr zu bemerken.

Nach einiger Zeit kam jedoch Jungfer Kunigunde wieder etwas zu Kräften und zeigte wieder einige Theilnahme für das, was um ſie her vorging. Als ſie Liddy in ihrem traurigen Zuſtande erblickte, rief ſie aus: „Aber Du mein Himmel! Wie ſiehſt Du denn aus, Liddy? Man ſieht es wohl, daß ich mich um nichts habe bekümmern können! Ihr habt es gewiß recht ſchlecht gehabt und habt rechte Noth gelitten, Ihr armen Kinder, und der Mops iſt gar geſtorben!"

Liddy erholte ſich indeſſen von Tag zu Tag und wurde wieder dick und rund, und nach acht Wochen war auch Jungfer Kunigunde ſo weit wieder hergeſtellt, daß ſie ihren erſten Ausgang machen und eine ihrer Raſſeſchweſtern beſuchen wollte. Sie zog ſich, wie ſonſt, ſtattlich an, ſtieg auf einen Stuhl und langte ihre papperne Hutſchachtel von dem Kleiderſchranke herunter, auf welchem ſie gewöhnlich ihren Platz hatte. Aber hilf Himmel! als ſie hineinblickte, da lag Liddy in derſelben auf dem Sommerhute und unter ihr vier junge Kätzchen, welche noch blind waren. Liddy hatte ihr Wochenbette in der Schachtel aufgeſchlagen.

Vor Entſetzen ließ Gundchen die Schachtel auf die Erde fallen, und hatte kaum Zeit, die Worte: „Liederliche Dirne!" herauszuſtoßen, als ſie vom Schlage gerührt todt zu Boden ſank. Als man ihr Teſtament öffnete, fand man, daß ſie für ihre Katzen und übrigen Thiere ein Vermächtniß

gemacht hatte, nach welchem dieſelben, ein jedes bis an ſeinen Tod, gewartet und verpflegt werden ſollten, wie bei Lebzeiten der Jungfer Kunigunde. Und an dieſer Wohlthat nahm auch Liddy Theil, obgleich ſie es nicht verdient hatte, da Jungfer Kunigunde ihren Namen gewiß in dem Teſtamente würde ausgeſtrichen haben, wenn ſie nicht ſo plötzlich geſtorben wäre.

Das Heimchen.

Es war einmal ein Graf und eine Gräfin, die hatten schon zehn Jahre lang in Liebe und Einigkeit mit einander gelebt. Sie besaßen viel Geld und Gut, Schlösser und Meiereien und viele Aecker und Wiesen und Wälder, und hatten Alles, was ihr Herz sich nur wünschen konnte die Hülle und die Fülle. Da hätte man nun glauben sollen, sie lebten so recht zufrieden und glücklich, wie die Engel im Himmel; aber so lebten sie nicht, denn es fehlte ihnen doch etwas, und gerade das Beste. Sie hatten keine Kinder, und gute Kinder sind mehr werth, als alles Geld und Gut.

Das fühlten der Graf und die Gräfin, und sie waren deshalb recht betrübt, wenn sie daran dachten, am meisten der Graf, der sich so sehr darüber härmte und grämte, daß er ganz hinfällig wurde vor Gram. „Was hilft mir," sagte er, all mein Geld und Gut, da ich keine Kinder habe, denen ich es einmal hinterlassen kann, wenn ich sterbe! Jeder Bauersmann, der Kinder hat, ist glücklicher als ich!"

Und da hatte der gute Graf ganz Recht, und der Gräfin ging es sehr zu Herzen, da sie den Grafen so sehr lieb hatte.

Einsmals waren nun einige vornehme Damen bei der Gräfin zum Kaffee, und unter ihnen befand sich auch eine Fee, mit der die Gräfin von Jugend auf bekannt war. Diese nahm die Gräfin bei Seite und sagte zu ihr: „Meine liebe Fee, ich habe ein großes Anliegen und eine große Bitte an Dich!" denn sie nannten sich einander Du, da sie sich von Jugend auf kannten. „Du weißt es, daß ich keine Kinder habe, und daß mein Gemahl darüber zu Grunde geht. Du bist so mächtig, daß Du mir helfen kannst, wenn Du willst. Schaffe mir doch ein Kind, dann ist uns geholfen und wir sind glücklich und zufrieden. Mehr wünschen wir ja gar nicht."

Die Fee schüttelte den Kopf und sagte: „Meine liebe Freundin, die Menschen wissen selten, ob das gut für sie ist, was sie sich wünschen, und Du weißt es auch nicht. Die Geburt eines Kindes wird Dir den Tod bringen, und Dein Kind wird viel zu leiden haben in seiner Jugend, und ich habe nicht Macht genug, all das Unglück von ihm abzuwenden, das es treffen wird. Nimm deshalb Deine Bitte zurück!"

Die Gräfin liebte aber ihren Gemahl so sehr, daß sie gern sterben wollte, wenn er nur glücklich und zufrieden wäre, und so bat sie so lange, bis endlich die Fee ihren Bitten nachgab und sagte: „Dein Wunsch soll erfüllt werden!"

Wer war da glücklicher, als die Gräfin! Es dauerte auch nicht lange, da fing sie an zu kränkeln und mußte sich zu Bette legen, und nach neun Monaten brachte sie ein Kind zur Welt. Das Kind war ein Knäbchen, so schön, wie man noch nie eines gesehen hatte, schön wie der klare Tag. Es hatte große dunkelblaue Augen und schwarze Härchen, und auf

dem Rücken zwiſchen den Schultern die Zeichnung eines goldgelben Krönchens.

Seine Mutter war aber ſo ſchwach, daß ſie fühlte, es ſei aus mit ihr und ſie müſſe ſterben. Sie ließ deshalb ihre alte Amme ſchnell herbeirufen, und empfahl derſelben ihr Söhnchen; ſie hatte aber noch nicht ausgeredet, als ſie die Augen ſchloß und ſtarb. Ihr Tod war ſo ſchnell gekommen, daß ſie nicht einmal Zeit gehabt hatte, von ihrem geliebten Gemahle Abſchied zu nehmen, da er eben auf der Jagd war.

Die Gräfin war nun todt und der Graf auf der Jagd; da überkam die alte Amme ein böſer Gedanke. Sie hatte eine Tochter, welche an einen Stallknecht des Grafen verheirathet war und erſt geſtern einen Sohn geboren hatte. „Jetzt könnteſt Du für Dein eigen Fleiſch und Blut ſorgen! Wenn Du die beiden Knaben vertauſchteſt, ſo wäre das Glück Deines Enkels für immer gemacht; denn Niemand wüßte um den Tauſch. Jeder iſt ſich ja ſelbſt der Nächſte!“

So dachte die böſe Amme; und wie gedacht, ſo gethan. Sie holte ihren kleinen Enkel im geheim herbei, hüllte ihn in die feinen Windeln und zog ihm die feinen Kleiderchen an, und den kleinen Grafen trug ſie hinüber zu ihrer Tochter, ohne daß es Jemand bemerkte. Ihr Enkel war aber ein recht häßliches Kind; es hatte kleine graue Augen, einen Mund, der von einem Ohre bis zum andern reichte, und rothe, borſtige Haare. Zwiſchen ſeinen Schultern hatte er ein rothes Feuermahl, das einem Hufeiſen glich, auf derſelben Stelle, wo ſich bei dem kleinen Grafen das goldene Krönchen befand.

Nun lag der Sohn des Stallknechtes in der vergoldeten Wiege, und der Sohn des Grafen auf einigen Lumpen in einem Backtroge, der zur Wiege dienen mußte, da der Stallknecht keine Wiege hatte.

Als der Graf von der Jagd nach Hauſe kam, erfuhr er, was ſich zugetragen hatte, und ſo ſehr ihn der Tod der Gräfin betrübte, ſo ſehr erfreute ihn die Geburt eines Sohnes. Er wurde zugleich von Schmerz und von Freude ſo beſtürmt, daß er mit dem einen Auge weinte, ſo daß ihm die Thränen herabfloſſen, und mit dem andern lachte; das war aber recht grauerlich anzuſehen. In ſeiner Freude ſah der gute Graf gar nicht, wie

häßlich das Kind war, das man für das ſeinige ausgab; er nahm es aus der Wiege und herzte und küßte es.

Die betrügliche Amme zeigte ihm das rothe Hufeiſen, welches das Kind zwiſchen den Schultern hatte, und ſagte, das wäre eine Krone, welches die hohe Abkunft des Kindes bewieſe. Und das glaubte ihr auch der Graf, weil alle Knaben in ſeiner Familie, und auch er ſelbſt, ein Krönchen mit auf die Welt gebracht hatten.

Nachdem die verſtorbene Gräfin mit vielem Pompe und unter vielen Thränen des Grafen in der Kapelle des Schloſſes begraben war, wurde der falſche kleine Graf getauft und erhielt den Namen Ruprecht, und der wirkliche kleine Graf wurde auch getauft und Otto genannt.

Nun nahm die Noth des wahren Grafenſohnes ihren Anfang. Er mußte den ganzen Tag lang in ſeinem Backtroge liegen, und Niemand bekümmerte ſich um ihn, und wenn er weinte und ſchrie, bekam er die Ruthe. Der kleine Stallgraf wurde aber gewartet und gepflegt, und bekam Alles, was er nur verlangte, und die Ruthe kannte er gar nicht. Beide Kinder wuchſen aber heran. Wenn der Ruprecht Hunger hatte, ſo bekam er Kuchen und Zucker und Pfeffernüßchen, der wirkliche kleine Graf erhielt aber nur ein Brodrindchen, das er oft kaum beißen konnte, ſo hart war es. Dafür hatte er aber auch Zähnchen ſo weiß wie Elfenbein und ſo ſcharf wie Meſſerklingen, Ruprecht dagegen hatte ſchwarze Zähne, die ihm immer wehthaten.

Als Ruprecht zwölf Jahre alt geworden war, ſollte er etwas lernen und es wurde ein Hofmeiſter angenommen, der ihn unterrichten ſollte. Er hatte aber gar keine Luſt, etwas zu lernen, zerriß die Bücher und die ſchönen Bilder, die er bekam, und war gegen ſeinen Lehrer ſo unartig und boshaft, daß dieſer nach einiger Zeit das Schloß verließ, da er nichts mit dem böſen Buben zu thun haben wollte, der in ſeiner Bosheit ihm alles nur erdenkliche Herzeleid anthat. Der böſe Knabe lief lieber den ganzen Tag müßig herum, peitſchte die Hunde, oder jagte die Hühner und Gänſe. Am liebſten war er aber im Pferdeſtalle, wo er die Pferde ſtriegeln und bürſten half, oder ihnen Hafer in die Krippe ſchüttete und

Heu auf die Raufe steckte. Das hatte er gewiß von seinem Vater geerbt, der, wie Ihr wißt, ein Stallknecht war.

Der kleine Otto wäre gern in die Schule gegangen, um etwas zu lernen; er durfte aber nicht, weil er arbeiten sollte. Er wurde in die Küche gethan und mußte da Wasser und Holz herbeitragen, und Feuer anzünden, und den Bratenwender drehen, und durfte sich nicht umsehen, sonst bekam er Schläge. Da hatte es das arme Kind, das doch ein ordentlicher Graf war, recht schlimm, und seine Hände waren oft blutig und voller Schwielen von der schweren Arbeit, und sein Rücken voller Striemen von den vielen Schlägen, die er bekam. Er mußte auch in der Küche auf der Erde auf einem Bündel Stroh schlafen, und das war so hart, daß er oft nicht einschlafen konnte und die halbe Nacht hindurch wachte und weinte. Da kam immer ein Heimchen unter dem Herde hervor, wo es seine Wohnung hatte, und zirpte und sang ihm Liederchen vor, so daß er doch zuletzt einschlief. Er hatte aber auch das gute Heimchen recht lieb und streute ihm aus Dankbarkeit jeden Abend ein Bißchen Mehl hin, damit es keinen Hunger leiden sollte; und das merkte das Heimchen gar wol.

Eines Tages ging einmal der alte Graf durch die Küche und sah den Knaben, von dem er nicht wußte, daß er sein Sohn war. Der kleine Otto mußte eben den schweren Bratenwender drehen, und der Graf blieb lange bei ihm stehen und war ganz erstaunt über die Schönheit des Kindes, das seiner verstorbenen Gemahlin so ähnlich war. Er frug, wessen Kind der Knabe sei, und sagte dann: „Diese Arbeit ist zu schwer für das schwache Kind! Das ist keine Beschäftigung für einen so kleinen Knaben! Er soll morgen zu mir kommen und der Spielgeselle meines Sohnes seyn, der ohnehin keinen Umgang hat."

Das war aber ein Todesschreck für die alte Amme, als sie es hörte. Sie fürchtete, daß es entdeckt werden möchte, wessen Sohn der kleine Otto sei, und sie sann sogleich auf neue Ränke.

Als sich Abends Otto auf sein Stroh gelegt hatte, um zu schlafen, kam wie gewöhnlich das Heimchen unter dem Herde hervor und sagte zu ihm: „Mein guter Otto, Du darfst nicht länger hier bleiben. Sie

wollen Dich morgen früh in den tiefen Wald führen, wo Dich die wilden Thiere freſſen ſollen. Geh' Du aber nur getroſt mit und habe keine Furcht! Ich werde mich unter Deinen Reiſekleidern verſtecken und mit Dir gehen, und will Dir dann ſchon weitern Rath geben."

Otto glaubte, er habe geträumt, da er das Heimchen früher niemals hatte ſprechen hören; aber am nächſten Morgen kam die alte Amme und ſagte zu ihm: „Otto, Du mußt ſogleich mit in den Wald fahren, wo Du Holz zuſammenleſen ſollſt. Sei aber fleißig, damit Du keine Schläge bekommſt, wenn Du faul geweſen biſt!"

Nun merkte er wol, daß das Heimchen die Wahrheit geſagt hatte. Die böſe Amme ſagte aber zu dem Grafen, der Kuchenjunge wäre in der Nacht davongelaufen, weil er ihr geſtohlen hätte, auf das Schloß zu gehen. Und damit mußte ſich der alte Graf zufrieden geben.

Otto ſetzte ſich auf den Wagen, auf welchem er mit in den Wald fahren ſollte, und nun ging die Reiſe fort, tief, tief in den wilden Wald hinein, wo zuletzt gar kein Weg mehr zu ſehen war. Da hieß ihn der Fuhrknecht abſteigen, und fuhr weiter, und ſagte, er werde ihn Abends wieder abholen, er ſolle nur recht fleißig ſeyn.

Als der Fuhrmann ſo weit fort war, daß man ihn nicht mehr ſehen konnte, kroch das Heimchen aus Otto's Kragen hervor, wo es bis jetzt ganz ſtille geſeſſen hatte, und ſagte: „Nun müſſen wir uns fertmachen, folge mir nur nach!" Und es flog immer eine kleine Strecke voraus, und ſetzte ſich dann nieder, bis Otto ihm nachgekommen war, und wenn er es in dem dichten Gebüſche nicht ſehen konnte, ſo rief es: „Schrill, ſchrill, ſchrill!" und Otto ging ſeiner Stimme nach.

Als es anfing Nacht zu werden, legte ſich Otto unter einen Eichbaum auf das weiche Moos nieder und ſchlief bald ein, denn ſo weich hatte er in ſeinem Leben noch nicht gelegen. Das Heimchen ſetzte ſich aber neben ihn und hielt Wache. Da kam in der Nacht ein großer grimmiger Wolf herbeigelaufen, und als er den Knaben unter dem Eichbaume liegen und ſchlafen ſah, wollte er eben einen großen Sprung thun, um ihn zu packen und zu freſſen, als das Heimchen laut zu ſingen anfing:

„Schrill, schrill, schrill!
Wolf, gleich stehe still!
Das ist des edlen Grafen Sohn,
Laß' von ihm ab, mach' Dich davon,
Sonst wartet Deiner schlechter Lohn!
Schrill, schrill, schrill!
Wolf, gleich stehe still!"

Und der grimmige Wolf stand wie festgezaubert, bückte sich tief vor dem schlafenden Kinde und trabte dann schnell davon, ohne ihm ein Leid anzuthun.

Nach einiger Zeit kam ein wilder Eber angeschnaubt und wetzte seine großen Hauer, und wollte über den schlafenden Otto herfallen. Da sang das Heimchen wieder:

„Schrill, schrill, schrill!
Eber, stehe still!
Das ist des edlen Grafen Sohn,
Laß' von ihm ab, mach' Dich davon,
Sonst wartet Deiner schlechter Lohn!
Schrill, schrill, schrill!
Eber, stehe still!"

Und der Eber stand, wie angenagelt, verneigte sich und lief in den Wald hinein. Der kleine Otto hatte aber von dem allen nichts gehört, so sanft und fest schlief er auf dem weichen Moose.

Als es Tag geworden war, trieb das Heimchen zum Weitergehen, und Otto brach sich von einem Haselnußstrauche einen Stecken ab, um sich auf denselben zu stützen, denn er war das lange Gehen nicht gewohnt und vom gestrigen Wege noch sehr ermüdet. So wurde den ganzen Tag lang fortgegangen, und Otto pflückte die Beeren ab, die am Wege standen, um sich mit denselben seinen Hunger und Durst zu stillen, da er sonst nichts zu essen und zu trinken hatte.

Die Sonne wollte eben untergehen und es war schon recht dämmerig in dem dicken Walde, als zwei Männer dem kleinen Otto entgegenkamen. Sie sahen beide recht wild aus mit ihren großen Bärten,

hatten große Schwerter umgeschnallt und in ihren Gurteln nakte Dolche und Messer. Otto erschrak, als er die wilden Männer erblickte, und wollte sich hinter einem Busche verbergen. Sie hatten ihn aber schon gesehen, und der eine rief ihm zu: „Heda, Bürschchen! Wohin des Weges?“

Zitternd antwortete Otto: „Ich suche eine Herberge!“

„Höre Du, Bürschchen!“ sagte der Mann, „Du siehst mir gerade so aus, als ob Du Deinen lieben Aeltern davongelaufen wärest! Nun, das thut nichts; ich hab's eben so gemacht. Hier gibt es weit und breit kein Wirthshaus; Du kannst aber mit in unsere Wohnung kommen!“

Otto wagte nicht Nein zu sagen, denn er fürchtete sich so sehr, die beiden Männer nahmen ihn in ihre Mitte, und so ging es immer tiefer in den Wald hinein, in die Kreuz und in die Quere, über Steck und Stein, bis sie zulezt an einer Felswand still standen. Der eine der Männer that einen lauten Pfiff, da rollte eine große Platte der Felswand auf die Seite, und sie traten in eine Höhle, die tief in den Felsen hineinging und sich zulezt in eine große gewölbte Halle erweiterte. Das war aber eine Räuberhöhle und viele Räuber saßen an Tischen umher und zechten und fluchten, und an den Wänden hingen Schwerter und Dolche und Waffen aller Art.

„Was bringt Ihr denn da für ein Kind! was soll der Knirps hier? Der ist überflüssig! Soll ich ihm den Schädel einschlagen?“ fragte einer der Räuber, und der arme Otto zitterte wie ein Espenlaub vor Furcht.

„Laß ihn!“ sagte einer von Otto's Begleitern, „wir können ihn schon brauchen! Ich war eben so jung, als ich zu Euch kam, und jezt bin ich Euer Hauptmann. Wer ihm etwas zu Leide thut, der hat es mit mir zu schaffen, und dem schlage ich den Schädel ein! Merkt das!“

Und er ließ dem erschrokenen Otto zu essen geben, und ihm, da er keine Lust zu essen hatte, in einer Nebenhöhle sein Nachtlager auf einem auf die Erde gebreiteten Schaffelle anweisen. Da kroch, als sich Otto niedergelegt hatte, das Heimchen hervor, und flüsterte ihm ins Ohr: „Sei ohne Furcht, es geschieht Dir hier nichts Böses!“

Das tröstete den guten Otto, und er schlief, ermüdet wie er war, bald ein. Kaum hatte er aber ein paar Stunden geschlafen, als ihn der

Räuberhauptmann aus dem Schlafe rüttelte und zu ihm ſagte: „Auf auf! Du muſt mit uns kommen!“

Etwa ein halbes Dutzend Räuber verließen jetzt bei finſterer Nacht die Höhle, und einer derſelben nahm den zitternden Otto auf ſeine Schultern, da er zu ſchwach war, ihnen zu Fuß zu folgen. So zogen ſie ein paar Stunden weit und machten bei einer einſam liegenden Meierei Halt. Auf der nach dem Felde zu liegenden Seite des Hauſes war außer der verſchloſſenen Thür nur noch ein kleines Gitterfenſter; die dicken eiſernen Stäbe deſſelben waren aber ſo enge, daß ein ſtarker Mann kaum ſeinen Arm durchſtecken konnte.

„Hier kriche hinein!“ ſagte jetzt einer der Räuber zu Otto, wende Dich ſodann links bis an die Thür, und ſchiebe die Riegel zurück, die ſie von innen verſchließen. Hüte Dich aber, daß Du keinen Lärm machſt, ſo lieb Dir Dein Leben iſt!“

Und er hob den kleinen Otto zu dem Gitter hinauf, das dieſer nicht erreichen konnte. Das Gitter war aber ſo enge, daß der Räuber ihn mit Gewalt hindurch ſchieben und preſſen mußte, und dabei wurde das arme Kind ſo geſchunden und zerfleiſcht, daß ihm das Blut von ſeinen Schultern und Armen herunterfloß. Ganz betäubt ſtand er endlich in dem dunkeln Hauſe, und er wagte es nicht, ſich von der Stelle zu rühren.

Nach einer Weile rief der Räuber durch das Gitter leiſe hinein: „Nun wird's bald? Wart' ich will Dir helfen!“ und er warf einen Stein zu dem Gitter hinein, der aber glücklicher Weiſe den Knaben nicht traf.

Jetzt ſchlüpfte das Heimchen unter Otto's Wagen hervor und ſagte zu ihm: „Tritt auf die Seite!“

Das that Otto, und ſo flogen die Steine, welche die Räuber durch das Gitter nach ihm warfen, alle an ihm vorüber.

Durch das Werfen und das Geräuſch, welches die Räuber draußen machten, waren die Hunde auf dem Hofe der Meierei wach geworden und fingen laut zu bellen an, wodurch der Pächter, der auf der Meierei wohnte, erweckt wurde. Dieſer rief ſogleich das ſämmtliche Geſinde zuſammen, und als der Hof ſo lebendig wurde, hielten es die Räuber nicht für rathſam, länger draußen zu bleiben, und machten ſich nun davon.

Am Morgen fand man den armen Otto in dem dunkeln Gange. Er hatte ſich mit ſeinem verdunkelten Körper und zerriſſenen Kleidern in eine Ecke zuſammengekauert und litt große Schmerzen. Man hielt ihn für einen Genoſſen der Räuber und ſie wollten ihn als ſolchen anſpeitſchen; als er aber erzählte, wie Alles gekommen war, erlaubte ihm der gutmüthige Pachter auf dem Hofe zu bleiben.

Und Otto blieb da, mehrere Jahre lang. Er war von Allen geliebt, denn er war gefällig und dienſtfertig gegen Alle. Keine Arbeit war ihm zu gering und er griff mit an und half, wo er nur konnte. Alle hatten ihn deshalb lieb, am liebſten hatte ihn aber der gute Pachter, der ihn wie ſein eigenes Kind hielt, da er keine Kinder hatte. Er ließ ihn in die Schule gehen, und Otto war ſo fleißig, daß er in Kurzem das nachholte, was er in früherer Zeit nicht hatte lernen können, ſo daß er bald der geſchickteſte Schüler in der Schule war. Und was er in der Schule nicht lernte, das lehrte ihm das Heimchen, welches in jeder Nacht zu ihm kam und ſich mit ihm unterhielt und ihm gute Lehren gab.

So war Otto ſechzehn Jahr alt geworden, als in einer Nacht das Heimchen zu ihm ſagte: „Nun muß ich von Dir ſcheiden, Otto! Du bedarfſt meiner nicht mehr: das Schwerſte haſt Du überſtanden. Bleibe aber gut und rechtſchaffen, und Dein Schickſal wird ſich wenden, und Du wirſt noch recht glücklich werden!“ — Mit dieſen Worten flog es davon und ließ nichts mehr von ſich hören, was dem guten Otto recht von Herzen Leid that.

Am folgenden Morgen kam der Vogt der Meierei, ein vornehmer Graf, an, um einige Tage in der ſchönen Gegend zuzubringen. Er ſah Otto, der jetzt zu einem ſtattlichen Burſchen herangewachſen war, und deſſen feine Züge und edles Geſicht gar nicht zu ſeiner ſchlechten Kleidung paßten. Dem Grafen gefiel der hübſche und thätige Burſche, und er bat den Pachter, ihm denſelben zu überlaſſen, da er ihn zu ſeinem Knappen machen wolle. Ungern willigte der Pachter ein; er konnte aber zu ſeinem Herrn nicht Nein ſagen, und ſo ritt Otto nach einigen Tagen mit dem Grafen ab nach der Burg deſſelben.

Der Graf ließ nun den neugekleideten Otto in Allem unterrichten,

was ein Knappe wiſſen muſte; er lernte reiten, mit der Armbruſt ſchieſſen und fechten, und das ging in Kurzem ſo gut, daß der Graf ihn zu ſeinem Leibpagen machte, der ihn immer begleiten muſte, er mochte nun auf die Jagd, oder zu einem Luſtturnier reiten. Otto wurde bald ein Meiſter in allen den Uebungen, die zu jener Zeit der Page eines vornehmen Herrn wiſſen muſte, und die Zuneigung des Grafen wuchs von Tag zu Tag.

Vier Jahre lang war nun Otto auf der Burg des Grafen, da wurde hoher Beſuch angemeldet. Der König wollte einige Tage auf der Burg zubringen, um in den großen Wäldern, die ſie umgaben, zu jagen. Da wurden große Anſtalten getroffen, den hohen Beſuch würdig zu empfangen; die Burg wurde geſchmückt, große Fahnen wehten auf ihren Zinnen und die ganze Dienerſchaft erhielt neue koſtbare Livreen. Endlich kam der König an mit ſeinem Gefolge; von den Thürmen ertönte Muſik, und der Graf ritt dem Regenten entgegen, um ihn zu empfangen und in die Burg einzuführen. Ein Feſt folgte nun dem andern, Gaſtmähler, Tänze, Wettrennen wurden gehalten, Spiele aller Art getrieben, und für den dritten Tag eine große Jagd angeordnet. Mit Aufgang der Sonne rückte die Jagdgeſellſchaft aus, und der Graf ritt immer an der Seite des Königs. Viele Hirſche und Rehe wurden getödtet, und gegen Mittag ſollte die Erlegung eines wilden Schweines, das viele in den Wald vertheilte Treiber herbeitrieben, den Beſchluß der Jagd machen.

Der König und der Graf hielten eben zu Pferde auf einem kleinen offenen Platze, als der wüthende Eber ſchnaubend aus dem Dickicht herausſprang. Bei ſeinem Anblick wurde des Königs Pferd ſcheu, bäumte ſich, blieb mit dem einen Fuße an einer Baumwurzel hängen, ſtürzte nieder und warf den König zu Boden. In demſelben Augenblicke warfe der wüthende Eber auf den auf der Erde liegenden König los, und wollte ihn mit ſeinen ſcharfen Hauzähnen zerfleiſchen. Alle waren erſtarrt vor Schreck und Entſetzen und keiner dachte in ſeiner Beſtürzung daran, dem Könige zu Hülfe zu kommen. Da ſprang der muthige und entſchloſſene Otto, welcher hinter ſeinem Herrn hielt, ſchnell von ſeinem Pferde und ſtellte ſich mit vorgehaltenem Schwerte vor den König und [illegible]

wüthenden Eber in den Rachen. Otto bekam eine jedoch nur leichte Wunde, aber der König war gerettet.

Otto's Muth und Entſchloſſenheit wurde von Allen gerühmt und bewundert, und als der König ſich ein wenig von ſeinem Schrecken erholt hatte, befahl er ſeinem Lebensretter niederzuknieen, und hing ihm mit eigner Hand in Gegenwart des ganzen Jagdgefolges eine goldene Medaille mit ſeinem Bildniſſe um den Hals. Und dieſe Ehre hatte er auch verdient, und Niemand beneidete ihn darum.

Wie ſtand es aber während dieſer langen Zeit mit dem untergeſchobnen Grafenſohn Ruprecht? Schlecht genug für alle die, welche mit ihm zu thun hatten. Ruprecht war zu einem rohen, eigenſüchtigen Menſchen herangewachſen, dem man auch nicht eine einzige Tugend nachrühmen konnte. Er war gewaltthätig und rachſüchtig gegen ſeine Untergebenen, und boshaft und hinterliſtig gegen die, welche ihm gleichſtanden. Jedermann ging ihm aus dem Wege, wenn es möglich war. Bei dem geringſten Vergehen peitſchte er ſeine Diener, und ſelbſt ſein eigner Vater, der Stallknecht, hatte oft Schläge von ihm bekommen, denn er wußte nicht, daß er ſein Vater war. Die alte Amme, ſeine Großmutter, die ſich manchmal ein tadelndes Wort gegen ihn erlaubte, hatte er ebenfalls mehr als ein Mal mit eigner Hand geſchlagen und ſie zuletzt aus dem Schloſſe peitſchen laſſen, und den Grafen, ſeinen vermeintlichen Vater, behandelte er ſo ſchlecht, daß deſſen Haare vor der Zeit grau geworden waren. Der alte Graf hatte gar keinen eignen Willen mehr; Alles mußte geſchehen, wie Ruprecht es wollte, Alles mußte ihm gehorchen; Jeder zitterte vor ihm. Ja, ſo weit war es gekommen!

In dieſer Zeit ſchrieb der König ein großes Turnier aus, welches an dem Königshofe gehalten werden ſollte. Herolde ritten nach allen Himmelsgegenden aus und luden jeden mannhaften Ritter dazu ein. Auch an den alten Grafen, Ruprecht's vermeintlichen Vater, gelangte eine Einladung, die er jedoch abzulehnen wünſchte, da er ſo krank und hinfällig war, daß er die Reiſe nicht zu überſtehen glaubte. Anders wollte es aber Ruprecht; er beſtand darauf, daß der alte Mann mit ihm zum Turniere reiten müſſe, wo er ſich die Ritterſporen zu verdienen hoffte. Es half kein

Bitten und Flehen, der kranke Graf mußte gehorchen und ihm', wie gewöhnlich, auch jetzt seinen Willen thun. Reiten konnte aber der alte schwache Mann nicht, und mußte sich in einer Sänfte tragen lassen. Daß auch Otto sich mit seinem Grafen eingefunden hatte, kann man sich denken.

Am Vorabende des eigentlichen Turniers versuchten sich die Knappen in allerlei Kampfspielen. Otto und Ruprecht zeichneten sich dabei vor allen Andern aus, jener durch seine Gewandtheit, dieser durch seine Stärke, und jedem von ihnen wurde ein Kampfpreis zuerkannt und der erste für Otto, der zweite für Ruprecht bestimmt, und außerdem wurden beide zu Rittern geschlagen und durften als solche nun an dem morgenden Turniere Theil nehmen. Ruprecht war aber ergrimmt in seinem Herzen, daß er nicht der erste war, und daß einer von unbekannter niedriger Herkunft, der nicht einmal der Sohn eines Ritters war, ihm, einem Grafensohne, voranging. Seine Erbitterung stieg aber noch höher, als der König Otto bei der Hand faßte und ihn der sämmtlichen Ritterschaft als seinen Lebensretter vorstellte, und seiner Prinzessin Tochter befahl, ihm den Helm, den er als Dank oder Kampfpreis erhalten sollte, mit eignen Händen auf's Haupt zu setzen. Ruprecht schäumte vor Wuth, als er dieß mit ansehen mußte, und er schwur dem guten Otto, den er hier zum ersten Male sah, ewige Rache in seinem Herzen.

Am folgenden Tage fand das Turnier Statt, und Alles war auf das Prächtigste eingerichtet. Alle Ritter des Königreiches und viele aus fremden Ländern waren herbeigekommen und hielten auf ihren wiehernden Streithengsten vor den Schranken, angethan mit glänzenden Rüstungen, auf dem Kopfe blanke Helme mit hoch wehenden Federbüschen, in den Händen schwere Lanzen; die schönsten Edeldamen und liebliche Fräulein, geschmückt mit kostbaren Kleidern und glänzenden Edelsteinen, saßen strahlend von Schönheit auf den hohen Balkonen; für den König war ein prächtiger Thron errichtet, auf welchen er sich, umgeben von seinem Hofstaate, niederließ, und außerhalb der Schranken standen Tausende von Zuschauern, welche aus der ganzen Gegend herumgeströmt waren.

Auf ein Zeichen mit der Trompete öffneten sich die Schranken, und

die Ritter ritten in dieſelben ein. Zu Anfang kämpften ganze Haufen oder Rotten mit einander, und es geſchahen viele Thaten der Tapferkeit und Gewandtheit, und als dieſer Kampf beendigt war, begann der Kampf Einzelner mit einander. Da ſuchte ſich nun Ruprecht den ihm verhaßten Otto zu ſeinem Gegner aus, und ging ihm mit kaum verhaltener Wuth zu Leibe. Es bedurfte vieler Verſuche von Otto's Seite, den wiederholten wüthenden Angriffen ſeines ihm an Körperkraft überlegenen Gegners zu widerſtehen, und der Kampf dauerte lange, ohne daß einer über den andern einen Vortheil gewann; allmählig ſchien jedoch Ruprecht's Kraft nachzulaſſen, und Otto benutzte dieſen Augenblick, ihm einen ſo kräftigen Stoß mit der Lanze beizubringen, daß er ihn aus dem Sattel hob. Mit großem Geräuſch ſtürzte Ruprecht vom Pferde und lag da mit ſeiner ſchweren Rüſtung wie todt, wobei das Blut aus ſeinem geſchloſſenen Viſire hervorquoll.

Als dieß Otto bemerkte, ſprang er augenblicklich vom Pferde und beugte ſich zu dem Verwundeten nieder, um ihn den Helm abzunehmen und ihm Hülfe zu leiſten. Wie er aber ſo neben ihm kniete, zog Ruprecht heimtückiſcher Weiſe einen verborgenen Dolch hervor und führte mit demſelben einen ſo mächtigen Stoß gegen Otto's Bruſt, daß er gewiß ſein Herz durchbohrt haben würde, wenn die Spitze des Dolches nicht die Medaille getroffen hätte, die Otto, als ein Gnadengeſchenk des Königs, ſtets an einem Bande auf der Bruſt trug.

Alle Ritter und Edle, die dieß mit angeſehen hatten, waren empört über dieſe treuloſe und unritterliche That, und Alle waren einverſtanden, daß Ruprecht wegen dieſer Niederträchtigkeit unwürdig ſei, der edlen Ritterſchaft länger anzugehören.

Noch lag er ausgeſtreckt auf der Erde, da Jedermann ſich ſcheute, ihm, dem Ehrloſen, zu Hülfe zu kommen, und Blut floß fortwährend aus ſeinem Munde, als ein beſonderes Ereigniß die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich zog. Auf einer Tragbahre wurde eine alte im Sterben liegende Frau hereingebracht und mitten in den Schranken an Ruprecht's Seite niedergeſetzt. Ein Mönch ging neben der Tragbahre her. Die ſterbende Frau war die alte Amme, welche den Grafenſohn mit dem des Stallknechtes

vertauſcht hatte. Jetzt, im Begriff zu ſterben, hatte ſie ihr Gewiſſen gedrängt, dieſe Unthat dem ſie begleitenden Mönche in der Beichte zu entdecken, um wegen dieſer Sünde Abſolution zu erhalten.

Eine feierliche Stille herrſchte jetzt in der ganzen Verſammlung, und der Mönch erhob ſeine Stimme, ſo daß er von Allen verſtanden werden konnte: „Dominus vobiscum! All' Ihr Anweſenden, König, Ritter, Knappen und Volk! Vernehmt meine Stimme und bittet mit mir Gott, daß er einer ſchweren Sünderin verzeihen möge! Dieſe hier liegende Sterbende, die bald vor ſeinem Richterſtuhle ſtehen wird, hat mir gebeichtet, daß ſie vor nunmehr zwei und zwanzig Jahren eine Sünde begangen hat, die ſie, ſo weit es möglich iſt, wieder gut machen will, ehe es für ſie zu ſpät iſt. Vernehmt das ſchändliche Verbrechen! — Es wurden einſt an demſelben Tage zwei Knäblein zur Welt geboren, das eine dem edlen Grafen, der, von Krankheit und Kummer niedergebeugt, hier vor uns ſitzt und nicht erwartet, was er jetzt hören wird, das andere einem Stallknechte dieſes Grafen, deſſen Schwäherin dieſe ſterbende Sünderin iſt. Der Teufel, der nie müßig iſt, wenn er eine Seele für ſein Höllenfeuer fangen kann, gab ihr den teuflischen Gedanken ein, dieſe beiden neugebornen Kindlein zu vertauſchen, ſo daß der Sohn des Stallknechtes als Sohn des Grafen, und der Sohn des Grafen als der des Stallknechts angenommen und erzogen wurde. Der wirkliche Sohn des Grafen erhielt in der heiligen Taufe den Namen Otto, und der des Stallknechts Ruprecht. Ein Zeichen, daß der erste der wirkliche Grafensohn iſt, ſoll ſeyn ein goldenes Kreuzchen, das er als Abzeichen ſeines Stammes zwiſchen den Schultern trägt, da ſich bei dem Sohne des Knechtes an derſelben Stelle ein Feuermahl in Geſtalt eines Hufeiſens befindet."

„Jetzt, Du Sünderin", wendete ſich nun der Mönch zu der Sterbenden, „ſchwöre noch einmal bei dem Zeichen des Gekreuzigten, daß Du Wahrheit geſprochen und gebeichtet haſt!" Und er zog bei dieſen Worten ein Kruzifix aus ſeiner Kutte und hielt es der alten Amme vor, welche es mit ſchwacher Hand an ihre Bruſt und an ihre Lippen drückte.

Voll Erſtaunen hatten Alle dieſer Rede zugehört, und ein Jeder hatte den Athem an ſich gehalten, um jedes Wort des Mönches zu ver-

nehmen. Ruprecht, der ebenfalls alles mit angehört hatte, lag noch seufzend und stöhnend auf der Erde. Da durchflog ein Murren des Unwillens die Versammlung und es erschollen Verwünschungen aus Vieler Munde über ihn und seine schändliche Großmutter, die man auf ihrer Bahre aus den Schranken trug.

Und der König erhob sich von seinem Sitze und befahl, den unwürdigen Ruprecht wegen seines hinterlistigen Dolchanfalls auf den edlen Otto auf der Stelle aus der Ritterschaft auszustoßen, in die er kaum erst eingetreten war. Dieß geschah; man nahm ihm seine Waffen und Rüstung Stück für Stück ab und zerbrach sie zu seinen Füßen und vor seinen Augen. Diese Schande und der erlittene Blutverlust wirkten so stark auf den Stolzen, daß ein Schlagfluß seinem elenden Leben auf der Stelle ein Ende machte.

Ein neues Ereigniß zog jetzt Aller Blicke nach oben. Ein mit Rosenguirlanden geschmückter Wolkenwagen schwebte gleich einer Purpurwolke hoch aus der Luft herab und ließ sich mitten in der Versammlung der Ritter nieder. In ihm saß eine wunderschöne, heldselige, majestätische Frau, angethan mit einem Gewande, das mehr aus einer Rosenwolke, als aus einem andern Stoffe gewebt zu seyn schien. Ein goldnes Diadem schmückte ihr blondes Haar, und in der Hand hielt sie ein goldnes Stäbchen. Als der Wolkenwagen die Erde berührte, trat sie schwebend aus demselben und stand mitten unter den Rittern und Edlen an Otto's Seite. Sie schwang drei Mal ihr Stäbchen, neigte sich vor dem Könige und sprach sodann: „Wenn die Wahrheit, die Ihr so eben gehört habt, noch eines Zeugnisses bedarf, so bin ich die, welche ein solches geben kann. Ich bin die Fee Heiminia, die Freundin von Otto's verstorbener Mutter, und ich übernahm es bei ihrem Tode, aus Liebe zu ihr, über die gefahrvollen Jugendjahre des mutterlosen Kindes zu wachen. Unter der Gestalt eines Heimchens habe ich meinen Schützling viele Jahre lang begleitet, und habe alle Gefahren, die ihn von seiner Geburt an drohten, so weit meine Macht reichte, von ihm abgewendet und zum Guten gelenket. Dank dem Himmel! Er hat nun Alles, was ihn bedrohte, überstanden, und ich übergebe ihn jetzt seinem rechtmäßigen Vater, dessen Trost und Stütze er von nun an seyn wird!“

Mit dieſen Worten faßte die Fee Otto's Hand und führte ihn zu ſeinem Vater, der unter den Rittern ſaß und vor Erſtaunen und vor Freude kein Wort zu ſprechen vermochte; dann ſetzte ſie ſich wieder in ihren Wolkenwagen, ſchwang wie zum Segen ihr goldnes Stäbchen, erhob ſich und verſchwand vor Aller Augen.

Otto zog mit ſeinem alten Vater auf ſein Stammſchloß, und er wartete und pflegte ihn mit wahrer Kindesliebe, ſo daß der alte Mann ſich erſtaunlich verjüngte, noch viele Jahre lebte und erſt in ſpätem Alter ſtarb, nachdem ihm noch die Freude zu Theil geworden war, zwei blühende Enkel auf ſeinen Knien zu ſchaukeln.

Druck von Brockhaus und Avenarius in Leipzig.